



Bergalpe

Eine Berchtesgadener Erzählung

von

Richard Döfl.



Bergasyl.



Im Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart sind von demselben Verfasser erschienen:

Michael Cibula.

* Roman. *

Gr. 8°. Geheftet *M* 6.—, elegant gebunden *M* 7.20.



Der Hohn der Volkskerin.

== Roman. ==

Gr. 8°. Geheftet *M* 4.—, elegant gebunden *M* 5.—.



24
9695b

Bergsylv.



Eine Berchtesgadener Erzählung

von

Richard Voß.

„Es kommt mir ein entsetzlicher Gedanke:
Ich glaube, es giebt Menschen, die unglücklich
sind, bloß weil sie sind.“

Georg Büchner.

Dritte Auflage.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1898.

42519
9/9/98

Meiner Mutter

zugeeignet.

Das Evangelium ward von mir vernommen!

Mit Deinem Namen sei mein Buch begonnen,
Darin Du, Mutter, lebst im eignen Hause,
In unsrer lieben, stillen Alpenklause,
Wo Deinem Schmerzenssohn Du nachgekommen,
Da dieser aus der Welt sich fortgeschlüchtet,
Die Seele halb zermalmt und halb vernichtet
Den jungen Geist, und Glück und Lieb' zerronnen,
Wie an dem Strand der Wüste Meereswogen.

Des Friedens fromme Lüge ward gelogen:
Im „Frieden der Natur“ die Gruft gemauert,
Darin Du, Mutter, schwer um mich getrauert.
Es war ein Wahn, ich hatte mich betrogen:
Nur den Gestorbenen darf man begraben,
Nur ein Gestorbener kann Frieden haben!
— Ins Leben ward von neuem ich gezogen,
Und mutterseeleneinsam warst Du wieder.

Ia, mutterseeleneinsam warst Du wieder,
Die Witwe, die ihr letztes Gut verschenkte.
Auf Deine heil'gen Mutteraugen senkte
Der Himmel seine dunklen Wolken nieder.

Am Dein Asyl rauscht Herbstwind leise, leise,
Die alte, langverklungne Schlummerweise —
Doch keinen Schlaf darfst Du der Seele gönnen!

Nein, keine ew'ge Ruhe darfst Du kennen,
Bis wieder in dem tannumrauschten Hause,
In unsrer lieben, stillen Alpenklause,
Ich ausgeruht von unserm langen Trennen.
Bie dahin dürfen keine fremden Hände
Aufschreiben Deiner Leiden sel'ges Ende.
Kein Grabdenkmal darf Deinen Namen nennen!
— Wie, meine Mutter, wenn ich jetzt ihn schreibe,

Auf dieses Denkmal meiner Sohnesliebe.

Montelucco, Eremiti delle Grazie,
d. 17. Juli 1881.

Inhalt.

	Seite
1. Kapitel: Bergasyl	1
2. " Beim alten Gröhl	10
3. " Dedins Tagebuch	24
4. " Königseeefahrt	48
5. " Am Obersee	61
6. " Nach dem Sturm und vor dem Sturm	79
7. " Am Rande des Abgrunds	91
8. " Auf der Goken	99
9. " Der Einzug mit der Braut	111
10. " Herbststimmungen	128
11. " Nachsommer	148
12. " Novembertage	157
13. " Winter!	168
14. " Weihnachten in Bergasyl	188
15. " Faust und der Königsee	203
16. " Der Eislauf	218
17. " Margarete	229
18. " Auferstanden!	250
19. " Des Glückes Anfang und des Glückes Ende	265
20. " „Mein Hochzeitstag sollt' es sein!“	281
21. " Zermalmte Herzen	298
22. " In der Debe	317
23. " Tannhäuser zog aus dem Venusberg	332
24. " Flammen!	346
25. " Befreit und erlöst	361



Erstes Kapitel.

Bergafyl.

Wer die Landkarte von Deutschland vornimmt und dort den südlichsten Punkt aufsucht, der hat das Lokal gefunden, wo das Drama, das in dieser Geschichte erzählt werden soll, sich einmal — es ist noch gar nicht lange her — Scene für Scene abspielte. Auf der Karte ist der Platz gerade groß genug für den Knopf einer Stecknadel. Mit einem winzigen Büngelein kriecht — bohrt sich hier das große, deutsche Reich in das schöne Land Tirol hinein. Wenn man das Fleckchen auf der Karte betrachtet, denkt man unwillkürlich: „Ei Deutschland, wie kommst du hierher?“ Das nenn' ich sich etwas mutig in fremdes Gebiet wagen.

Schwer muß es übrigens gehalten haben, bis sich ein feddes, trotziges Hirtenvölklein in solch ein mächtiges Waldgebirge eingewöhlt und festgesetzt hat. Die bloße Umschau auf der Karte macht das begreiflich: ringsum ein von Felsen starrendes Alpenland! Bergspitze drängt sich an Bergspitze. Mancher stolze Gipfel ist bezeichnet, dazwischen hier und da ein einsamer Gletscher, hier und da ein buchtenreicher See.

Und gerade ein See bildet jenen allerletzten Punkt. Südlich wird er rings von Alpen umschlossen, von grauen, unzugänglichen Schroffen gefangen gehalten; aber nördlich davon scheint es ins Freie zu führen. Hier trennt ein Streifen Landes, so schmal, daß er kaum mehr als eine Linie ist, den See von einem zweiten, größeren, der selbst auf der Karte den Eindruck des Großartigen und Wilden macht; denn an seinem westlichen Rand liest man den Namen des Königs des deutschen Hochlands und nirgends scheint der rings das Blau umstarrende Fels Raum für sanftes Ufer gelassen zu haben. Man kann sich auch nicht vorstellen, wie hier andere Wege, als Hirten- und Jägerpfade in das Gestein gehauen sein könnten.

Die beiden Seen sind — das erkennt man auf den ersten Blick — vor Zeiten ein See gewesen. Ein großes Naturereignis hat die Scheidung vollbracht. Gewiß ließ die Katastrophe wilde Spuren zurück; jener schmale Streifen Landes muß die Trümmer eines ungeheuren Bergsturzes auf sich tragen.

An einer Stelle des größeren Sees rückt die Felsmasse ein wenig von dem Ufer zurück. Hier mag eine Wiese liegen mit Tannen- und Buchenwaldung; und gewiß steht auf dem lieblichen Platz ein Försterhaus, ein Kirchlein oder gar ein graues, ehrwürdiges Kloster. Dort muß es schön sein!

Der Ausfluß des Sees schlängelt sich als ein kleiner Fluß durch ein enges, hügelvolles Thal. Hier liest man den Namen eines stattlichen Marktfleckens, der für manches Ohr voller Klang ist, nennt er doch den schönsten Fleck Erde in Deutschland! Dann kommt das Borgebirg, darnach die Ebene.

Der ganze kleine Winkel macht den Eindruck, als habe sich dieses Stück Land wie ein müder Mensch von der Welt zurückgezogen, um in tiefster Einsamkeit alles von sich auszuschießen und fernzuhalten, was, mit wilden Daseinsfluten auf ihn einstürmend, seine Seele herausreißen könnte aus ihrem starren Traum. Und weiter läßt sich fabulieren, wie in diese dunkeln Wälder, in diese entlegenen Thäler, diese weltabgeschiedenen Halden das Leid des Menschen, sein Jammer, seine Verzweiflung, seine Liebe, sein Haß sich verbirgt und verkriecht, wie ein gehegtes, totwundes Wild. Es läßt sich phantasieren, wie hier, umschlossen von blumigen Matten, umgeben von dem Frieden der Alpen — ein freundliches, sonniges Bergasyl! Schicksale sich erfüllen, Tragödien des Lebens sich abspielen, so wild und unerbittlich, wie in diesen Thälern trotz aller Lieblichkeit die Natur ist: Alpenöde mit Nebel und düsterem, jagendem Gewölk! Abgründe, über denen der Adler kreist und in die der Jüngling, der Edelweiß pflücken will, hinunterstürzt! Starrheit des ewigen Schnees, Eiskapellen, Schluchten, in welche Lawinen niederdonnern, Menschenwohnungen und Menschenleben begrabend! Der Königssee in dunkler Nacht bei Sturm und Gewitter, die aufgewühlte Flut blitzumloht, das Notglöcklein von Bartholomä wimmernd, ein schwankender Nachen zerschellend am Falkenstein, ein Sterbeschrei

Der Wanderer, der vor etwa zehn Jahren das oberbayerische Bergland durchzog, von Berchtesgaden zum Königssee, diesen überschiffend zum Obersee, oder vom grünen „Kessel“ aus zur Gogernalm emporstieg — dieser glückliche, wohlgenute

Mann hätte sich's damals auch nicht träumen lassen, daß zu derselben Zeit, an denselben Orten etwas Furchtbares geschah — sich abspielte: einer Tragödie letzter Akt, letzte Scene.

Böge derselbe oder ein anderer jetzt dieselbe Straße von Berchtesgaden zum Königssee — es ist die obere und nicht die über Unterstein; auch nicht der Weg durch den schattigen Tannenwald, an der rauschenden Ache entlang! und böge er, etwas über der Hälfte des Weges, plötzlich um jenen hügeligen Vorsprung, der hier dichtbewaldet, als ein Vorberg des hohen Göhls nach der Straße zu abfällt, so würde er gewiß stutzen, gewiß erstaunt stehen bleiben, vor sich einen unerwarteten Anblick.

In mäßiger Steigung zieht sich rechter Hand eine weite Wiese den Hügel hinan, zu beiden Seiten von hochstämmigem, herrlichem Buchenwald eingefaßt, hinten von einem dunklen Kranz von Riesentannen umschlossen, der schönste Naturpark! Auf der Höhe, in die Waldung eingekistet, liegen die Ruinen einer Villa. Wer unten auf der Landstraße steht, erkennt halbgebrochene Säulen, eine fast gänzlich zusammengestürzte Halle, die feuergeschwärzten Trümmer eines Turmes. Der Brand mußte vor vielen Jahren stattgefunden haben. Aus welchem Grunde mag das schöne Haus nicht wieder aufgebaut worden sein? Seltsam!

Die verlassene Stätte reizt den Vorüberziehenden näher zu treten, zu schauen, zu verweilen.

Ein hohes Thor, dessen gebräuntes Schnitzwerk sich unter wildem Wein vor den Strahlen der Sommer Sonne schützen zu wollen scheint, so tief hat es sich darunter verkrochen, läßt ihn

eintreten. Lose hängt die Thür in verrosteten Angeln. Zufällig fällt das Auge auf den Griff: eine bronzene Chimäre mit weitaufgesperrtem Rachen — wunderliche Phantasie! Er steigt hinauf.

Ein fast unkenntlich gewordener grasbewachsener Weg führt ihn in den kühlen Laubgang des Parks. Über dem Haupt des langsam Schreitenden rauschen die Zweige, zu seinen Füßen flimmern die Sonnenstrahlen. Wie lichte Schmetterlinge gaukeln sie von einer Blume zur andern. Der Mann bleibt stehen, schaut dem Gesunkel zu und verfällt dabei in Träumereien. Ausblickend sieht er durch das sonnige Geäst der Buchen, wie durch einen schimmernden Schleier die strahlende Landschaft: Wiese, Wald, Thal und Gebirg. Grade ihm gegenüber steigt die Pyramide des Watzmann auf. Schmale Streifen schmelzenden Schnees gleichen ungeheuren glänzend weißen Schlangen, die sich an dem grauen Gestein in die Tiefe niederzuringeln scheinen. Er schreitet weiter. Welch eine Stille! Nur Waldesrauschen und Vogelsang! Da tritt er aus dem Helldunkel heraus in den vollen Glanz des Tages hinein. Noch einige Schritte und er steht vor dem Hause.

Über Marmorstufen gelangt er empor zu einer Terrasse, die eine wahre Wildnis auf sich trägt. Darauf betritt er das öde Gemäuer. — — Welch ein trauriger Anblick; aber zugleich, welch eine Poesie! Epheu und Walddrebe umwinden mit fast wilder Umschlingung die Wände, sie dadurch vor dem gänzlichen Einsturz bewahrend. Auch hier, wie überall, wo Mutter Natur frei waltet, ist aus einer wehmütigen Stätte ein fast liebliches Bild hingezaubert. Was das grausame Element

zerstört hat, verdeckt und verbirgt die gütige Mutter in ihrem Schoß und läßt Blumen darauf blühen. In dem wilden Garten singen Scharen von Vögeln. Sie haben sich in dem düstern Gezweig ihre Nester gebaut und feiern in dieser in Flammen aufgegangenen Behausung der Menschen ihr jubelndes Liebesleben. Wo die Decken eingestürzt sind, rankt sich Gaisblatt über die Öffnung. Matt fällt das Sonnenlicht hindurch, bescheint das grüne Gemach und die Spuren vernichteter, reicher Wohnlichkeit: hier ein Stück Parkettbodens, dort die goldige Pracht einer kostbaren Tapete. Überall raschelt und rauscht im feuchten Gras geheimnisvolles Leben. Sogar ein Paar girrender Waldtauben wird durch die Schritte des Wandelnden aufgeschreckt, und wie dieser vor einer Nische sich bückt, um nach dem blassen Gegenstand zu greifen, der zu seinen Füßen durch die Blüten eines Rosenstrauchs zu ihm aufleuchtet, zieht er das Fragment einer Marmorstatue aus diesem holden Grab hervor. Es ist ein Frauenkopf — das schöne Haupt der Venus von Milo.

Dieses erhabene Antlitz mit den großen, kalten, unirdischen und unsterblichen Zügen, abgeschlagen unter Rosen und Trümmern — das ist ein Anblick, der den Mann darauf hinstarren läßt, als sei der Marmor einst Leben gewesen und er sähe das Gesicht einer Toten.

Wo an die Terrasse die Ruinen einer Halle stoßen, an deren Wänden, halb von Gerank verhüllt, noch pompejanische Malereien sichtbar sind, wirft der Ermüdete sich unter einen Hollunderstrauch, der seine weißen Blütenbüschel im Sonnenschein schwankeu läßt, auf den Boden, wo duftender Thymian

auffprießt, die tiefblaue Gentiane und gelber Bienensaug. Von hier aus überblickt er das ganze Thal. Lang streckt es sich hin: Zuerst Wiese mit Tannenwald, dann eine weite, köstliche Au mit Hütten und Höfen, mit Hecken und Feldern. Nun schließt es sich zusammen: mächtig sich aufstürmendes, graues Gebirg.

Unten, dicht an der Straße, im Wäldlein von Obstbäumen, liegt ein stattlicher Bauernhof. Qualmend dringt es aus dem grauen Schindelbach hervor, steigt es in die Höhe, löst es in der klaren Luft als blauer Dunst sich auf.

Es wird Abend. Der tiefe Frieden ringsum wird immer tiefer, traumhafter, heiliger. Kein Laut und kein Hauch!

Aus den Trümmern baut sich der Träumer das eingäscherte Haus wieder neu auf. Dort steht es mit Turm und Erker, mit Terrassen, Balkonen und Hallen! Schnitzwerk an Gebälk und Giebel, Malereien an den Wänden, ein stattlicher Besitz, von Wiesen und Park umgeben, von freier Höhe niederleuchtend, weit ins Thal hinaus. Und drinnen in schönen Räumen edle Marmorgestalten und mit diesen zusammenlebend die Bewohner: Menschen, die das Schöne lieben und kennen, also auch das Gute, also auch das Wahre. Menschen, die das Leben erfahren und nun als müde Wanderer hier ausruhen, Frieden suchen, Frieden gefunden haben.

Wie — oder war es vielleicht ein junges, glückliches Paar, das sich hier auf einsamer Halde das Nest gebaut? Das mußte dann vollends ein Märchen gewesen sein! Horch! Schallte nicht Lachen einer hellen Frauenstimme von der Terrasse herab? Kauschte nicht ein Kleid über den Marmor-

boden der Halle? Und drunten im Buchengang, dort auf der Bank, sitzt sie dort nicht — sie selbst, die holde Herrin dieses kleinen Königreichs, im lichten Kleid, mit lichtem Haar — —

Der Phantast fährt auf und sieht — um sich Trümmer, Trümmer!

Hinter der Keitalp ist die Sonne untergegangen; schwerer Schatten lagert sich über der Ramsau. Nebel wallen auf! Aber der Hohe Göhl hat am Sonnenuntergang seine gewaltige Felsenfackel entzündet und leuchtet hoch in den dunkelblauen Himmel hinein. Selbst der düstre Tann steht verklärt. Von Berchtesgaden schallen die Glocken herüber und in den Hütten beten sie jetzt.

Der Wanderer ist aufgestanden, tritt auf die Terrasse hinaus, wendet sich zurück, steht vor dem Eingang des Hauses. Das ist ein Bogen, den schlanke Säulen tragen, und wieder züngeln ihm von droben die Chimären entgegen und auf dem Gebälk, von Reben und Rosen umkränzt, vermag er im Abendsonnenschein einige rauchgeschwärzte, halb verlöschte Worte zu entziffern, den Namen des Hauses: **Bergasyl**.

Bergasyl — ja, der Name paßt für den Ort! Bergasyl — besser und schöner wäre diese Stätte und dieses Haus gar nicht zu benennen gewesen! Ein Asyl hatte ein Müder sich hier gebaut, ein Asyl war hier einem Müden für immer zerstört worden. Nun, wahrscheinlich hatte der Mann längst eine andere Ruhestatt gefunden!

Noch mehr ist von den Flammen verschont geblieben und wird mit Mühe entziffert: Worte aus einem Spruche, einem Verse, den der Hausherr und Erbauer über den Eingang seines

Hauseß schreiben ließ. Der Fremde liest und ist ganz ver-
stört: An diesem Ort, den der Friede der Natur selbst zu
einer Zufluchtsstätte, zu einem Asyle bestimmte, lebte ein un-
glücklicher, friedloser Mann!

Noch einmal durchwandelt der schmerzlich Bewegte die
Ruine von Gemach zu Gemach. In jedem verweilt er, sinnt
er nach; in jedem steigen Bilder vor ihm auf, Gesichter und
Gestalten, aber andere, als die vorhin von ihm fantasierten.
— — Was für dunkle Leidenschaften mochten hier einst ver-
gebens nach Ruhe, welcher blutige Kampf hier einst vergebens
nach Sieg gerungen haben? Noch einmal kommt er an dem
Kopf der milesischen Frau vorüber und das göttliche Haupt
däucht ihm noch bleicher und totenhafter.

Der Poet verläßt den Ort. Wie er wieder auf der
Landstraße steht und zurückblickt, ragt es droben auf, schwarz
wie ein Grabmonument.

Es ist dunkel geworden. Er muß gehen, seine Wande-
rung fortsetzen, Herberge suchen für die Nacht. Und er
hätte doch gar zu gern erfahren — — Da leuchtet ihm
aus den kleinen Fenstern des Bauernhauseß matter Lichtschein
entgegen.

Einen Augenblick später hat er die Baunthür geöffnet,
ist er, an dem rauschenden Brunnen vorbei, über den grasigen
Vorplatz zum Hause geschritten. Jetzt steht er davor, pocht
er an. Ihm ward aufgethan.

Zweites Kapitel.

Beim alten Gröhl.

Wir ward aufgethan. Eine ältliche Frau hielt die Oellampe in die Höhe und fragte nach meinem Begehre. Ich sagte ihr dieses: Ob ich über Nacht dableiben könne? Mit einem Heulager wär' ich zufrieden. Sie leuchtete mir zuerst ins Gesicht, und da dieses wohl ein leidlich Zutrauen erweckendes Menschengesicht war, dem der blonde Vollbart ein ganz besonders würdiges Aussehen gab, so hieß sie mich in den Hausflur treten. Dann rief sie durch die offene Thür in die Stube hinein:

„Gröhlbauer, 's ist einer, der über Nacht dableiben mag.“

Gleich darauf trat der Bauer auf die Schwelle, ein alter Mann mit weißem Haar, noch immer eine kräftige, stattliche Gestalt, trotzdem der Rücken schon etwas gebeugt war. Aus dem braunen, faltigen Antlitz schauten unter buschigen Brauen helle, scharfe Augen prüfend zu mir herüber und zwar eher mißtrauisch, als gutmütig.

Nachdem ich die Musterung bestanden, hieß es: „Komm herein!“

In der großen, niedrigen Holzstube war's gar stimmungsvoll. Die Magd hatte sparsam das Licht wieder ausgelöscht, nur in der Ecke vor dem Marienbild brannte ein dürftiges Lämplein. Der flackernde Schein beleuchtete die bunte Gestalt der Madonna, deren Herz ein wahres Riesenschwert durchbohrte, einige Sträuße von Papierblumen und die goldigen Flimmer verschiedener Heiligenscheine. Unmöglich gelang es den schwachen Strahlen bis in die tiefsten Winkel des öden Gemaches zu dringen. Wie ein schwarzes Ungeheuer stand der riesige Kachelofen da; sonst war in der Dämmerung nichts zu erkennen, als eine Holzbank, mit einem Spinnrocken davor. Draußen hatte sich der Nachtwind erhoben und fuhr gegen die Scheiben, deren trübe, von schwärzlichem Blei umrahmte Augen wohl andere Zeiten und Bewohner, aber gewiß nicht andere Sitten gesehen.

Unter dem kleinen Sanktuarium befand sich der, mit grobem Linnen bedeckte Tisch, worauf gerade die Abendkost aufgesetzt worden war: eine mächtige Schüssel Milchsuppe und eine nicht kleinere Pfanne mit Rohrnudeln.

Das Bild des zerstörten Hauses stand mir noch so lebhaft vor der Seele, daß mich dieser Kontrast ganz ergriff: Hier war Frieden! Diese Hütte war ein wahres Bergesh!

Der Bauer hatte seinen Platz am Tische wieder eingenommen. Die Magd brachte noch eine Schüssel hinzu, rückte einen Sessel herbei, reichte mir Brot und Messer, setzte sich dann auch.

„Kommst grad recht,“ meinte der Bauer.

Darnach ward eine ganze zeitlang kein Wort gesprochen.

Bis das Essen vorüber und die Magd abgeräumt hatte, hörte man nur den Wind an die Scheiben pochen und die Zinnlöffel an den Schüsselrand stoßen. Dann zündete der Bauer sich die Pfeife an und streckte sich behaglich in der tiefen Dämmerung auf der Ofenbank aus. Mich lud er mit einer Handbewegung ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen, auch auf einer Bank, die an der Wand stand. Die Magd — sie hieß Kesi und mußte einmal „bildsauber“ gewesen sein — setzte sich nach einer Weile mit dem Spinnrad zu uns und nach abermals einer Weile begann dann auch das Gespräch.

„Hast dich wohl auf dem See verspätet oder kommst etwa gar von der Gogen?“

„Ich komme von Berchtesgaden und wollte erst gegen Abend zum See. Da sah ich droben die Villa, ging hinauf und verspätete mich.“

Der Bauer schielte zu mir herüber.

„So, droben warst? So, so, droben!“

„Wird wüßt ausschauen,“ meinte die Magd. „Und 's ist doch ein so guter Platz! Schad um das viele Gras, das unnütz verkommt.“

„Das Haus ist also abgebrannt?“

„Freilich!“

„Wem hat's denn gehört?“

„Dem Dedin.“

„Das ist ein seltsamer Name!“

„Ei, was Name! Er war ein braver Herr, das kann ich dir sagen!“

„Ist er tot?“

Die Magd rückte unruhig auf ihrer Bank. Ich merkte, daß sie gar zu gern alles vom Herzen heruntergesagt hätte, was sie wußte. Aber sie schielte nach dem schweigmamen Alten hinüber und machte sich dann an ihrem Rad zu schaffen. Ich mußte noch einmal fragen:

„Ist er tot?“

Während jetzt auch der Spinnrocken hin und her gerückt ward und sie den verlorren Faden suchte, kam langsam und zaudernd die Antwort:

„Wer kann's wissen? Aber ob er tot oder nicht tot ist — ein braver Herr ist der Dedin doch gewesen, wenn auch vielleicht ein kuriofer Heiliger. Das geht aber keinen etwas an; die Leute wissen nichts und schwätzen viel! Wenn ich nur reden wollte oder der Gröhl da — —“

Hier unterbrach sie der Bauer.

„Ich glaub' die schwarze Lisi brüllt. Könnt'st einmal hinüberschauen.“

Die Magd stand sogleich auf und ging hinaus. Ich benutzte die Gelegenheit.

„Sagt, Bauer, ist mit dem Dedin, dem droben das schöne Haus abgebrannt ist, etwas geschעה, was niemand wissen darf?“

„Warum soll's niemand wissen dürfen? Es weiß halt niemand etwas, das ist es! Aber die Kesi hat recht: Die Leut schwätzen so viel, besonders die Weiberleut.“

„So ist er also nicht tot?“

„Er ging eben davon und kam nicht wieder. — — So, droben beim abgebrannten Schloß bist gewesen? So, so.“

„Ja, Bauer, und recht traurig hat mich die Brandstätte gemacht, daß ich gern wissen möcht', wie das Unglück gekommen ist.“

Erwartungsvoll schwieg ich, aber der Bauer schwieg auch, sich in des Wortes wahrster Bedeutung in Rauchwolken und Schweigen hüllend. Plötzlich richtete er sich aus seiner bequemen Lage mit einem Ruck in die Höhe, so daß ich dachte: Nun kommt's! Doch der Mann seufzte nur, rückte sein Lederfäppchen, schwieg und dampfte, versuchte durch den Rauch hindurch mich anzusehen, (wahrscheinlich wieder einmal prüfend!) seufzte, fragte sich hinter den Ohren, dampfte und — schwieg! Als ich jedoch nach einer Weile noch einmal fragte, recht ernst und eindringlich:

„Bauer sagt mir! Wenn etwas Geheimnisvolles dabei ist, so versprech ich Euch: keinem Menschen erzähl' ich's wieder. Wie ist droben der Brand ausgekommen?“ Da brach der Alte aus:

„Er selber hat's angesteckt.“

„Er selber?“

„Wer denn sonst? Freilich, der Dedin selber! Keine Menschenfeel', die gewußt, was der Mann für eine närrische Lieb' zu seinem Haus gehabt, wird's glauben. Und er hat's doch selber gethan! Wenn solch ein Weibsbild dabei sitzt, red' ich nur nicht davon. Das weiß so nicht, wo's für sein Geschwätz die Zeit hernehmen soll, wenn's auch auf die andern schimpft. Und die Resi ist auch nicht viel besser, als alle, obschon sie sonst eine kreuzbrave Dirn ist. Aber der Rothhaarigen hat auch sie nur Schlechtes zugetraut, obgleich ich's der gleich angesehen hab', was die taugt! Das war eine!

Herrgott! Ein ganz — mächtiges Frauenzimmer ist das gewesen. So eine hat einer sein Lebtag nicht gesehn. Darnach kann einer suchen gehn! Dem Dedin und der alten Frau hat sie freilich keinen Segen gebracht; darin hat die Kessi schon recht behalten. Wär sie nicht gekommen, stände das Haus heut noch da und der Mensch könnt' an dem schönen Bauwerk seine Freud' haben und der Dedin lebte heute noch. Aber so geht's in der Welt!"

Er schwieg. Über der langen Rede war ihm die Pfeife ausgegangen. Während er sie sich mit einem Span wieder in Brand setzte, wartete ich geduldig; dann hörte ich im Stall die Thür zuschlagen und fragte hastig:

„Die Rothhaarige? Wer war denn das? Sein Weib?“

„Seine Liebste. Aber sie sollte sein Weib werden. Da lief sie fort und dann lief er fort, hinter ihr drein; und dann starb die alte Frau und dann — nun, dann kam eben der Brand.“

„Und Ihr meint in allem Ernst, daß er es selbst gethan habe? Aber um Gotteswillen, warum?“

„Das mögen die Heiligen wissen! Nötig hat er's nicht gehabt, denn er war steinreich — ich meine das wegen der hohen Versicherung. Es hat sich auch kein Mensch gerührt, um das Geld zu verlangen. Schade darum! Die mag ihre Freud' darüber gehabt haben — ich meine die hohe Versicherung. Das wird droben nun wohl so wüßt liegen bleiben, bis der Staat sich's einmal nimmt. Der Dedin fragt doch in aller Ewigkeit nicht mehr darnach und Anverwandte oder sonst einen Befreundeten hat der keine Seele gehabt. Das

war gar ein einsamer Mann! Die Kesi hat recht: schad ist's um das schöne Gras!"

„Aber Bauer, ein vernünftiger Mensch zündet sich doch nicht sein eigenes Haus an, solch eines, wie da droben gestanden haben muß.“

Obgleich niemand, als wir beide in der Stube waren und wir die Magd immer noch draußen hörten, schaute sich der Alte dennoch scheu um, beugte sich dann weit vor und raunte mir zu:

„Ich hab' ihn ja selbst gesehen auf der Brandstätt' droben und hab' auch gesehen, was er sich zusammengetragen, womit er's dann angesteckt hat. Wie's lichterloh brannte, stand er da und sah's ruhig mit an. Jawohl! Und sie auch.“

„Seine Liebste?“

„Wer anders? Die alte Frau hatten sie ja schon vor drei Tagen begraben.“

„Das war seine Mutter?“

„Freilich! Und was für eine Mutter das war.“

„Und dann? Ich meine, als das Haus brannte und die beiden das ruhig mitansahen, was geschah dann?“

„Dann haben sie in Unterstein Feuer geläutet; darauf sind die beiden fortgegangen; ich hab' noch gesehen, wohin. Dann bin ich zum Drechsler gelaufen, wo die Spritze steht, hab' aber derweil immer an die Zwei denken müssen und an den Weg, den ich sie habe gehen sehen und was sie wohl an dem Fleck zu thun hätten, wohin der Weg führt. Nun, sie sind den Weg nicht wieder zurückgekommen und ich weiß, was ich weiß, wenn man sie gleich nicht — — Doch ich glaub', jetzt schwaß' ich selber.“

Kefi trat ein. Der Bauer blinzelte mir zu, machte ein möglichst verdächtiges Gesicht, schob sein Käppchen zurecht, kratzte sich hinter den Ohren, seufzte, lehnte sich in die dunkelste Ecke zurück, fluchend und sakrierend, daß ihm heut Abend immerfort die Pfeife ausgehe.

„Es war nichts mit der schwarzen Lisi, Gröhlbauer,“ berichtete Kefi. „Ich hab’ ihr noch etwas Futter vorge-schüttet und zu faufen gegeben; nun wird sie ja wohl Ruh halten“.

Sie setzte sich und begann sofort emsig von neuem zu spinnen. Ich mußte jedoch noch mehr erfahren.

„Hör’ Kefi,“ griff ich diplomatisch die Sache an. „Deinen Bauer gereut jedes Wort, das er mir sagt. Du bist nicht gar so arg stolz! Schau, Kefi, ich bin hier zu Land ein wildfremder Mann und möcht’ doch, wenn ich wieder daheim bin, von meiner großen Reif’ etwas erzählen können, damit die Leut’ auch wissen, daß ich die ganze Zeit über nicht im Wirtshaus hinterm Tisch geseffen bin. Geh, erzähl’ mir ein bißchen von dem Dedin, der ein so braver Herr gewesen ist. Dem Bauer ist’s nicht zuwider und mir thust einen großen Gefallen damit. Morgen in der Früh muß ich wieder weiter; dann sag’ ich dir hundert Bergelt’s Gott dafür. Wär’ denn das Feuer nicht zu löschen gewesen? So ein schöner Bau! Es ist ein Jammer!“

„Das ist’s,“ stimmte Kefi mir bei und schien ihren Kopf gar nicht wieder in Ruhe bringen zu können, so hatte sie bekräftigend genickt und teilnehmend geschüttelt. „Das ist’s, lieber Herr, ein rechter Jammer ist’s! Aber ein rechtes

Glück war's, daß die alte Frau das nicht mehr erlebt hat. Denn so viel Leiden sie auch in dem Haus droben erfahren, so wußte sie sich doch nichts Besseres, als darin in Frieden einzuschlafen. Gott schenke ihrer armen Seele die ewige Ruhe, Amen! Ach, Herr, das ist auch eine Leidensmutter gewesen, eine rechte Schmerzensreiche! Nichts hat sie auf der Welt gehabt, wie ihren Sohn. Und wie der davongegangen ist, weit, weit fort und fortgeblieben ist, da hätte ein Christenmensch blutige Thränen über die Frau weinen mögen. Muttergottes! Sie hat sie wohl über ihren Sohn geweint, denn zuletzt ist sie ganz blind geworden, auf beiden Augen blind! Aber wie sie schon gar nichts mehr von dem lieben Herrgott seiner Welt hat sehen können — Herrgott! Und was hat die Frau das Gebirg gern gehabt; Unsererins hätt's gar nicht begriffen! — da hat der Friedrich sie immer noch hinunterführen müssen. Draußen im Vorbau auf der Bank ist sie am liebsten gesessen. Und weil sie uns nicht mehr hat sehen können, mußten wir ihr unsere Händ' geben. Mich hat sie an der einen Hand gehalten, den Bauern an der andern, die gute, gute Frau! So ist sie denn dagesessen und hat mit ihren blinden Augen auf den Weg gesehen, den der Dedin hätte daher kommen sollen; aber der kam nicht! Zum Bauern hat sie immer gesagt: Gröhl, hat sie gesagt, wenn ich auch auf beiden Augen blind geworden bin, ich kann doch alles sehen — ich sehe meinen Sohn Dedin! Und, Gröhl, hat sie gesagt, mein Sohn Dedin kommt wieder! Mein Dedin ist ein guter Sohn, das ist ein Sohn, der seine Mutter lieb hat. Und,

Gröhl, hat sie gesagt, wenn er zu spät zurückkehren sollte, so sag' ihm das wieder. Aber, daß ich blind geworden bin, blind auf beiden Augen, das brauchst du ihm nicht zu sagen, mein guter Alter! Denn es ist auch gar nicht wahr; ich kann sehen! Ich sehe meinen Sohn Dedin. So hat sie gesprochen, aber wir haben dem Dedin nichts wieder sagen können, denn er ist nicht wieder gekommen und seine Mutter muß ja wohl noch in der ewigen Seligkeit auf ihn warten. Aber gewiß nicht mehr mit blinden Augen. Die wird ihr der gute Heiland selbst mit eigener Hand aufgeschlossen haben, denn die Frau hat verdient, die Herrlichkeit Gottes zu schauen.“

Das Spinnrad stand still. Kesi fuhr sich mit der Schürze nach den Augen, aus dem Ofenwinkel hervor drang ein tiefer, tiefer Seufzer und ein dichter, dichter Qualm. Nach einer Pause von fast feierlicher Stille sagte der Bauer:

„Tawohl hat's die Frau verdient! Alles Gute auf Erden und im Himmel hat die Frau um ihren Sohn verdient! Im Himmel mag es ihr zu teil geworden sein — auf Erden ist es ihr nicht zu teil geworden. Das versteh' ich auch, wenn ich auch nur ein Bauer bin. Ich hab' ihr's oft gesagt, daß sie's in ihrem Schloß droben nicht halb so gut hätt', als wie ich hier drunten in meiner Holzhütten; und daß sie mit ihrem Braten und ihrer ganzen Woche Feiertag nicht halb so glücklich wär', als wie ich mit meiner Milchsuppe und meinen sechs Tagen Arbeit! Das hat sie auch selbst gewußt und hätt' gleich mit mir getauscht, wenn solches Tauschen im Leben so schnell gemacht werden könnte und

aus dem Dedin gleich ein Bauernsohn geworden wär'. Denn ohne den Dedin wird ihr das Himmelreich ohne Engel und Selige sein. Aber recht hat sie gehabt: der Dedin ist ein guter Sohn gewesen! Daß er zuletzt von der alten Frau fortging, hat wohl so sein müssen, wir Bauersleut' verstehen's nur nicht."

Da fuhr Kesi auf: „Ei was, Gröhlbauer! daß einer ein Sünd' und Unrecht begeht, wenn er, um einem Weibsbild nachzulaufen, seine alte Mutter sich blinde Augen weinen und einsam sterben läßt, das verstehen wir Bauersleut' auch! Die hatte nicht umsonst ihre brandroten Haare! Jesus Maria! Und was für Augen die im Kopf gehabt! Auf der Stell' hab' ich's gesagt, gleich wie er sie damals von der Gogen mit heimbrachte, ja wohl aus dem Königssee heraus: mit der kommt das leibhaftige Unglück ins Schloß, hab' ich auf der Stell' gesagt, und das leibhaftige Unglück ist mit ihr da oben hinaufgekommen. Kannst du's glauben, Herr, daß sie selbst den Bauern verhext hat?! Dort unterm Marienbild ist sie gestanden, wie sie mit dem Dedin zu uns herunterkam, dort auf dem selbigen Fleck! Und ihre roten Haare hat sie geschüttelt und mit ihren kohlschwarzen Augen hat sie gefunkelt und dabei hat sie so sanft und still gethan, bis der Bauer richtig vernarrt in sie war — ja wohl, Gröhl, so ist's gewesen! Der fremde Herr mag's immer hören und daheim seinen Leuten wiedererzählen. Ich darf's sagen, denn nun wird's bald dreißig Jahr, daß ich hier mit Euch hause. Und wie die Wetterhege dann auf einmal fort war — Jesus Maria und Joseph! was war's für

ein Tag! Die alte Frau kam selbst zu uns heruntergelaufen und jammerte um ihren Sohn, als sei der ein sterbender Mensch oder läg' gar auf der Bahre. So seelengut ist sie gewesen, daß selbst das Weib sie gedauert hat, weil es so allein in die Welt hineingegangen ist, grade einen Tag vor der Hochzeit. Eine Schand' ist's gewesen! Aber kein Sterbenswörtlein hat man sagen dürfen und die Frau hätt' doch Gottvater und allen Heiligen danken sollen, daß sie keine solche Schwiegerin ins Haus bekommen hat; denn noch dazu hat sie dem Dedin keinen Schuh und Strumpf mitgebracht. Mein Herrgöttchen! Ja, man kann etwas erleben und Geschichten davon erzählen.

Dann kam das Elend! Die alte Frau starb und kaum lag sie im Grab, als das Haus abbrannte, und wenn man auch Allerlei weiß, so darf man doch nicht Allerlei sagen. — — Das war eine wilde Nacht, Herr. Gestürmt hat's und dann kam ein graufiges Gewitter. Wer kümmert sich aber im Gebirg viel darum? Denn Einschlagen thut's nie bei uns; das weiß ich gar nicht, so alt ich geworden bin. Dafür hat der gute Herrgott ja eben die hohen Berg gemacht und extra für uns hingestellt. In die Berg fährt's hinein und in die höchsten Bäum'! So ist's gewesen, so lang das Gebirg dasteht und so wird's auch bleiben! — — Ja, was ich sagen wollt' — Ich weiß noch, als wär's gestern gewesen. Lang' konnt' ich vor dem Sturm gar nicht Ruh bekommen. Mitternacht hört' ich's läuten im Kloster und gebetet hab' ich auch noch. Dann wußt' ich von nichts mehr, bis der Bauer kommt und schreit: Resi! Resi! — Jesus, was giebt's, Bauer? — Resi, das Schloß brennt! — — Und

da hör' ich sie denn auch schon in Berchtesgaden Feuer läuten und von Unterstein, Königssee und aus der Schönau mit den Spritzen angerasselt kommen. Ich hinaus; und da seh' ich's denn selber — heiliger Vater! Das schöne Gebäud' ganz in Flammen! Der Blitz soll's gethan haben — o du mein Herrgöttelchen, der Blitz! Was dem wohl auf einmal eingefallen ist — oder was den Leuten auf einmal einfällt! Ich bin nur eine Magd und wenn der Bauer eine Bäuerin hätt', dann würd's ja wohl auch der Blitz gethan haben. Sagt Ihr etwas, Gröhlbauer?

Ja Herr, das Haus droben ist eine wahre Pracht gewesen; der König selber hat kein schönres. Ich bin oft droben gewesen, wie die Rothhaarige noch nicht da war, versteht sich. Die hat eine Stube gehabt, darin hat alles geschimmert und geglänzt von eitel Gold. Ein Weib ist drin gestanden aus Stein und so schamlos, daß es eine Schand' gewesen ist. So hab' ich mich doch mein Lebtag nicht geschämt, als den Tag, wo mir die Burgei die gezeigt hat. Die Steinerne hat der Dedin extra für seine Liebste kommen lassen, weit her! Paris glaub' ich, heißt's. — Morgen kannst du sie dir ansehen, die Rothhaarige, mein' ich. Der Bauer hat ihr Porträt und dem Dedin seins ist auch drin. — — Ja, der Dedin! Ein braver Herr ist er aber doch gewesen, so gemein mit Unfereinem! Ich will keinem etwas nachsagen, keinem Lebenden und keinem Toten. Aber schlimm ist's, daß einer wegen solch' eines Frauenzimmers ganz toll und schlecht werden kann. Aber brav ist er doch gewesen!" Atemschöpfend hielt Resi inne. Der Bauer schien in seiner

Esse eingenickt zu sein; ich fabulierte allerlei. Eine Schwarzwälder Uhr tickte, um das Haus fuhr der Wind, die Lampe war dem Verlöschen nahe. Ein blasser Schein fiel grade auf den Fleck, wo einst des unglücklichen Einsiedlers „Liebste“ gestanden, ein seltsames, nigenhaftes Wesen, mit roten, wunder schönen Haaren und schwarzen, geheimnisvollen Augen, darin eine wilde, leidenschaftliche Seele lebte, mit welcher sie die Männer „behexte“, daß sie um ihretwillen zu grunde gingen an Seele und Leib.

Wie mochte sie geheißen haben? Nun, ihren Namen würde ich ja wohl morgen erfahren — heute kein Wort mehr!



Drittes Kapitel.

Dedins Tagebuch.

Ihr Name war Alexandra. Ich sah auch ihr Bild. Ich sehe es noch — ich sehe es jetzt! Grade, da ich dies schreibe, liegt es vor mir, eine Skizze von einer geistvollen Hand mit ungemein dramatischem Vortrag flüchtig in blassen Wasserfarben entworfen. Nur die braunroten Haare leuchten in fast brennendem Kolorit.

Dieses Bildnis befindet sich auf der letzten Seite eines ziemlich starken, mit rücksichtslosen, leidenschaftlichen, unstätten Schriftzügen bedeckten Heftes, dem man anmerkt, daß es aus Flammen oder glühender Asche hervorgezogen worden ist. Es ist Dedins Tagebuch. Einige Tage nach dem Brande hatte der Gröhlbauer es gefunden, dort, wo einst jenes schimmernde und glänzende Gemach von Dedins „rothhaariger“ Liebsten gewesen. Der Kopf der „Steinernen“ war darauf gefallen und hatte so das Buch vor der Vernichtung geschützt. Nur rings am Rande war es verbrannt. Auf der ersten Seite hatte dieselbe Hand, die das dämonische Bildnis auf der letzten Seite gemalt, ein skizzenhaftes Selbstporträt entworfen; gleichfalls in Aquarell. Dedins Bild an-

schauend, seh' ich einen Männerkopf, nicht mehr besonders jugendlich, ernst, gramvoll, düster; mit hellem Haar und Bart. In den Augen steht eine ganze Geschichte geschrieben, ein ganzes Drama, das ich: Einsamkeit betiteln würde. Sehr schön ist der Mund. Wäre er nicht so herbe zusammengepreßt, mit solch einem grausamen, schmerzlichen Zug von Hohn und Schwermut um seine Lippen, so könnte es der Mund eines Bacchus sein. Dedin hat auf diesem Bilde nicht nur etwas Menschenscheues und Wildes, sondern auch — merkwürdige Gegensätze! etwas Asketisches und zugleich Sinnliches, etwas Phantastisches und zugleich Fanatisches. Ich konnte mir den Mann recht gut vorstellen, wie er sein Haus anzündet und sich dann mit seiner Geliebten in einen Abgrund stürzt.

Dedin hatte, gewissermaßen als Motto, in großen, starren, trozigen Buchstaben folgenden trostlosen Spruch unter sein Bild geschrieben:

„Ich will allein sein.“

„Ich will allein sein!“ Er erbaute sich in der Dede ein Haus, das er sein „Ahl“ nannte und war allein! Als er sich zuletzt doch bekennen mußte, daß er ein Geschöpf sei, mit den Daseinsdrängen eines Geschöpfes, mit der Sehnsucht eines Geschöpfes, da wurde er allein gelassen, da ließ er allein: die alte Mutter! Und fand dann nur noch einmal im Leben jene selige Zweifamkeit, die er gesucht hatte, wie sein verlorenes Paradies — nur noch einmal, um dann allein zu sein für die Ewigkeit.

Armer Mann! — — — — —

Noch einen Blick auf das Bild auf der letzten Seite!

Ich schlage die Blätter um — da ist es! Sie steht vor einer jähen Felswand, dicht neben einem Abgrund! Seitwärts ein verwittertes Kreuz: hier ist einmal ein Mensch herabgestürzt! Sie trägt ein graues, faltiges, phantastisches Gewand. Wie bleich sie ist! Die düstern Augen, in die mein Blick sich tief versenkt, um nach der Seele zu suchen, die er nicht gleich findet — diese mächtigen, unergründlichen Augen scheinen auch die meinen zu suchen. Jetzt schauen sie mich an, eifrig ruhig, königlich gleichgültig. Und doch ist mir's, als ob sie aufleuchten müßten, mich ansunkeln, ganz wild! Richtig! das thun sie jetzt auch. Mit einem drohenden, beinah hassenden Ausdruck bohren sie sich in meine Augen, als wollten sie mich warnen, zu tief in das dunkle Geheimnis dieser Frauenseele zu dringen: Hüte dich! Du könntest dich in diesem Abgrund verlieren. Und dann über der blassen Stirn die brandroten Haare! Die nicht zu bändigende Lockenfülle ist auf dem Kopf zusammengeknotet, hat sich aber zum Teil den Banden entrunnen und ist nach allen Seiten hin entflohen, ein wildes Gewirr und Gewoge flammenden Glanzes. Und dieses herrliche Haupt, das so unbeugbar stolz sich aufrichtet, ist mit sanften, weißen Blüten geschmückt, mit einem Edelweißkranz, der sich mit seinen samtnen, lichten Sternen rings um die strahlende Stirn legt. Auch ihre Lippen, diese strengen, herben, schönen Lippen scheinen zu mir sprechen zu wollen; trohige, höhrende, verachtende Worte: Schweige! Mich kannst du doch nicht schildern! Nicht meine Liebe, nicht meinen Haß! Nicht mein unseliges Leben, nicht mein

seliges Sterben! Ich rate dir, schweige von mir! Mit welchem Klang diese Lippen wohl einmal gesprochen haben? Mir ist's, als vernähme ich ihre Stimme. Ich lausche darauf — —

Unter Alexandras Bild steht auch ein Spruch geschrieben, nicht von Dedins Hand, also wahrscheinlich von ihrer eigenen: eine Kinderschrift mit mehr als Kraft und Festigkeit in den weitläufigen, unbeholfenen Zügen. Ich lese:

„Ich will keine Blumen.“

Ob sie sich wohl die Edelweiß, mit denen ihr Geliebter sie gemalt, zornig abriß und sie wieder in den Abgrund zurückwarf, an dessen Rand Dedin die Blumen vielleicht mit Gefahr seines Lebens für sie pflückte?!

„Ich will keine Blumen!“ Und sie zertrat alle Blüten, die an ihrem öden, wilden Weg einsam knospeten; zuletzt sogar die weiße, leuchtende, königliche Blume ihrer Liebe.

Armes Weib!

— — — — —
— — — — —

Der Gröhlbauer hatte das Buch am nächsten Morgen herausgeframt, es mir gegeben und dabei gesagt: „Kann's doch nicht lesen, würd's auch nicht verstehen. Bies du's, du bist ein Studierter! Eine lustige Geschicht' wird grad' nicht drin stehn.“

Ich nahm das Buch, ging damit zur Ruine hinauf, wo ich mir durch die Wildnis einen Weg bahnte, mich in der pompejanischen Halle auf's Gras warf, mich von Hol-

underblüthen umduften, vom Morgenwind umfäufeln ließ, dem Gesang der Drosseln und Finken lauschte, in die sonnige, herrliche Alpenwelt hineinsah und so recht fühlte, wie das Leben „doch“ schön sei! Dann las ich Dedins Tagebuch.

Tagebuch — der Name ist nicht ganz richtig. In dem Hefte stehen flüchtige Aufzeichnungen, Notizen, Reflexionen, durch augenblickliche Stimmungen wachgerufen, als augenblickliche Stimmungen geäußert. Sodann Naturschilderungen, Ereignisse aus der Alpenwelt, Gedichte, Fragmente von Trauerspielen, und so weiter. Vieles davon ist sehr merkwürdig, einiges sogar poetisch, manches sogar eigentümlich großartig; alles aber ungewöhnlich, phantastisch, oft bizarr; ungeordnet, oft wirr. Dieser Dedin war ohne Zweifel ein starkes Talent, aber ebenso ohne Zweifel ein gänzlich verwildertes Talent. Schade darum! Mit etwas mehr Ordnung, etwas mehr Ruhe und Maß; mit etwas weniger Gewaltthatigkeit, Düsterei und Bitterkeit wäre vielleicht etwas Schönes daraus geworden, womit er andern und sich selbst genützt hätte. Aber das Leben hatte alle Bande von dieser leidenschaftlichen Seele gerissen, daß es aus ihr herausbrach, ein Strom, der mit wahrer Vernichtungswut Fremdes und Eigenes zerstörte. Ich erkannte ein mächtiges Drängen und Ringen nach Klarheit und Wahrheit, eine große Begeisterungsfähigkeit, ungestüme Kraft des Liebens und Hassens, glühende Sehnsucht nach Namenlosem, Unerreichbarem, eine faustische Doppelseele, die den Himmel umfaßte und an die Erde gefesselt war. Seine Reflexionen waren manchmal geradezu erhaben, manchmal geradezu toll, seine Gedichte oft von blendender

Schönheit des Gedankens, von prometheischer Kraft des Ausdrucks, aber wüßt und völlig verwahrlost in der Form; die dramatischen Fragmente grandiose Geschichtsscenen, bald an Shakespeare erinnernd, bald an Gräbe. In allem andern, namentlich was Gedanken anbetraf, war er übrigens vollkommen er selbst: ein Mensch für sich und das nur zu sehr! Ueberall traf ich auf die schärfsten Gegensätze, überall auf Dissonanzen und Farbkontraste. Von Weltsehmerz, Weltverachtung, Welthafß, Weltekel ganz erfüllt und durchdrungen, sah er die Dinge der Welt stets nur als „wogende Phantasmen“ unklar und unwahr in der grellen Beleuchtung seines Ich's, in den bengalischen Lichteffecten seines leidenschaftlichen Pathos. Dabei zugleich ein solches grausame Hellsehen in seine eigene Brust hinein, ein solches Vollbewußtsein seines unwertvollen Selbsts, seines inneren Wirrwarrs, seiner Selbstschuld und Selbstverblendung. Noch einmal: schade um den Mann!

Der Bauer mußte mir Dedins Tagebuch lassen. Er schenkte es mir gern, der gute Alte! Weil ich noch manchen Tag, manche Woche bei ihm blieb, um dort, wo die Personen meines Dramas gelebt und gelitten, ihre Geschichte niederzuschreiben und ich mit dem greisen Bergesalten mehr und mehr vertraut ward, so erfuhr ich denn auch zuletzt von ihm, wohin Dedin und Alexandra in jener Nacht von der Brandstätte aus ihren Weg genommen hatten, jenen Weg, den sie niemals mehr zurückgekehrt waren.

Ich hatte mir's übrigens gedacht.

Von Dedin's Aufzeichnungen — aus denen ich vielleicht eines Tages einiges veröffentlichen werde — kann ich für meine Schilderung nur wenig gebrauchten. Genug, daß ich soviel in ihnen gefunden habe, um meine Geschichte — nicht zu dichten, sondern zu erzählen.

Aus Dedin's Tagebuch.

Bergasyl, Zufluchtsort, Ruhestatt, Flucht aus der Welt, Rettung in die Einsamkeit, Friedenshaus, Friedhof, Grab — — Es hat mich aufgenommen.

Ich bin noch ein Lebendiger, aber ich fühle mich nicht mehr als ein solcher. Unter Felsenpyramiden habe ich mich begraben. Alpenblumen umblühen die Gruft, Tannen stehen als Cypressen daneben; ihre starren Zweige rauschen im Herbststurm — nicht lang wird's dauern und der Winter kommt. Die Natur erschauert und stirbt. Dann wird hier auch die Welt zu einem Grabe: Alles Stille und Schweigen, Erstarrung und Tod, Ruhe und Frieden.

Warum wohl wieder Frühling werden muß. Warum die tote Erde wohl wieder aufleben muß? Sie sieht so schön aus in ihrem weißen, glänzenden Gewand, so feierlich, wie zu einem Feste geschmückt. Sie hat sich hochzeitlich angekleidet und schlafen gelegt. Warum sie aufwecken aus ihrem tiefen Schlummer? Schlaf ist heilig! Wer einen Menschen in seinem Schlafe stört, beraubt ihn seines Friedens. Still, weckt mich nicht.

Wie geschah es, daß ich hierher gekommen bin? Bin ich nicht noch immer jung und will Jugend nicht leben? Bin ich nicht auch ein Geschöpf nach Gottes Ebenbild geschaffen? Das heißt, ich bin ein Wesen mit Menschenantliß, mit den Trieben, Begierden, Leidenschaften, Schwächen und Lastern eines Menschen, mit dessen ganzer Erbärmlichkeit und dem ganzen Jammer des Lebens.

Nie habe ich mein eigenes Gesicht gottähnlich gefunden; es mußte denn ein kläglicher Gott sein, dem wir gleichen. Ich gleiche überhaupt nur mir selbst. Zu andern Zeiten wiederum fühle ich mich der Masse so ähnlich, so verwandt, so Eins mit ihr! Wie verächtlich ist diese Masse! Das nennt sich dann „Menschheit“! Weil ich so ganz als ein Mensch aus der Masse empfinden mußte, habe ich den Menschen in mir zu töten versucht, als wäre ich ein Mönch, der sich kasteit und seinen Leib zerreißt, weil er mit diesem immer noch Geschöpf ist, eine Kreatur voller Sünde und Schuld.

Ich bin ein Asket. Ich bin einer jener Verrückten, die einem scheußlichen Gözen zulieb sich in der Wüste auf Säulen stellen und sich selbst ihrer Gottheit opfern, ihrem Wahnsinn! Sie schlachten sich selbst ab, Glied für Glied und begehen Bacchanalien mit ihrem eigenen Blut — ich habe mir selbst mein eigenes Bild zur Grimasse verzerrt, meines, folglich auch das der Menschheit, folglich auch das der Gottheit. Ich habe meinem Wahn mich selbst zum Opfer gebracht, Glied für Glied: Alle meine Illusionen, meinen Glauben, meine Hoffnung, meine Liebe, meine Ziele und

Zwecke! Alles, was den Menschen vom Tiere unterscheidet, hab' ich mir selbst zerstört, bis zuletzt nichts übrig blieb, als das leere, hohle Nichts, welches mich jetzt angrinst, daß mich Grausen packt vor dieser Dede um mich und in mir.

Das Leben soll ein sonniges Gefilde sein, darauf Blumen blühen, Schmetterlinge gaukeln, Vögel singen — ich wollte nichts davon sehen und nannte es, die Augen mit dunkler Binde verhüllt, eine Wüste. Das ewig junge Bild der Menschheit soll ein strahlendes Jünglingsantlitz sein mit einem göttlichen Lächeln auf den Lippen — ich wandelte mir's zu einem Totenschädel. Und weshalb diese grausige Metamorphose? Um meines abscheulichen Ich's willen, dieser Gottheit, die von ihren Gläubigen Baalsopfer fordert! Das Leben mußte elend sein, damit ich dasselbe edel erleiden; die Welt voll Jammerz, damit ich denselben als Märtyrer empfinden durfte; das Nichtsein besser als das Sein, damit ich in der großen Komödie des Lebens den Hamlet spielen konnte: die erste Figur, den Helden.

O, du Held!

* * *

Es giebt kein Zurück! So wenig, wie es für jene, die aus dem Sein ins Nichtsein eingehen, Hoffnung giebt, ebenso wenig giebt es für mich ein Zurück. Ich darf niemals weder erkennen noch bereuen. Ich will zu keinem klaren Bewußtsein kommen, sondern in einer beständigen Dumpfheit verharren, in einer Dämmerung aller Sinne. Deshalb schreibe ich manches hin, kaum mit mehr Empfindung davon, als sie die Somnambule hat, der sie in ihrem magnetischen Schlaf

die Hand führen. Wie in der Wildnis der Mensch mit sich selber redet, nur um eine menschliche Stimme zu hören, so versuche auch ich dann und wann, mich von meinem Dasein zu überzeugen, dadurch, daß ich auf dem Papier selber zu mir spreche.

Berge, die ihr schön seid! Berge, die ihr starr seid! — Hier bin ich ein einsamer, verirrter Lebenswanderer. Natur, du allgütige Mutter des Alls, du Allerbarmende, nimm mich an dein ewig schlagendes Herz, in deine himmelumfassenden Arme. Still will ich liegen wie ein müdes Kind an der Mutterbrust; mich von deinen Wiegenliedern, dem Flüstern der Quellen, dem Rauschen der Bäume, dem Säuseln des Abendwindes einschläfern lassen; dann schlummern, dann träumen. An deinem Herzen, Allmutter Natur, will ich ruhig werden, ruhig und still, wie jetzt rings um mich her der sterbende Tag.

* * *

Es liegt in der Luft der Zeit! Wie Fiebermiasmen füllt es die schwere Atmosphäre unseres Jahrhunderts. Der Mensch atmet sie ein und wer für die Krankheit inkliniert, der ist verloren. Weltschmerz! Viele sind eigens geboren, um an diesem modernen Todesübel zu sterben. Doch was liegt an solchen krankhaften, nervösen, schwächlichen Existenzen? Mögen sie zu grunde gehen! Sie sind in der menschlichen Gesellschaft die Wertlosen, die Unnützen, die Verfaulenden. Sie sind die abscheulichen Kolporteure, welche den Krankheitsstoff weiter und weiter verbreiten, mit sich ein ganzes Stück Menschheit anstecken, ein ganzes Stück Menschheit krank,

wertlos, unnütz, faul machen! Sie sind die Sumpfe, welche das schöne Gefilde der Welt mit ihren Welterschmerzdüften verpesten. Fort mit ihnen! Sie haben nichts zu schaffen im sonnigen Tag, den sie durch ihren Schatten verdunkeln, für sie nicht einmal Tag ist! Sehen sie doch selbst in der himmlischen Sonne nur deren Flecke. Hinab denn mit ihnen in die Nacht! Nur die Jämmerlichen schreien über den Jammer des Lebens. Sie freilich werden davon gepackt, aber was will das heißen! Auch des Lebens Wonnen würden diese Seelchen fassen und zermalmen. Wir klagen, daß unsere Irrenhäuser sich füllen, daß der Selbstmord (diese stolze Errungenschaft des modernen Menschen, durch welche er das Elend der Welt, das Leid der Geschöpfe besiegt wähnt) im Totenzug der Geschlechter zu so triumphatorischen Ehren gelangte — nun, um diese ist es nicht schade und es ist gut für die andern! Sie sind die Opfer im Kampf des Daseins, in dem der Starke siegt. Sie müssen fallen! Das Leben wäre ein weichlicher Feind, wollte es solchen Feiglingen Pardon erteilen. Kein Mitleid mit Pessimisten!

Nein, kein Mitleid mit dir!

* * *

Ich wollte allein sein; ich wollte in einer Einsamkeit leben, eine Oede um mich verbreiten, die ich mit jener der Alpen vergleichen konnte, deren schauervolles Schweigen nie der frohe Klang einer Menschenstimme durchtönt, nie der wehmütig sehnsuchtsvolle Ton der Hirtenflöte, nie ein helles Fauchzen, welches die Felsen wiederhallen, so jubelnd, daß selbst das starre Herz des Gesteins von den Lauten glück-

seligen Lebens gerührt zu sein scheint. Ich wollte allein sein und floh vor den Menschen, wie vor meinen Verfolgern und barg mich in der Einöde, wie ein verwundetes, gehehtes Tier. Ich wollte allein sein und schrieb es über den Eingang meines Hauses in starrer, troziger, trostloser Selbstgenügsamkeit. — — Du wolltest allein sein, du Thor, und hattest noch eine Mutter!

Sie ist zu mir gekommen, die alte, einsame Frau — sie war allein! Ich hatte wohl noch eine Mutter, aber sie keinen Sohn mehr. Die alte Frau kam zu dem Manne, den sie doch mit „tausend Schmerzen“ geboren hatte. Fast als Bettlerin, arm, elend, wie verstoßen und von Gott verlassen pochte Mutterliebe an meine Thüre und flehte um Einlaß. Hätte ich sie fortschicken sollen, ich, der ich doch „allein“ sein wollte? Dennoch hätte ich's beinah gethan. Sie liebt mich ja! Wie aber kann ich dulden, daß ich von irgend einem auf der Welt geliebt werde, ich, der ich die Liebe verneint habe, verneint habe selbst die göttliche Liebe! Und nun sollte ich diese Ausgestoßene und Vertriebene in Gestalt einer Mutter an meiner Seite wandeln sehen, teilend mit mir die Dede um mich und in mir! Teilend mit mir viele freudlose Jahre und nicht eine freudenvolle Stunde! Teilend mit mir diese Klausel, diesen Kerker, dieses Grab, das unselige Haus, das ich mein „Asyl“ genannt.

Da ist sie, meine Mutter, eine alte, alte Frau, und noch immer hat sie ihren Glauben und ihre Hoffnung! Ihren Glauben an Gott und dessen Allgüte und Allgerechtigkeit, ihre Hoffnung auf eine Welt nach dem Grabe, auf jenes

schöne, glanzvolle Reich, darin mein Vater, den ich nie gekannt habe, ihr begegnen soll, darin einst ihr Sohn ihr begegnen soll, der sich von ihr losgerissen hatte, schon als Knabe, den sie wiedergefunden hat, erst als Mann und als welch einen einsamen, elenden Mann!

Da ist sie, meine Mutter, die ehrwürdige Greisin mit dem sanften, stillen, kummervollen Antlitz und den milden, trüben Augen, die so viel weinen mußten, so viel weinen, so viel weinen werden. Aber ihr Sohn sieht dies heilige Antlitz nie anders, als mit lächelnden Lippen. Daß ich mich nicht niederwerfe und aufschluchze, aufschreie, nur ein einziges Wort: Mutter!

Sie ist zu mir gekommen und jetzt bin ich nicht mehr allein. Ich bin wieder zu einem Sohn geworden, zu einem Kinde, das nun wirklich am Herzen der Mutter ausruht. Seltsam! Meine Mutter hat vom Leben nichts erfahren, als den Jammer des Lebens: eine freudenlose Kindheit und eine traurige Jugend, in welcher sie die schwerste Entfagung des Weibes lernte. Sie entfagte, doch fuhr fort zu hoffen, zu glauben und zu lieben, viele öde, einsame, lange Jahre hindurch. Aber dann kam es; das Glück! Sie besaß den geliebten Mann und sie besaß ihren Knaben, doch der eine starb gleich und der andere war sehr früh auch wie gestorben für sie.

Arme Mutter!

Trotzdem hat sie sich alles erhalten, alle die Schätze eines Menschen, von denen ich kaum einige Scherflein besitzen habe. Diese schlichte, einfältige, fromme Seele wußte

nichts von einem willkürlichen, ungerechten, grausamen Schicksal; nichts von einer Menschheit, welche die Grimasse der Gottheit ist; nichts von jener abscheulichen, „schlechtesten“ aller Welten. Für sie war das Leben doch schön: denn sie sah darin allüberall das Gute, Wahre und Schöne, fühlte davon ihre ganze Seele erfüllt, sah es an ihrer Seite in Gestalt ihres Vaters und ihres Sohnes! Für sie war die Welt doch schön; denn sie sah die Pracht der Welt: Erde und Himmel, Sonne und Sterne und darüber schwebend den Geist Gottes.

Sie ist zu mir gekommen, die edle Optimistin, und in ihrer frommen Gegenwart wage ich nicht mehr jenes andere Wort zu denken, müßte es mir doch in ihrer Gegenwart auf der Stirn brennen, wie ein Rainszeichen. Doch auch ohne das fühle ich mich als ein Gezeichneteter.

Noch das eine muß ich von ihr aufschreiben: Als ich ihr zu bleiben gestattete, dankte sie mir, und als sie sah, was aus mir geworden war, sagte sie:

„Ich habe einen unglücklichen Sohn, aber — verzeih' mir's Gott! ich bin doch eine glückliche Mutter!“

* * *

Jahre lebe ich nun hier verborgen, verkrochen unter Wald und Gestein, geflüchtet in diesen Schlupfwinkel, schmählich ausgerissen vor dem Feind und dem Kampf.

Wie steht es mit mir?

Laß sehen, ob ich wenigstens auf dem Papier mutig sein kann. War meine Flucht eine Rettung? Habe ich gefunden,

was ich suchte? Ist mir in diesem Hause, darüber ich das Wort des Friedens schrieb, Frieden geworden?

Frieden — es ist solch ein schöner Name, schön, wie das, was es nennt. Man spricht es aus, dabei unwillkürlich auf seinen Klang lauschend, der eitel Wohlklang ist. Und doch wird damit so viel Lüge gesagt; z. B. über den Frieden in der Natur. Wo ist denn dieser Friede in der Natur? Er ist für den Dyrker in einem Thal, bei Sonnenuntergang, wenn es Abend wird und die Nacht kommt. Die Töne des Tages verklingen. Die einzigen Laute in diesem „Frieden“ sind Kirchen- und Herdenglocken, ein schwermütiger Gesang, das Säuseln des Abendwindes in den Erlenzweigen, das Zirpen der Grillen im Gras, das Aufschluchzen eines entschlafenen Vogels im Lindenbaum bis zuletzt nur noch die Quelle rauscht, bis zuletzt es wird, wie im Liede:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Gipfeln spürest du
Raum einen Hauch.

Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

Das ist dann Frieden, wenigstens ist es friedlich.

Aber sonst — selbst der Frieden in der Natur ist eine fromme Lüge, wie so vieles in der Welt! Keiner, der die Natur kennt, wird in der Natur den Frieden sehen, sondern den Streit, den Kampf, den grimmigen, mörderischen, völlig unerbittlichen Kampf um das Dasein.

Und so: um mein Dasein, um das Dasein jedes Tages, kämpfe auch ich in diesem Frieden der Natur, so gut wie

irgend eines ihrer anderen Geschöpfe. Nur im Nichtsein giebt es Frieden, nur in dem Aufhören alles dessen, was Leben ist; also nur im Tod allein. Frieden ist absolute Entfagung, Entfagung aber ist absolute Verneinung des Willens zum Leben.

Habe ich diesen Willen gehabt? Bin ich ein ehrlicher Pessimist und nicht bloß einer, der mit dem Worte tändelt, wie ein kokettes Weib mit ihrem Fächer. Solch ein Ritter von der traurigen Gestalt, der sich in das düstere Gewand des Welt Schmerzes hüllt, wie der Römer in seinen Faltenwurf! Habe ich allen Ernstes den Willen, mein Dasein zu verneinen, um so die schlechteste aller Welten durch meinen bloßen Willen zum Nichts für mich zu machen? O du König aus der Komödie!

Entfagung, Verneinung! So lange dein Herz noch pocht, dein Blut noch strömt, so lange dein Hirn noch denken, deine Seele noch empfinden kann, so lange es dich noch schmerzt, wenn du dir mit deinem Dolch prüfend in die Brust stichst, so lange „entsage“ du nur. Nein! Erst bette dich mit deinem glühenden Herzen auf Gletscher, erst zerschmettre dir dein Hirn an der Wand deines Hauses oder sonst wo! erst stoße dir den Dolch in die Brust, bis er das Gefäß deines Lebensblutes trifft — dann erst entsage!

Sisyphus! Sisyphus!

Todeschweiß auf der Stirne, Todesmattigkeit in Körper und Seele, wälz' ich meinen Stein, versuch' ich mit meinem Felsblock auf den Gipfel zu gelangen — Sisyphus! Sisyphus!

Ich lebe, ich bin — ich kann nicht entfagen!

* * *

Einsamkeit wirkt wie Opium: zuerst beruhigt sie, thut wohl, lindert Schmerzen, giebt Schummer, ist das einzige Mittel, das hilft, das Leben zu ertragen, ein dämonisches Mittel, das bald unentbehrlich wird, ohne welches man bald keinen Tag mehr sein kann, bis man zuletzt elend daran zugrunde geht. Wie viele werden durch Opium vergiftet!

* * *

Wiederum ein Jahr vorüber! Das wie viele? Ich will es nicht wissen! Zählt doch auch der Mensch nicht nach Jahren, sondern nach Gräbern. Nach dieser Rechnung muß ich sehr alt sein; denn ich habe einen ganzen Kirchhof voller Toten — alle meine Hoffnungen! Die meisten starben jung und nicht einmal, daß Blumen auf ihren Gräbern blühen.

Nein, ich zähle die Jahre nicht! Wenn der Schnee rings um das Haus fortschmilzt, weiß ich, daß der Winter vorbei ist; und wenn die Blätter fallen, weiß ich, daß wieder der Sommer vorüber (also auch die Parrikatur eines Werther!). Ein Gefangener, der von seiner Zelle aus einen Baum sehen kann — es brauchen nur einige Nester zu sein! weiß genau ebenso viel. Ich zähle die Jahre an der Gestalt der alten Frau, die immer gebeugter daherschleicht; an ihren Haaren, die immer mehr die Farbe des Winters annehmen; an ihrem Gesicht, das sich immer tiefer furcht. Neulich zählte ich sie auch einmal an mir selbst. Ich sah mich im Spiegel an — da zählte ich auch an mir die Jahre! — — Seltsam! Und ich soll einmal ein Jüngling gewesen sein mit hellen Locken und hellen Augen.

* * *

Die alte Frau ist wirklich eine „glückliche Mutter“. Weder ihr ödes Leben, noch ihr unglücklicher Sohn können das ändern. Wenn sie nur für mich sorgen kann! Welch ein Glück, daß es auf der Welt Kochbücher giebt und so viele Braten und Puddings! Und Welch ein Glück sind ferner die vielen Feste im Jahr, an denen durchaus Kuchen gebacken werden müssen! Und die eingemachten Früchte nicht zu vergessen! Für Küche, Speisekammer und Keller habe ich noch die liebevollste Empfindung im ganzen Hause: in diesen Räumen ist meine Mutter wirklich eine glückliche Frau! Wie schade, daß jede Medaille eine Rehrseite hat! Daß Braten anbrennen, Suppen versalzt werden können und Puddings einfach gar nicht geraten, halte ich für eine der schlechtesten Einrichtungen auf der Welt. Traurig ist auch ferner, daß der Mensch nicht immer einen ausgezeichneten Appetit hat.

Meine Mutter — nur auf dem Papier kann ich über dich lächeln. Trättest du jetzt zu mir ins Zimmer, ich müßte mich wahrhaftig abwenden. Aber deine trüben Augen sähen wahrhaftig nicht, wie es in den meinen glänzt und es mir die Wangen herabrinnt.

* * *

Lange Jahre hindurch war mir die Natur eine Freundin, Trösterin, Helferin. Ich konnte mich in sie versenken, mich mit meiner ganzen Seele in diesen Abgrund von Schönheit stürzen, so ganz darin untergehen, daß ich für Augenblicke aufhörte, ich selbst zu sein; daß dieses Konglomerat aus Selbstsucht und Selbstliebe, mit Namen Mensch, sich auflöste in der unendlichen Daseinsfülle um mich her, verrann, wie

ein Tropfen im Meer. Ich, der ich die Gottheit auslöschten wollte, wie ein Schulknabe einen Namen auf der Schiefertafel, empfand in der Natur den Allgeist, empfand ihn als solch eine göttliche Macht, daß ich mich davon zermalmt fühlte, wie Faust vom Erdgeist.

Nur eines kann in der Natur so zerschmetternd wirken: die Dede! Ob es die Dede des Meeres, oder der Wüste, oder der Alpen ist, — in dem furchtbaren Begriff dieses Wortes giebt es keine Unterschiede. Jede Dede wirkt wie ein entfesselndes Element: vernichtend! denn sie beweist dem Menschen, daß er nur Geschöpf der Welt ist und nicht ihr Herr. Ich habe die Wüste durchzogen, ich habe Meere durchschifft und habe in Felsenöden gewohnt, als ob ich geschaffen worden sei, in Höhlen zu leben und am Rande von Abgründen zu hausen. Tage lang weilte ich auf Gipfeln, die selbst des Gemsenjägers Fuß nicht betritt, nichts um mich, als Klippen und Schneefelder; mit keinen anderen Lauten, als das Pfeifen des Murmeltieres und der Schrei eines Adlers; gab es außer dieser Welt von Gestein und Gletscherschlund noch eine andere, über die der Himmel sich wölbte? Ich mußte mich oft darauf besinnen und wunderte mich dann, wo diese andere Welt wohl sein könnte? In der meinen konnte ich mich allerdings erhaben über sie dünken, befreit von ihr, stolz auf sie herabblickend, wie von dem höchsten Thron der Erde. Ich konnte mich ihrem Jammer entrissen fühlen und den meinen von mir werfen wie ein Ding, das ich bei mir trug und das mich beschwerte, in den Abgrund hinein. Aber in der letzten Zeit vermochte ich es nicht mehr

auszuhalten: da erschien mir die Dede gleichbedeutend mit einer Gruft und ich darin eingeschlossen und lebendig begraben. Ich floh vor dem Tod — — —

Die Natur war mir ein geliebtes Weib! Aber die Geliebte versagte sich mir: nie durfte ich sie besitzen und mit meinem Wesen erfüllen, und jetzt hat sie mich gar verlassen!

Es ist alles dahin! Selbst dieses göttliche Buch ist für mich zu einem leeren Blatte geworden! Selbst dieses alles hat sich für mich zum Nichts verwandelt. Ich bin sehr elend.

* * *

Es hilft kein Verhehlen und Belügen mehr: ich leide unsäglich. Selbst das wenige Große, das zu behalten ich mir gestattet habe, erdrückt mich, erhebt sich gegen mich wie ein schwerer Vorwurf, wie eine fürchterliche Anklage. Ich kann nicht mehr Shakespeare lesen, nicht mehr Michelangelo sehen, nicht mehr Beethoven spielen. Vollends Musik macht mich krank. Die Töne durchwühlen meine Seele, daß ich aufschreien möchte. Wilder Schmerz faßt mich — um was? Wilde Sehnsucht — wonach? Mitten im Spiel springe ich auf, stürze ich hinweg, hinaus! Kehre ich in der Nacht zurück, bin ich freilich wieder ruhig; aber was hat es mich gekostet! Todesmattigkeit ist auch Ruhe.

* * *

Auch ich habe einmal geliebt. Lange habe ich mich darauf besinnen müssen, bis es mir wieder einfiel. Aber jetzt weiß ich's. Wahr und wahrhaftig: auch ich habe einmal geliebt.

Zuerst träumte ich nur davon. Es kam zu mir im Traum wie ein Geist, wie das blasse wilde Weib aus Heines Gedichten. Es umschlang mich, preßte mich an sich, daß ich aufschrie, küßte mich, als wolle es mich ersticken, badete mein Gesicht mit Thränen — noch morgens war es ganz feucht.

Wer war sie — wer ist sie einmal in meinem Leben gewesen? Ich hatte es bereits fast vergessen — jetzt weiß ich's wieder: Es war ein Mädchen mich schwarzen Augen und roten Haaren und sie hieß Alexandra.

Daß ein Mann ein Mädchen vergessen kann, das er einmal — lang, lang ist's her! geliebt hat, das soll ja wohl vorkommen (das kommt vor!). Aber, daß ein Mann ein Weib vergessen kann, dem er schweres Unrecht zugefügt, das er verlassen hat, das scheint mir denn doch — —

Ich will diesen wilden Geist, der mir keine Nacht mehr Ruhe läßt, herausbeschwören, bannen; vielleicht, daß er dann mir und sich Frieden gönnt.

„Alexandra, Alexandra!“

Du mußt es dreimal sagen:

„Alexandra!“

In Gewölk und Nebel steigt die Vergangenheit herauf. Es quillt und qualmt. Noch kann ich nichts unterscheiden, nichts erkennen. Allmählich weichen die Dünste; es entschleiern sich, es hebt sich heraus, es gestaltet sich.

Jene schwankende Männergestalt, diese Karrikatur von Manfred und Faust, von Cain und Diogenes — das bin ich. Vorbei! Vorbei!

Wer kommt da? Ach, Alexandra, bist du's!

Laß mich dich ansehen. Kind, wie jung du noch bist! Noch recht solch ein Ding, das barfuß über die Heide laufen könnte, die Flechten flatternd im Wind. Ich kenne dich: Du bist ein Kobold, eine Elfe, eine Hexe, eine Nixe, solch Wassergeschöpf, halb Fisch und halb Weib! Funkle mich nur wild an mit deinen schönen, zornigen Augen, schüttle nur deine roten Locken, daß sie über deinen weißen Leib hinabfluten, lang hinab! Deinen Fischschwanz kannst du doch nicht verstecken, Nixe ich kenne dich!

Blöthlich — was geschieht?! Bist du's noch immer, Alexandra? So schrecklich verwandelst!

Was willst du von mir?! Du bist eine Tote, ein Leichnam und kommst zu mir aus dem Grabe. Bist du also doch verdorben und gestorben, untergegangen, zu grunde gegangen?!

Hinweg, Gespenst! Als du lebstest, hattest du kein Herz, das sich von einem Manne brechen ließ — ich bin nicht schuld an dir.

Drücke deine blassen Linnen nicht so schaurig fest gegen deine Brust — zeige mir das Herz, das ich gebrochen haben soll; laß es mich sehen, sonst glaube ich dir nicht. Du öffnest deine Arme, das Tuch gleitet, sinkt hinab — siehst du, du Lügnerin! Keine Todeswunde ist auf deiner weißen Brust zu sehen. — — Ach,

„Das ist die Brust, die Greten mir geboten,
Der süße Leib, den ich genoß.“

Also dein Verführer wär' ich gewesen! Geh, das ist eine alte Geschichte: Welcher Mann hat nicht einmal ein

Mädchen zu zärtlich geküßt? Und nun gar ein Mann wie ich und ein Mädchen wie du!

Sei nicht so totenhaft stumm. Rede! Sage mir, warum du mich verfolgst, bis in meinen Traum hinein, bis in meinen heiligen Schlaf? Ich weiß, du hassst mich! Ein Weib wie du, muß hassen, wenn es einmal geliebt hat und dann verlassen worden ist. Aber hast du mich geliebt? Laß mich in dein Herz sehen, sonst glaube ich dir nicht. Wenn du nicht reden willst, so küsse mich wenigstens; ich weiß, daß du's kannst, auch als Geist; ich weiß es von meinen Träumen her.

Siehst du, jetzt habe ich das Zaubertwort gesprochen, jetzt bist du mein.

Küsse mich!

* * *

Ich ertrage es nicht länger! Ich hasse dieses Haus, ich verachte mich! Was thut man mit einem Deserteur? Man schießt ihn nieder wie einen Hund! Pfui! So feige und memmenhaft dem Kampf zu entfliehen. Was soll ich thun? Dem Deserteur des Schlachtfeldes schießen ehrliche Kameraden die Kugel durch's Herz — der Deserteur des Lebens, der zehnmal verächtlicher ist, muß sich selbst die Kugel durch's Hirn jagen, hat er noch einen Funken Ehre im Leibe.

Ich will versuchen, ob ich noch einen Rest von Mannheit in mir habe: ob meine Hand dabei zittern wird.

* * *

Sterben — schlafen, es wäre ein Fest! Aber sterben, ohne jemals gelebt zu haben — ich will leben! Jetzt will ich leben! Was aber heißt leben? Entbehren, darben, leiden — Nein! Ich will leben und besitzen, genießen! Ich war ein Asket mein Lebenlang — nun will ich ein Bacchant sein für den Rest meines Lebens.

Hinweg! Hinaus!

* * *

Es ist zu spät!



Viertes Kapitel.

Königseefahrt.

Sedin, mein guter Sohn.“

„Was willst du, Mutter?“

„Es kommt mir vor, als ob du — werde aber nicht gleich böse.“

„Sprich nur, sprich!“

„Mein Sohn, sage mir — ich sehe heute einmal wieder recht schlecht. Du bist so bleich.“

„Nein, Mutter, ich sehe aus wie alle Tage.“

Die alte Frau seufzte. Trotzdem sie heute „wieder einmal recht schlecht“ sah, so konnte sie mit ihren schwachen Augen — waren es doch die Augen einer Mutter! sehr wohl erkennen, wie bleich ihr Sohn vor ihr stand und wie gramvoll das Lächeln war, womit er versuchte, die alte Frau zu täuschen. Aber er durfte beileibe nicht merken, daß sie die Täuschung erkannte. Ihm zu allen seinen Leiden auch noch den Schmerz geben, den sie um ihn im Herzen trug — nein! nein! So sagte sie denn und versuchte mit einer schüchternen Bewegung seine Hand zu fassen:

„Es wird gewiß an meinen Augen liegen.“

„Schmerzen sie dich?“

„O Lieber, was denkst du! Sieh mich an: Ich werde wahrhaftig alle Tage jünger! Und wegen der Augen — das darfst du dir nicht zu Herzen nehmen. Wenn sie auch etwas schwach sind, das thut ihnen nicht weh! Und wenn ich auch unsere Berge nicht mehr so recht klar sehen kann — nun ja, das ist freilich schlimm! Aber alte Leute sind eben keine jungen Leute mehr, und dann — du wirfst mich wieder auslachen, du böser Junge! Der Mensch hat außer seinen beiden Augen noch ein anderes, zweites Gesicht — wie nenne ich's gleich: sozusagen ein inneres Gesicht und mit diesem, da sehe ich noch prächtig! Im Hause geht's auch mit den andern Augen noch ganz gut: Wenn Friedrich nicht ordentlich Staub gewischt hat — gleich merk' ich's! Und wenn Burgel in der Küche mir ein X für ein U machen will: z. B. den Braten zu braun werden läßt — gleich seh' ich's! Ja, deine Alte! Mit den Schlüsseln freilich kann es manchmal vorkommen, daß ich mich nicht gleich besinne, wo ich sie hingelegt habe. Aber Strümpfe kann ich noch stricken, die allerfeinste Baumwolle, mit den allerfeinsten Nadeln, so daß ich meine Enkel und Urenkel — wenn ich solche süße Geschöpfchen hätte! für ihr ganzes Leben mit Strümpfen versorgen könnte. Und wenn ich nur dich, lieber Sohn“ —

„Sprich, Mutter. Wenn du nur mich“ —

„Du wirfst wieder schelten. Ich wollte sagen, wenn ich nur dich, mein guter, einziger Sohn, glücklich wüßte — mein Herrgott im Himmel! Blind wollte ich sein und lahm

dazu. Meine Hände würde ich aufheben: Mein Schöpfer, ich danke dir! Gibt es wohl eine glücklichere Mutter?"

„Du sollst ja nicht weinen, Mutter.“

„Freilich, meine Augen! Du mußt nicht etwa glauben, daß ich weine, weil ich traurig bin; es kommt alles von den Nerven.“

„Aber, Mutter, eine alte, verständige Frau und giebt sich mit solchen Plagegeistern ab!“

„Das sagst du wohl! Ich gebe mich nicht mit ihnen ab, sondern sie sich mit mir. Früher habe ich gar nichts von ihnen gewußt und mich mein Lebtag bei anderen über sie geärgert. Nun muß mir's in meinen alten Tagen passieren, daß sie sich über mich hermachen, wie ein Heer von Ameisen und mir Tag und Nacht zusetzen. Du willst fortgehen?"

Dedin nickte:

„Zum Obersee.“

„Kommst du auf unsere Alm?"

„Auf die Gogen? Ich glaube kaum. Wenn du der Sennerin etwas zu bestellen hast, so schicke doch Seppi hinauf. In der nächsten Woche will ich so wie so aufziehen.“

„Das freut mich! Unsere Gogen wird dir gut thun.“

„Aber du bist dann wieder allein.“

„Das ist mir eben recht. Ich habe große Wäsche; da wärst du uns hier unten doch nur im Weg.“

„Lebe wohl, liebe Mutter!“

„Bleibst du lang aus?"

„Ich kann es wirklich nicht sagen.“

„Ueber der Reitalp zieht es ganz schwarz herauf. Siehst du, wie gut ich noch sehen kann! Es giebt sicher ein Gewitter. Nicht wahr, ich brauche mich nicht zu ängstigen? Der Königsee ist so wild beim Sturm; es geschieht so viel Unglück darauf.“

„Ich nehme den Schlüssel zur Hütte auf der Fischungl mit. Du kannst ganz ruhig sein.“

„Behüt' dich Gott, mein Sohn.“

Die Unterredung zwischen Mutter und Sohn hatte auf der Terrasse stattgefunden. Dedin ging rasch hinweg, bekam aber noch zu hören, wie das ganze Haus alarmiert wurde. Bei einem zufälligen Rückblick gewahrte er, wie Friedrich, Burgel und Seppei in wilder Jagd durch die Vorhalle stürzten, während seine Mutter atemlos hinterdrein leuchte, stöhnend und jammernd, daß sie „wieder einmal ihre Schlüssel verlegt“ habe. Dedin mußte an die würdige Miß Betsy Trotwood denken und an deren Schlachtruf: Jeannette, Esel! Bei seiner guten Mutter war für Friedrich, Burgel und Seppei das Jammergeschrei: „meine Schlüssel!“ zu jeder Tagesstunde die Parole zu einem wütenden Kampfe, der gegen langhaarige Teppiche, geheimnisvolle Ecken, Arbeitskörbe, Strickbeutel, die Taschen sämtlicher Kleider, Abgründe der Divanpolster, kurz gegen alle möglichen und unmöglichen Verstecke derartiger unfreiwilliger Deserteure unermüdlich geführt wurde.

Auf seinem Felde arbeitete der Gröhlbauer: der letzte Wagen Heu sollte eingefahren werden; grade spannte Kesi die Kuh vor. Dedin rief den beiden zu: weshalb sie es so eilig hätten? An Regen sei nicht zu denken.

„Kann Aergeres kommen,“ rief der Alte zurück. „Wo-
hin willst?“

„Zum See.“

„Solltest lieber daheim bleiben. Heut' giebt's noch etwas
am Himmel. Das Vieh hält schon jetzt kein' Ruh' mehr.“

„Muß in die Fischungl.“

„Rehr' in Bartholomä ein, daß dich's nicht erwischt.“

„B'hüt' Gott, Gröhl!“

„B'hüt' Gott, Dedin!“

Dedin setzte seinen Weg fort; der Bauer lud weiter auf.

„Weshalb der wohl in die Fischungl muß? Er ist ja
doch kein Holz knecht oder Senn, der nach seinem Vieh schau'n
muß, wenn ein Unwetter aufzieht. Das ist wieder solch ein
Stück von ihm. Mich geht's nichts an, aber die alte Frau
wird in Sorg' kommen. Muß nachher doch einmal hinauf.
Hü, Alte!“ — Aber er konnte sich noch nicht zufrieden geben.
„Muß über den See in die Fischungl und weiß doch, daß
es heut' noch einen Sturm giebt. Denn der Dedin kennt
sich auf's Wetter so gut aus wie ein Bauer.“

„Vielleicht will er Almenrausch brocken und thut's beim
Unwetter lieber, als an einem guten Tag. Dem Dedin sah's
gleich! Die alte Frau wird freilich wieder jammern.“

Und Resi versetzte der widerspenstigen Ruh einen ge-
wichtigen Schlag.

Auch Dedin dachte an die Begegnung.

„Das ist ein glücklicher Mann! Er sollt's über sein
Haus schreiben lassen; dann mag jeder, der vorübergeht
und es liest, den Mann in seiner Hütte beneiden. Arbeit!

Arbeit! Morgens mit der Sonne auf, abends mit der Sonne zur Ruh'. Das ganze Leben lang Milchsuppe, nur Samstags Schmarren oder Nudeln, die für den Sonntag aufgewärmt werden. Dreimal im Jahr Fleisch und wenn's hoch hergeht, zu Ostern ein halbes Duzend Eier für das ganze Haus. Und dann soll es keine Genügsamkeit mehr geben auf der Welt, keine Einfachheit und Einfalt der Sitten! Das ganze Leben lang redliche Arbeit, das ganze Leben lang Segen! Immer gesund, immer lustig, immer bedürfnislos! Als höchstes Vergnügen die Sonntagsmesse, das Sonntagsbier, das Sonntagschläflein und das Sonntagspfeifchen. Als einzige Abwechslung zweimal des Jahrs Beichte, einmal Aderlaß und — fertig ist's! Des Sommers giebt's im Feld zu thun: heuen und ernten, ackern und säen; des Winters im Wald und in der Hütte: holzen und Schindel machen, schnitzen und dreheln. Dabei wird ein Strumpf nach dem andern voll blanker Marienthaler gesteckt und in irgend einem alten Schrank verborgen, daß man zuletzt selber nicht mehr weiß, wo man seinen Reichtum suchen soll. Und ist endlich das Leben vorbei, so geht's aus dieser sündigen Welt, die übrigens eine recht schöne Welt war, ziemlich direkt in die ewige Seligkeit hinein; denn gegen das heiße Fegfeuer werden mit Hilfe der blanken Marienthaler die kräftigsten Messen gelesen. Den einzigen baren Vorteil hat schließlich der Pfaff davon.

Aber zu beneiden ist der Mann doch!"

Die Mutter und der Gröhlbauer hatten recht: Schwarz kam es über die Reitalp heraufgezogen; sonst war der ganze Himmel noch funkelndes Blau. Wie eine mächtige Insel

ruhte die nächtige Wolke in scheinbarer Bewegungslosigkeit im Lichtmeer, von Sonnentwogen umflutet. Die erhitzte Luft zitterte vor Dedins Augen, daß es ihn schmerzte, in die flimmernde Helle zu schauen. Es war einer jener Tage, an denen der Wanderer die Glut auf sich lasten fühlt, als müßte er sie sich wie eine drückende Last von der Brust reißen können. Aber gleich Schlangen legen sich die Sonnenstrahlen um den ganzen Körper; kaum, daß man sich regen kann.

Dedin schritt schnell vorwärts. Der Mann mit der totkranken Seele besaß eine fast rohe physische Kraft.

Bereits nach einer Viertelstunde erreichte er den Seestrand, wo er an abgelegener Stelle sein eigenes Bootshaus besaß. Er löste den Rachen, sprang hinein und stieß vom Lande. Als er den Falkenstein umrudert hatte, lag das königliche Bild vor ihm. Welche Wildheit! Die Schlucht füllte die bewegungslose, dunkel leuchtende Flut, als sei ein Stück Himmel in Sehnsucht nach der schönen Erde hier niedergesunken. Und wiederum: rings stieg das Gebirge auf, als sehnten sich die Gipfel in den schönen Himmel hinein zu ragen. An die Schroffen klammerten sich Tannen und Fichten; auch Blumen gab es. Gleich Rubinen hingen die leuchtenden Knospen der Alpenrosen an den grauen Wänden, von gelben Schmetterlingen wie von Sonnenstrahlen umfunkelt. Das Kreuz am Falkenstein umblauten Genzianen.

Dedin kannte den Königssee. Er hatte ihn gesehen an Sonnentagen und in Mondnächten, im bleichen Morgengrauen und beim glühenden Abendrot, nebelumhüllt und schneebedeckt,

bei Sturm und Gewitter. Er war besser mit ihm befreundet, wie er es jemals mit einem Menschen gewesen. In den langen Jahren seiner Einsamkeit hatte er ihm während vieler schweigender Fahrten in Gedanken anvertraut, was man kaum sich selbst zu sagen pflegt. Er hatte dem königlichen Gefährten sein Inneres enthüllt, einen Teil seiner Seele in die Tiefe gesenkt und die Wellen hatten dazu verständnisvoll und schwermütig seinen Nachen umrauscht. Doch unergründlich blieb ihm der so düster durchflutete Abgrund: ewig geheimnisvoll ruhte es darin, wie in der Brust des Weibes das Herz, das auch kein Männerauge ergründet. Dedin mußte sich gestehen, daß ihm der See in seiner dämonischen Schönheit rätselvoll war wie am ersten Tag.

Stehend bewegte er das schwerfällige Boot vorwärts. Er sah nicht auf, sondern immer starr unter sich, wo es den Wassern zu entsteigen schien: das Bild seiner allnächtlichen Träume.

Um diese bleiche Gestalt aus seiner Seele zu jagen, hatte er sich heute selbst hinaus ins Freie gejagt. In den Obersee, wo er schon so manches begraben, würde er auch das hineinwerfen können — hinein in die Vergessenheit! Nach einer Nacht, wie es die letzte gewesen, blieben die Geister auch den Tag über bei ihm, wo sie sich dann weder durch Sonnenschein, noch durch Vogellied fortscheuchen ließen. In die schwärzliche Flut blickend, dem seufzenden, schluchzenden Rauschen am Riele lauschend, wähnte er das Wasser sich teilen, sie daraus auftauchen zu sehen, das glanzvolle Gelock um die blaffen Brüste geringelt, von den rinnenden Tropfen gleichsam

wie mit Thränen gebadet, mignonhaft geheimnisvoll, zugleich wild und phantastisch. Sie war damals noch sehr jung gewesen, fast ein Kind und stand ganz allein in der Welt. Wer ihr Vater war, das wußte wohl nur ihre Mutter; sie aber hatte auch ihre Mutter nicht gekannt. Vielleicht war ihr Haar ihr mütterliches Erbteil, ihr Haar und ihre Seele. Von ihrem Vater mochte sie den vornehmen Blick haben; von beiden aber jenen jähen Wechsel von Stimmungen und Empfindungen, mit denen sie einer Welle gleich, welche stets dieselbe ist und wiederum niemals dieselbe: bald sanft, fast lautlos, bald wild aufbrausend; jetzt im Sonnenschein zwischen grünen Ufern dahin rieselnd, Blumen bespülend, von Vogel-sang, Waldesrauschen und Hirtenlied begleitet; dann wiederum durch Dede dem Abgrund zustürzend, Sturm über sich, jagendes Gewölk am nächtlichen Himmel, rings keinen Stern!

Auch von dem stolzen Klang ihres Namens lag etwas in ihrer Natur: Alexandra — es klang beinahe königlich!

Dedin sah sie zufällig in einem Städtchen nahe der polnischen Grenze. Er hatte dort nichts zu suchen; trotzdem hatte er dort etwas gefunden. Er reiste nicht wieder fort.

Alexandra lebte an jenem trostlosen Ort als das Zieh-kind einer ärmlichen, schwerlich allzu ehrenhaften Witwe, im Schlage Frau Marthens. Da war denn das Mädchen allerdings grade kein Gretchen, wohl aber Dedin damals grade ein Faust. Trotzdem hätte es eines eingefleischten Teufels bedurft, um dieses Kind, das doch „über vierzehn Jahr“ schon war, verführen zu helfen. Ohne was er gefunden hatte, erhalten zu haben, reiste Dedin endlich wieder ab; das heißt:

eines schönen Morgens wanderte er zum Städtchen hinaus. Daß er grade kein fröhliches Wanderlied sang, ist begreiflich. In einem Dorfwirtshaus blieb er zur Nacht. Frau Wirtin besaß ein schönes Töchterlein, dessen helle Augen weit freundlicher den stattlichen Fremden anblickten, als das jemals zwei gewisse andere düstere Augen gethan hatten. Doch Dedin blickte nicht hinein; selbst der Wein, den ihm Frau Wirtins Töchterlein schänkte, schmeckte ihm nicht. Früh am andern Morgen wanderte er weiter. Da kam ihm am Ausgang des Dorfes jemand nach, von dem er tags vorher ohne Abschied fortgegangen war.

Die beiden zogen miteinander in die weite Welt hinein. Das war ein Wandern! Dedin glaubte, das Leben sei ein Märchen geworden, die Erde ein Zauberwald, darin er der irrende Ritter war und seine rothhaarige Liebste eine Nixe, oder sonst ein unheimliches schönes Wassergeschöpf. Wäre sie nur nicht so wild gewesen! Manchmal, wenn er sie still küssen wollte, bekam er plötzlich statt ihrer roten Lippen ihre weißen Zähne in seinen Wangen zu fühlen. Oder sie lief ihm einfach fort und das grade, wenn er sie gern an seinem Herzen gehalten hätte. Tagelang blieb's dann ein immerwährendes Zerren und Reißen, ein ewiges Hinüber und Herüber. Dann wiederum drängte sie sich an ihn, als wolle sie sich erdrücken lassen von seiner Umarmung, sich auflösen in seinem Wesen. Einmal stammelte sie:

„Ich weiß nicht, wie mir ist; aber wenn du einmal von mir fortgehst, mich verlässest, so muß ich dich — ich weiß nicht was, aber ich glaube, ich muß dir nach, so wild wie

der Sturm jenem welken Blatte, daß er dort in den Abgrund treibt. Sieh, jetzt wirbelt es hinunter.“

Dedin lachte:

„Sturmesbraut! Mörderin!“

Er wollte sie lachend küssen, aber sie litt's nicht.

„Schwöre mir, daß du mich immer vor mir selbst schützen willst. Es liegt etwas in mir, das schlimmer ist, als dieser Herbststurm, der welke Blumen und Blätter abreißt und in die Abgründe weht. Manchmal fürchte ich mich vor mir selbst. Verdirb mich nicht, sondern rette mich.“

Er that, was sie so leidenschaftlich von ihm forderte und schwur ihr. Plötzlich warf sie sich ihm zu Füßen und rief:

„So will ich dir's danken, zu deinen Füßen, mein Lebenlang!“

Dann wiederum konnte sie fast innig sein. Wenn er jedoch ausrief:

„Warum bist du nicht immer so sanft!“ so hatte er alles verdorben. Eine ihrer gewöhnlichen Redensarten war: „Ich kann mich nicht anders machen als ich bin! Ich bin eben wie ich bin und sanft bin ich am allerwenigsten! Sanft ist die Taube, der Tiger ist wild. Grade so ist's mit den Menschen. Jeder ist wie die Natur ihn geschaffen hat. Wie ich aus meinem roten Haar kein schwarzes machen kann, ebenso wenig kann ich aus meiner wilden Seele eine sanfte machen.“ Ihre Haare lösend und gegen ihn schüttelnd, schritt sie hocherhobenen Hauptes davon.

Aber so anmutig endigte nicht alles und oft prallten die beiden leidenschaftlichen Seelen wie zwei feindliche Gewalten

zusammen. Einmal vergaß Dedin sich so weit, daß er ihr vorwarf, ihm „nachgelaufen“ zu sein. Sogleich lief sie ihm fort und er lief ihr nach, nicht eher ruhend, als bis er es glücklich von ihr erbettelt hatte, wieder zu ihm zurückzukehren. Nach dem Sturm kam Ruhe — ganz wie in der Natur! Aber nach schwülen Tagen brach es wieder aus — ganz wie in der Natur! Mit jedem Male ward der Aufruhr wilder.

Es blieb das alte Spiel: sie quälten sich bald aus Liebe, bald aus Haß. So machten sie sich denn gegenseitig tief unglücklich und ruhelos. Diese beiden Töne zusammen mußten ewig Dissonanzen geben, diese beiden Farben nebeneinander mußten ewig grelle Kontraste bilden. Plötzlich hatte es den Anschein, als sei Alexandras Natur in einer geheimnisvollen Umwandlung begriffen; grade da verließ Dedin sie.

Er selber verteidigte sich durch folgende Sophistereien: „So geht es nicht länger fort, oder wir gehen beide zu grunde; deshalb den Mut der Sünde haben und beide retten.“ Die Wahrheit jedoch war: er liebte nicht mehr, oder vielmehr: er war nicht mehr verliebt.

Er wollte für Alexandra „sorgen“, aber Alexandra ließ nicht für sich sorgen. Bei der Trennung hatte sie keine Thräne, keinen Vorwurf, keine Klage, kaum ein Wort, kaum einen Blick. Ihm war's recht: „Es bricht ihr das Herz nicht, desto besser!“ Etwas erstaunt war er im Grunde genommen doch, mehr als erstaunt: verwirrt, betroffen, sogar verletzt. Er kannte diese Frauenseele eben doch nicht, er, der „Psycholog!“

Nach einem halben Jahre schrieb sie ihm, zwei Zeilen: sie habe ein Kind geboren, eine Tochter.

Er schickte ihr Geld.

Das Geld kam wieder zurück. Er schämte sich und nahm sich vor, selbst hinzureisen. Er nahm sich vor. Da „er nie dazu kam“, schrieb er ihr: einmal, zweimal, dreimal. Auf dem letzten Brief, der ihm wieder zurückgeschickt ward, stand von fremder Hand vermerkt, daß die Adressatin nicht aufzufinden gewesen. Nach Jahren wandte jene Kupplerin sich einmal bettelnd an ihn. Von diesem Weib erfuhr er, daß das Kind gestorben sei. Von der Mutter wußte die Frau nichts; aber sie lebe wohl noch.

Wenn sie noch lebte, weshalb erschien sie ihm dann in seinen Träumen als solch ein vorwurfsvoller, sühneheischender, unverföhnlicher Geist?



Fünftes Kapitel.

Am Obersee.

Die Schwüle des heißen Sommernachmittags und was Dedin sonst noch schweres in seiner Seele trug, lasteten auf ihm, daß er den Sturm herbeisehnte, der ihn von dem Druck befreien, es von ihm losreißen sollte, damit er wieder aufatmen konnte. Er blickte hinauf, wo es sich immer mehr und mehr verfinsterte, sich schwarz und schwer niedersenkte. Des Unwetters denkend, das aus diesen Wolken niederfahren würde, fiel ihm von neuem Alexandra ein: etwas Sturmähnliches, Entfesseltes, Elementares lag auch in dieser Frauenatur. Er mußte sie sich vorstellen, wie sie damals vor ihm gestanden, als er sie lachend: Mörderin! genannt. Sie hatte ganz danach ausgesehen, daß man ihr's zutrauen konnte: mordend aus Rache, Haß oder auch aus — Liebe! Ja, es war ein seltsames Geschöpf gewesen. Was mochte aus ihr geworden sein? War auch er so von ihr vergessen worden, wie sie bis noch vor kurzem von ihm? Aber eine Alexandra vergaß nicht! Und dieses Mädchen hatte ihn geliebt, ihm ein Kind geboren — dafür hatte er sie verlassen! Ein Glück,

daß das Kind tot war. Als er von ihr ging und sie es schweigend geschehen ließ, auch das eine ihm verschweigend — keine andere hätte das gethan!

Nur ein Wort hätte sie zu sagen brauchen und er wäre geblieben, hätte bleiben müssen. Doch sie blieb stumm. Wenn es anders gekommen, wenn er bei ihr geblieben, Alexandra sein Weib geworden wäre, dann würde er jetzt kein einsamer, starrer, unglücklicher Mann sein. Den stolzen Herzschlag dieser Frau immer an dem feinen fühlend, sein ganzes Leben lang — es müßte auch etwas stolzes gewesen sein! Wenigstens hätte er eine Familie gegründet. Was hatte er jetzt bezweckt, erreicht, erfüllt? Dedin wagte nicht, sich darauf Antwort zu geben.

Aber er legte sich die Frage vor, wie es möglich gewesen, daß er sie nicht in der ganzen Welt gesucht hatte? Er faßte es nicht. Er mußte sich damals in einem Zustand von Verwirrung und Verblendung befunden haben, wie er ihn jetzt nicht mehr begriff. Der Mensch ist wirklich ein „wunderlicher Heiliger“: Den Schatz wirft er ins Meer, um die Erde mit Todesangst nach „Regenwürmern“ zu durchwühlen. Aber dennoch: er und sie zeitlebens zusammen — es wäre nimmer gut geworden, es hätte nimmer gut geendet! Sie waren nicht geschaffen, um einander zu beglücken, sie waren geschaffen, um einander zu zerstören! So wie es war, war's am besten. Ewige Entfernung zwischen ihnen. Aber dennoch — trotz ihrer Verschiedenheit wären sie zusammen nicht Wasser zu Feuer gewesen, sondern Flamme zu Flamme, Sturm zu Sturm. Gleiches vernichtet sich jedoch auch gegenseitig.

Wie eine bloße Episode schließlich die Tragödie selbst werden kann! Als der Prinz von Guastalla die wilden Lippen der schönen Gräfin küßte, dachte er wohl schwerlich, daß der Dolch dieser Dame den letzten Akt eines Trauerspiels herbeiführen würde.

In Alexandras Adern floß auch Orsinablut.

Man redet so viel von dem „wildem“ Königssee und dem „düsteren“ Königssee; auch dann, wenn die Landschaft voller Sonnenschein ist, oder der Funtenseetauern mit seiner Krone, der Schönfeldspitze, im Abendrot glüht. Der Königssee bei Gewitter, von Sturm umbraust, von Blitzen umloht, Gewölk um seine Felsenhäupter, sechsfach wiederhallender Donner als die Stimme dieser zürnenden, schrecklichen Majestät — dann beben die Geschöpfe!

Bereits begann am Himmel das große Schauspiel sich in Scene zu setzen: über den Wänden des Watzmann ward der schwarze Vorhang niedergelassen. Es wurde finster. Dedinkehrte sich nicht daran. Er schaute auf, wo, grade Bartholomä gegenüber, in schwindelnder Höhe der Feuerpalsen der Gohenalp lag. Vor kurzem war von dort oben ein junger Senn herabgestürzt. Mit seiner kranken Phantasie stellte Dedin sich den Sturz vor, mit den Augen die Bahn verfolgend, die der Körper genommen hatte. Der arme Jüngling mußte von einer Klippe zur andern geschleudert und schanderhaft zerrissen worden sein. Dedin wußte ganz in der Nähe einen besseren Ort, wo man, aus Wolkenhöhe hinab gleich in die Fluten hinein stürzen würde.

Er gelangte zum Ende des Sees, fuhr an, sprang ans Land und zog den Rachen weit herauf, damit die stürmische Flut ihn nicht fortreiße. Ein zweiter Rahn lag am Ufer fest, doch war weder ein Fährmann noch ein Fahrgast zu sehen.

Die Sennhütten der Saletalp standen sämtlich geschlossen; längst weideten die Herden am schönen, wilden Funtensee. Was war es ringsum für eine erhabene Verlassenheit! Das Thal schloß sich hier mit mächtigen Wänden; über trübem Schneefeld stiegen die Teufelshörner in die Schwärze des Himmels hinein, der sich immer tiefer auf die Tauern nieder senkte.

Langsam schritt Dedin über die Halde. Der schmale Weg schlängelte sich durch ein wüstes Trümmerfeld. Die abgestorbenen Wurzeln durrer Fichtenstämme umklammerten mit blassen gespenstischen Armen das graue Gestein. Schwärme von Raben kreisten ächzend um die toten Gipfel.

Unter einer Nieseneiche stand Dedin am Obersee.

Wie eine dunkle Thräne, welche die starre Natur über ihre Einsamkeit geweint, so schwermütig ruht hier die Flut tief begraben im Schoß der Alpen. Am rechten Ufer führt ein Hirten- und Jägersteig die schroffen Wände entlang; am linken dagegen kann kaum ein Strauch Wurzel fassen, da blüht kaum eine Blume, da ist die Natur die unbarmherzige, steinerne Hoffnungslosigkeit selbst.

Wo droben über dem Seeabgrund eine Birbe an den weit vorspringenden Klippen hing (man begriff nicht, daß sie vom Schwindel gepackt, nicht herunterstürzte!), dort in Wolkenhöhe war jener „bessere“ Ort.

Dedin begab sich zu dem halb verfallenen Bootshaus hinab, löste den einzigen Nachen und schiffte sich zum zweitenmal ein. Ihm gegenüber lag ein schmaler Wiesenstreif eingeklüftet, durch einen uralten Tann gegen die Lavinen der Teufelshörner geschützt. In der Mitte des köstlichen Weidplatzes standen zwei Blochhütten, um diese Zeit des Sommers gleichfalls verlassen. Zu einem der Kaiser besaß Dedin den Schlüssel, denn es kam vor, daß er tagelang in der Fischungl verweilte.

Als Dedin sich mitten auf dem See befand, zog er die schwere Schaufel ein und ließ den Nachen treiben.

Er blickte um sich. Noch niemals hatte er sich in der Welt so außer der Welt gefühlt! Ehe er wieder zum Ruder griff, rief er, um den Alp von sich abzuschütteln, einen lauten Schrei in das Gebirge hinein. Den gellenden Laut warf Felswand auf Felswand zurück. Von allen Seiten hallte es wieder, allmählich dumpf rollend, verklingend. Aber bevor der fernste Ton völlig erstorben, gab auf Dedin's Ruf eine andere Stimme Antwort, so daß die Sprache der Berge noch einmal geweckt wurde. Von dem Hirtenpfad her rief es über den See, eine Frauenstimme voll tiefen, mächtigen Klanges. Betroffen schaute Dedin auf. Wer konnte das sein? Die Sennerinnen der naheliegenden Almten kannte er alle; darunter war keine mit solchem gewaltigen Ton in der Brust. Es mußte eine Fremde sein, eine Fremde, die in jenem zweiten Nachen bei der Saletalp vor ihm gelandet war. Wie kam eine Fremde an das Grab des Obersees? Zu dieser Tages-

zeit, bei einbrechender Nacht und ausbrechendem Sturm, wie es schien, ganz allein? Seltsam!

Plötzlich erblickte Dedin sie. Sie stand auf dem schmalen Pfad, über und unter sich steil aufsteigende, jäh abfallende Klippen. Dedin kannte den Weg genau und wußte, daß es dort für den Schwindelfreien keine Gefahr gab. Als er jedoch die Fremde droben stehen sah, wie schwebend über dem Abgrund, in welchen sie, wie er plötzlich meinte, die geringste Bewegung hinabwerfen mußte, da überfiel ihn eine wahre Angst um die unbekannte, ihm doch vollkommen gleichgültige Person. Diese aber stand fest und sicher, unverwandt in die Tiefe niederblickend. Dedin beruhigte sich. Wer solche Kraft in seiner Stimme hat, konnte gefahrlos an Abgründen entlang schreiten. Er spähte scharf hinüber, ob sie ihm vielleicht zuwinke — nein! Er vermochte natürlich nichts von ihr zu erkennen und sah nur, daß sie, hoch und schlank, regungslos da stand, keine Sennerin, sondern in der That eine Fremde im dunklen Gewand. Daß sie jung war, hatte sie selbst ihm gesagt. Was mochte sie in dieser Wildnis wollen? Jeden Augenblick konnte der Sturm losbrechen, der in dieser Enge fürchterlich raste. Er mußte sie warnen, ihr zurufen, daß sie Gefahr laufe, vom Orkan gefaßt und hinabgeschleudert zu werden, daß sie eilen müsse, rechtzeitig die Hütte zu erreichen.

Wie die Fremde merkte, daß sie gesehen worden sei, kamm sie weiter, der Fischungl zu, langsam niederwärts. Als das Boot ans Ufer stieß, war auch die Frau bereits drüben angelangt. Eben trat sie aus dem Tann, schritt über die Wiesen den Hütten zu, trat aber nicht unter eines der weit-

vorspringenden Dächer, wo sie vor dem Sturm geborgen gewesen wäre, sondern ging an den Häusern vorbei, nach dem See hinunter, der Stelle zu, wo Dedin ans Land gefahren war.

Diesen Sonderling verfezte die Anwesenheit eines zweiten menschlichen Wesens in der Einsamkeit auf einmal wieder in seine menschencheueste, menschenfeindlichste Laune. Was wollte die Person von ihm? Sich von ihm überfahren lassen, natürlich! Das wollte er auch thun und zwar sogleich. Mochte sie dann zusehen, wie sie in der verlassenenen Salet vor dem Gewitter Schutz fand und vor Nacht noch nach Bartholomä kam, oder vielmehr bis nach Königssee, denn der Förster auf Bartholomä durfte niemanden, selbst nicht beim größten Unwetter, im königlichen Jagdschloß übernachten lassen. Das hatte man von den Extravaganzen fremder Leute! Denn wenn der Sturm jetzt ausbräche, so hätte er ihr in der Hütte Quartier geben und für sich selber Nachtlager in der Holzhütte am Schrainbach suchen müssen. Boll Nerger nahm er sich vor, sich gar nicht um die Fremde zu kümmern, obgleich diese jetzt geraden Wegs auf ihn zukam. Und doch blickte er hin.

Was für eine Gestalt! Dedin, der Mann mit den Augen, die — anch' io son pittore — bei allem, was sie erblickten, sogleich nach dem Schönen suchten, die sich abwandten, wo keine Schönheit war, sich gierig festfogen, wo sie diese Gottheit fanden; er, der Klausner und Asket, welcher seit vielen Jahren sich kasteite, die Schönheit nur in der Natur zu suchen, wo er sie denn auch in fast erdrückender Fülle erblickte, aber doch stets wesenlos, als Landschaftsbild

und Staffage, als Umriß, Linie, Farbenton, Stimmung; nie aber, oder sehr selten als Gestalt, als schönste Menschengestalt, — als Weib! Und nun ganz unerwartet, plötzlich in der Bildnis, sah der so lang Entbehrende, heimlich nach lebendiger, körperlicher Schönheit Verschmachtende, einer Erscheinung gleich, vor sich: die Schönheit des Weibes, wie es den Anschein hatte, fast in Vollendung.

Dedins Auge hing jetzt denn auch an jeder Bewegung der Fremden. Ohne ihr einen Schritt entgegen zu kommen, stand er regungslos, von ihrem Anblick gebannt.

Sie trug ein grauwollenes, faltenreiches Kleid und statt des Hutes einen schwarzen Schleier, der ihr Haupt dicht umhüllte. Dedin fiel auf, daß sie sehr bleich sei; auch, daß sie tiefschwarze Augen hatte, bemerkte er.

In kurzer Entfernung von ihm blieb sie stehen und machte mit der Hand eine langsame Bewegung nach dem Kopfe, wobei sie den Schleier abstreifte, daß er ihr herab auf die Schultern sank. Eine Fülle leuchtenden Haars von einem eigentümlichen, tiefen Rotbraun ward plötzlich sichtbar. Dedin erschrak fast. Eine Frau mit solchem seltenen Haar, hatte die ganze Zeit über als Geist in ihm gelebt! Noch heute, vor wenigen Stunden noch, hatte er ihre gespenstische Gegenwart in seiner Seele gespürt und nun trat es ihm an diesem verlassenem Ort gegenüber, wie er sich's geträumt:

Alexandra.

Zu denken, daß Alexandra vor ihm stehe — toller Gedanke! Trotzdem packte Dedin diese Tollheit, daß er sich von einem Schauer durchrieselt fühlte und es ihm den Atem ver-

setzte. Sodann kaum wissend, was er that, ging er schwankend auf die Fremde zu. Er stand vor ihr, sie sah ihn an — da erkannte er sie an ihrem Blick.

„Alexandra!“

Zuerst hatte ihm die Stimme versagt, daß er den Namen herausschreien mußte, um ihn überhaupt nennen zu können. Als ihm jedoch sein Name nicht wieder zurückgerufen wurde, stammelte er den ihren noch ein zweites, noch ein drittesmal:

„Alexandra! Alexandra!“

Sie aber regte sich nicht. Mit ihren stillen, stolzen Augen blickte sie ihn unverwandt an, teilnahmslos, vornehm, scheinbar ganz gelassen, scheinbar vollkommen gleichgültig. Ueberhaupt lag auf dem schönen Antlitz etwas unbeschreiblich Empfindungsloses, als sei dasselbe einmal bei etwas Fürchterlichem und Ungeheuerlichem — durch etwas Fürchterliches und Ungeheures halb entgeistert worden.

Als Dedin sie so kalt, beinah' feindselig vor sich stehen sah, empfand er — und das physisch in seinem Herzen einen heftigen Schmerz, der sich jedoch in dieser leidenschaftlichen Mannesseele sofort zu Bitterkeit und Groll umwandelte. Auch er war stolz!

In diesem Augenblick vergaß Dedin, daß die Totgeglaubte lebte, vergaß er, was er ihr zugesügt hatte, was er selbst als Verbrechen bezeichnet. Wie durch ein Wunder hatte er sie wieder gefunden. Sein erster Impuls war denn auch gewesen, sie mit ersticktem Jubel an seine Brust zu reißen — da sah er sie stolz und starr und plötzlich erschien sie ihm als Feindin,

die gekommen war, um ihm zu vernichten, was er sich in den langen Jahren seiner Klausnerschaft unter stetem Kampf, mit tausend Herzenswunden mühselig errungen hatte: völlige Hoffnungslosigkeit, die letzte trostlose Erkenntnis, daß es zu spät sei!

Da standen nun die beiden in der Dede sich einander gegenüber, während jeden Augenblick das Gewitter über ihnen auszubrechen drohte, zu ihren Füßen die dunkle Flut wie in banger Vorahnung aufrauschte und aufseufzte und den nahen Lann bereits leises dumpfes Sausen erfüllte.

„Was willst du von mir!“

Dedin stieß es hervor, gar nicht bedenkend, wie unsinnig seine Worte waren. Er und sie in einer Wildnis zusammen-treffend, und er verlangte von ihr Rechenschaft, wie sie sich unterstehen könne, ihm in den Weg zu treten. Sie gab denn auch darnach ihre Antwort — ein Achselzucken. Das Verächtliche dieser Bewegung jagte Dedin die Blut ins Gesicht.

„Hättest du etwa nicht gewußt, daß ich häufig hierher komme? Hättest du etwa nicht hier auf mich gewartet, hier auf mich gelauert?“

„Und wenn es so wäre?“

Dedin hörte kaum, was sie sagte: er hörte nur, wie sie es sagte.

Alexandra mußte ihre Worte wiederholen; sie schien nicht verstanden worden zu sein:

„Und wenn ich hier auf dich gewartet hätte — auf dich gelauert?“

Auch Dedin wiederholte seine ersten Worte.

„Was willst du von mir?“

„Was ich bereits gethan habe — dich wiedersehen.“

„Vielleicht weil du mich noch immer liebst?“

„Aendere ein einziges Wort und du nennst den wahren Grund, warum ich dich wiedersehen wollte.“

„Und warum mußte das durchaus am Obersee sein? Freilich, daran erkenne ich dich besser wieder, als an deinem Haar: du bist dir selbst getreu geblieben.“

„Ja, ich bin noch immer ich selbst. Ich hätte auch zu dir in dein Haus kommen können, glaubte aber, je weiter fort von deinem Hause du mich sähest, desto lieber würde dir's sein (woran ich mich allerdings nicht hätte kehren sollen!). Uebrigens ist es mir lieb, daß du mich an meinen Berrücktheiten besser kennst als an meinem roten Haar, so brauche ich mich dir nicht erst zu erkennen zu geben.“

„Wahrhaftig nicht! Nur jener wahre Grund ist mir noch etwas unklar. Warum du mich wohl wiedersehen wolltest?“

„Vielleicht, weil ich dich noch immer hasse.“

Sie sagte das so gelassen, wie sie vor ihm stand, wie sie ihn ansah; nicht einmal lauter sprach sie. Aber in dem tiefen, dunklen Ton ihrer Stimme lag bereits etwas — so kam es Dedin vor — das dem fernen, dumpfen Donner ähnlich war, der in demselben Augenblick zum erstenmal gehört ward: in dem schwachen Rollen ließ sich auch bereits ahnen, zu welcher Macht die wilde Himmelsstimme anschwellen konnte.

Als Dedin vorhin voll bitteren Hohnes die Möglichkeit ihrer Liebe verlauten ließ, fühlte er selbst, welche Empfindung er ihr einflößte und beinah', daß er Haß mit Haß erwidert.

Ein weicher Ton und er wäre ganz Reue, ganz Selbstanklage und Bitte um Vergebung gewesen; jedoch so wie sie vor ihm stand: in einer schier unweiblichen Härte und Herbeheit, hätte er sich selbst eine tödtliche Beleidigung zugefügt, wäre er dieser Frau gegenüber nicht in jedem Zoll Mann gewesen. So erwiderte er ihr denn:

„Du wolltest also am Obersee deinen Haß gegen mich in Scene setzen. Deshalb den weiten Weg! Weißt du, wie man das nennt?“

„Wahrscheinlich grade so, wie man es nennt, wenn ein Mann sich in einen Bergwinkel verkriecht, lediglich deshalb, weil in der Welt nicht alles nach seinem Kopf zugeht.“

„Wir passen also wenigstens in unserer Verrücktheit zusammen.“

„Ja! Und hoffentlich in unserem Haß.“

„Wie, hasse ich dich auch?“

„Liebst du mich etwa?“

„Ich habe dich geliebt.“

„Und warfst mich hin, warfst mich fort, wie ein Ding; gleichviel wohin es fällt, ob in den Kehrriecht, ob in einen Abgrund hinein.“

„Ich habe dich gesucht — du liebest dich nicht finden.“

„Nein, denn ich war kein Ding, ich war ein Geschöpf.“

„Ich wollte für dich sorgen, für dich und — —“

„Beleidige mich nicht!“

„Dich beleidigen; womit?“

„Mit deiner Sorgfalt — — du hast mich zerstört.“

„Du bist elend gewesen?“

„Elend?!“

Es glied mehr einem Schrei als einem Wort. Die schlummernde Gewalt in dieser Stimme war erwacht und entfesselt, wie das wütende Element, das jetzt, in fahler Lohe die Nacht des Himmels zerreißend, vom Donner und dem Widerhall der Berge begleitet, auf Sturmesflügeln daher gebraust kam.

Wer den Sturm in der Seele trägt, der achtet nicht jenes anderen, der Felsen losreißt und Bäume niederwirft. Die beiden blieben völlig gleichgültig dagegen. Die Wogen schäumten zu ihnen auf, im Walde ächzten die Tannen, in der Natur herrschte ein Aufruhr, als wolle der Blitz das Gebirge zerspalten, der Donner als himmelsstürmender Gigant Bergespitzen herabschleudern — sie standen aufrecht.

Nedin war Alexandras Aufschrei in die Seele gefahren, daß diese erbebte. Plötzlich kam von neuem das Bewußtsein seiner Schuld über ihn, diesmal mit Sturmesgewalt; und plötzlich löste sich sein ganzer, mühsam erzwungener Haß in Schmerz und Erbarmen. Er wollte die Hand dieser stolzen Elenden fassen, sich ihr zu Füßen stürzen, ihren Schrei erwidern mit einem Schrei des Jammers und zugleich der Liebe — aber mit einer beinah' wilden Bewegung trat sie zurück, so daß er nur stammeln konnte:

„Armes Weib!“

„Beschimpfe mich nicht auch durch dein Mitleid. Was geht dich mein Elend an!“

„Habe ich es nicht verschuldet? Du bist ja doch nur gekommen, um mich anzuklagen.“

Sie sah ihn mit einem unversöhnlichen Blicke an und antwortete nicht. Eine Pause entstand, welche die wilden Stimmen des Unwetters ausfüllten. Dann fragte Dedin:

„Warum hast du so lange gewartet? Zehn Jahre!“

„Du meinst, warum ich nicht früher gekommen bin? Wahrscheinlich, weil ich es früher nicht an der Zeit hielt.“

„Und du hältst jetzt die Zeit für gekommen?“

„Ja.“

„Sage mir eines — bist du frei?“

„Frei?“

„Ich meine keines andern Eigentum?“

„Ich sagte dir vorhin schon einmal, daß ich kein Ding sei — jetzt nicht mehr!“

„Also besitzt dich kein anderer. Es hat dich aber ein anderer besessen! Du bist — —“

Er verstummte unter ihrem Blick.

„Verzeih! Ich habe kein Recht mehr.“

„Nein, du hast kein Recht mehr — seit zehn Jahren nicht mehr.“

Sie sah seine Qual, die er ihr gern verborgen hätte. Er war dessen nicht fähig, obgleich er merkte, daß sie sich daran weidete.

Endlich machte Alexandra eine Bewegung, als wolle sie fortgehen; sie schien zu zaudern, ging dann wirklich. Dedin trat ihr in den Weg.

„Was willst du?“ fragte sie ihn mit ihrer königlichen Miene und ging, ohne ihn anzusehen, an ihm vorbei.

„Höre mich!“ rief er ihr fast drohend nach. Jetzt blieb sie stehen.

„Alexandra!“

Sie bewegte keine Miene.

„Alexandra — es ist nicht möglich, daß wir uns so trennen!“

„Und warum nicht? Du hast dich schon einmal so von mir getrennt.“

„Später, wenn wir ruhiger geworden sind — —“

„Ich bin vollkommen ruhig.“

„Also: wenn ich ruhiger geworden bin — — Ich habe dir manches zu sagen; ich muß doch auch hören, wie es dir die ganze Zeit über ergangen ist — zehn Jahre!“

„Du wirst nichts von mir zu hören bekommen. Was ich dir zu sagen hatte, sagte ich dir bereits.“

„Aber das ist ja — —“

„Verrückt. Lassen wir es verrückt sein. Lebwohl.“

Doch noch einmal hielt Dedin sie zurück.

„Wohin willst du? Der Sturm wird zum Orkan. Ich habe den Schlüssel zur Hütte, tritt mit mir ein.“

„Nein.“

Sie schritt von ihm hinweg, dem Tann zu. Dedin stürzte ihr nach.

„Treibe deine Wunderlichkeit nicht wirklich bis zum Wahnsinn. Höre den Sturm! Ueber den See kannst du heute nicht mehr, vom Pfade drüben würde es dich unfehlbar hinabwerfen. Ergieb dich der Notwendigkeit. Wohin willst du?“

„In den Wald.“

„Dort reißt es die Bäume um. Horch, wie sie krachen!“

Sie ließ sich nicht aufhalten. Dedin ward zornig und ließ sie gehen. Sie war aber kaum im Tann verschwunden, als er ihr folgte. Bald war er von neuem neben ihr.

„Was willst du noch?“

„Zusehen, wie es dich erschlägt. Ich denke mir, daß du dich mit der Haltung einer Kaiserin von einem stürzenden Baum treffen und zerschmettern lässest.“

Alexandra schritt weiter, ohne sich um ihn zu bekümmern; Dedin blieb dicht an ihrer Seite.

Es gab in dieser Wildnis keinen Weg; wie ein Urwald zog es sich die Höhe hinan. Dabei herrschte im Tann bereits tiefe Dämmerung. Ueber zerklüftetes Gestein kletterten sie aufwärts, sich den Pfad durch mannshohes Farnkraut, Alpenrosengebüsch und Wachholderstauden brechend. Oft versperrten ihnen Felsblöcke den Weg. Um sie her raste das Unwetter. Es war ein Säusen und Brausen, ein Heulen und Aechzen, ein Knarren und Knattern, jeden Augenblick von dröhnenden Donnerschlägen übertönt, wo es dann in der engen Schlucht ein Getöse gab, daß es eines starken Herzens bedurfte, um ohne Grauen diesen wilden Lauten lauschen zu können. Rechts und links im nächtigen Tann kreuzten sich zuckend, fahlgelb, grell leuchtend die Blitze. Einmal traf es hart am Wege der beiden eine Fichte, daß diese in Flammen aufloderte und so dem Paar zur Fackel ward. Einen Augenblick blieben sie stehen und sahen bewundernd die Flammensäule steigen. Der Sturm schüttelte den lohenden Wipfel, peitschte die feurigen Zweige, trieb Scharen glühender, züngeln-

der, zischender Schlangen in das Dunkel hinaus, in andere Baumkronen hinein. Rings um sie stürzte es krachend nieder, die Nebestämme mit sich herabschmetternd, Aeste und Zweige zermalmend. Der Boden erbebte.

Machtvoll drang Alexandra vorwärts. Ihr Kleid wurde zersezt, ihr Schleier abgerissen. Die Windsbraut durchwühlte ihr Haar, daß es im Schein der Blitze von ihrem Haupte flammend herniederzufattern schien.

Dedin war einige Schritte zurückgewichen und wandte selbst in der Dunkelheit kein Auge von ihr.

Es war wie eine Vision!

Er mit Alexandra, dem wilden Geist seiner Träume, dahinwandelnd, durch Nacht und Sturm und Flammen, umgeben von Vernichtung und Todesgefahr.

Es ward zur Vision!

Er wandelte mit Alexandra dahin, durch Nacht und Sturm und Flammen, unaufhaltsam dem Abgrund zu. Sie führte ihn und von ihrer Hand geführt, dächte ihm der Donner das Amen des Himmels, das dieser zu ihrer Vermählung sprach, das Heulen des Sturmes, das Säusen der Flammen das Brautlied der bacchantischen Natur, unter dessen Klängen sie ihrem Brautbett zuschritten, das in der dunklen Nacht für sie bereitet stand. Brust an Brust, Lippe an Lippe stürzten sie sich mit ersticktem Jubel hinein. — — — —

Nach fast einstündiger Wanderung erreichten sie ganz am Ende der Schlucht, unmittelbar am Fuße der Teufelshörner eine Lichtung, wo der Fall des Schrainbachs, vom

Sturm in feuchten Nebelwolken nach allen Richtungen hin auseinander getrieben, in ein kleines, düsteres Becken niederfiel. Am Rande dieses Waldteichs stand eine Jägerhütte, verlassen aber unverschlossen. Alexandra schritt darauf zu, öffnete, trat ein.



Sechses Kapitel.

Nach dem Sturm und vor dem Sturm.

In Bergasyl wurden täglich wahre Hejagden nach verlegten Schlüsseln angestellt. Alle Augenblicke ward das Trio der dienstbaren Geister dieses kleinen Zauberschlosses aus den unteren Regionen der Dämmerung und des Friedens heraufbeschworen in die Oberwelt. Hier im Licht der Sonne störten die wilden Erscheinungen selbst den grauen Weisen, Joso mit Namen, der in seiner strahlenden Wohnung Kompot speiste und dabei tiefsinnige Monologe und Meditationen hielt. Er unterbrach seine höhnischen Bemerkungen, welche regelmäßig ein gellendes Hohngelächter begleitete, bekräftigte seine pessimistischen Anschauungen über die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit aller irdischen Dinge — er war, durch Dedin beeinflusst, fanatischer Schopenhauerianer! dadurch, daß er wütend eine köstliche Reine-claude fortwarf und mit Mamas eigener jammernder Stimme in deren Schmerzensrufe einstimmte. Wobei dieser böshafte Philosoph in Vogelgestalt nicht unterlassen konnte, in der derben Ausdrucksweise seines Meisters den Geistern sowohl wie deren Gebieterin allerlei Namen unangenehmen Klanges, aber un-

leugbar tiefer Wahrheit „an den Kopf“ zu werfen. Wenigstens griff die gute Mama ächzend an ihr würdiges Haupt, als sei sie dort empfindlich getroffen worden und sank zuletzt atemlos in die weichen Arme ihres Sorgenstuhles, es für diesesmal völlig aufgebend, sich den Kopf zu zerbrechen: „wo sie wohl sein könnten!“ Aber bereits begann in Burgels gedankenvoller und erfahrungsreicher Seele die Ahnung der Wahrheit aufzudämmern:

„Suchen Sie doch einmal in Ihrer Tasche.“

Mama suchte, fand — und wunderte sich.

Man muß gerecht sein: Wenn man sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend aufregenden Schlüsseljagdfreuden überließ, so mußte unter solchen Umständen eine andere Lieblingsbeschäftigung der Frauen notwendigerweise schwer vernachlässigt werden und niemand konnte an Burgel das Verlangen stellen: mittags die Suppe nicht zu versalzen und den Braten nicht anbrennen zu lassen. Und weiter! War es unter solchen Umständen menschenmöglich, sich mit Leib und Seele der Zubereitung von Kochkunstwerken hinzugeben? — Es war nicht menschenmöglich! Da saß also die gute, alte Dame bei Tafel und der Jammer war herzerreißend, denn: Dedin schmeckte es nicht! Um das Unglück voll zu machen, setzte Friedrich zuletzt das eigene, mißratene Werk ihrer Hände dicht vor sie hin. Da stand denn die Unthat aus Butter, Mehl und Eiern als fürchterliches corpus delicti, ihr grade vor Augen. Wenn dann das schreckliche geschah und Dedin seinen Teller zurückschob, so hätte eine arme Sünderin vor Gericht keine größeren Qualen ausstehen können,

als die unschuldigste aller Mütter ausstand. Aber trotzdem — nur nichts merken lassen! Und Friedrich mußte seiner Madame zweimal reichen: „Der Auflauf ist heute wieder einmal ganz ausgezeichnet!“ Doch diese großartige Ruhe war nur antike Draperie! Dedin hatte alles gemerkt! Wie bleich er war, wie eifrig kalt seine Hände und dann wiederum wie glühend! Er war krank, er fieberte! Was war's nur mit ihm? Oft blieb er tagelang, nächtelang aus. Wenn sie dann frug: „Wohin gehst du, mein Sohn?“ So erhielt sie stets die gleiche Antwort: „An den Obersee, Mutter!“ „Von wo kommst du, mein Sohn?“ „Vom Obersee, Mutter!“ „Du solltest ruhen, du siehst so angegriffen aus.“ „Ich bin aber nicht angegriffen!“ — „Nicht angegriffen!“ jammerte Mama still vor sich hin. „Und sieht aus wie das Leiden Christi.“

Noch anderes machte der alten Dame schwer zu schaffen. Friedrich, der alle Sonntag ins Seewirtshaus ging, hatte der Burgel von einem Frauenzimmer erzählt, das seit kurzem am Königsee sein Wesen trieb und das nach Friedrichs dramatischer Beschreibung ein leibhaftiger weiblicher Satanas sein mußte. „Angezogen geht sie wie ein Pfaff, ihr Haar ist feuerrot und weiß ist sie im Gesicht wie der Tod und zwei Augen hat sie im Kopf wie Kohlen.“ Burgel gruselte es förmlich und sie verbat sich vor dem Schlafengehen solche Schauer- geschichten. „Das Weib sei gewiß eine natürliche Kindes- mörderin.“

Nun muß es entschieden zu den besonderen Eigenschaften und Eigenheiten des Menschengeschlechtes gehören, zu jeder

Tages- und Nachtzeit Geheimnisse zu haben! Wenigstens war es entschieden eine von Mamas besonderen Eigenschaften und Eigenheiten, die Geheimnisse des Menschengeschlechts, insofern sich diese weitverbreitete Gattung in der Nähe ihrer würdigen Person bewegte, zu jeder Tages- und Nachtzeit zu wittern; mehr: zu jeder Tages- und Nachtzeit hinter diese Geheimnisse zu kommen! Nichts konnte im Umkreis besagter würdiger Persönlichkeit geflüstert werden — Mama hörte es! Nichts versteckt werden — Mama sah es! O, sie konnte zu Zeiten scharfe Augen haben! Das Trio der Unterregion, das doch sonst nicht allzu schreckhaft war, hegte die feste Ueberzeugung, daß der „Frau“ auf Erden und im Himmel kein Ding verborgen sei; weshalb die drei denn auch ihre Herrin mit einer Art von abergläubischer Furcht betrachteten. Mußten sie doch stündlich erleben, daß Mama eine ihrer im tiefsten Dunkel vollbrachten Schandthaten an das schöne Licht der Sonne hervorzog; irgend ein strafwürdiges Vergehen, von welchem die entfesselte Dreieinigkeit oftmals noch gar nichts wußte, oder es doch erst als verbrecherischen Vorsatz im Busen trug. Ihre kluge Frau wußte davon, führte ihnen die Sünde als bereits gethan und vollbracht vor Augen und hielt strenges Gericht über die Schuldigen. In vielen langen, schlaflosen Nächten saß Mama in ihrem weißen Gardinenbett aufrecht da; oder, wenn ihre Bangigkeit sie überkam, in ihrem getreuen, mit kühlem, schwarzem Leder überzogenen Lehnstuhl, darin ihr lieber Mann so oft sanft entschlummert war, auch das eine, letzte Mal, von dem er dann nie wieder aufwachte. Während andere sich in schönen Träumen wiegten, spürte Mama armes,

müdes Hirn rastlos, rastlos alle den geheimen Schrecklichkeiten nach, die im Hause begangen worden waren, oder begangen werden sollten. In der Nacht hatte sie vielleicht keine Stunde Schlaf gehabt, aber das Geheimnis war in seinen tiefsten Tiefen ergründet.

So auch diesesmal. Am Königssee hauste seit einiger Zeit ein Frauenzimmer mit roten Haaren, bleichem Gesicht und schwarzen Augen — das war verdächtig! Seit einiger Zeit hatte Dedin noch weniger Appetit als sonst, war Dedin noch bleicher, finsterner, feindseliger gestimmt, als sonst — das war sehr verdächtig! Das rothhaarige, bleiche Frauenzimmer trieb sich den ganzen Tag auf dem Königssee umher — ihr finsterner, bleicher Sohn that alle Tage genau dasselbe (denn der Obersee war ja nur der obere Königssee!) das war höchst verdächtig, das war so verdächtig, daß aus diesen Thatsachen unwiderleglich die Thatsache erfolgte: zwischen ihrem Sohn und der Fremden gab es Heimlichkeiten — Geheimnisse. Alles war sonnenklar! Allerdings muß bekannt werden, daß für Mama gewöhnlich etwas „sonnenklar“ war, wenn für andere Leute das Dunkel der Sache sich mit ägyptischer Finsternis vergleichen ließ.

Was man in Bergasyl sonst noch erfuhr, war folgendes:

Die Fremde hatte sich für den ganzen Sommer beim Seekarl eingemietet. Je weniger man über sie wußte, desto mehr behauptete man über sie zu wissen; denn sie war eine Erscheinung, wie man eine solche bis dahin noch niemals am Königssee gesehen hatte. Hätte jener Graf noch gelebt, der, in seiner Art auch ein Faust, in seinem nahegelegenen Jagd-

haus Zeit seines Lebens von Begierde zu Genuß und von Genuß zu Begierde getaumelt war, so würde man um die Fremde besser Bescheid gewußt haben. Uebrigens — das erkannten selbst die Schiffer von Königssee: nach einem geheimen Schäkchen sah die Rothhaarige grade nicht aus. Das war eine Stolze! Das war eine, deren Mund so leicht kein lüfternes Gräslein zu küssen bekam. Es ließ sich ihr auch nichts nachsagen, nichts, als daß sie eben rotes Haar hatte und „halt ein narrisches Weibsbild“ war. Der Seekarl mußte ihr für die Dauer ihres Aufenthalts ein Boot geben. Nicht etwa ein „neumodisches,“ solch ein leichtes Ding, wie man sie auf anderen Seen hat, sondern einen echten, ehrlichen, gewuchtigen Königsseenachen, wie es sich für solch ein wildes Bergwasser schickt: mit der Schaufel aufrechtstehend zu rudern. Für den, der es nicht gewohnt ist, geht's schwer, selbst für einen Mann. Die Rothhaarige aber, die verstand's!

Selbst bei schlechtem Wetter lag sie von früh bis spät auf dem Wasser und wurde bald hier, bald dort gesehen, überall, wo es einsam war. Früh morgens, lange bevor die Omnibusbarken mit Reichenhaller Badegästen vollgepackt, fortschifften, wenn noch dichte Nebel über der Flut lagen, ruderte sie hinaus. Zuweilen sah man ihr Boot am Kessel angelegt, am häufigsten aber an der Salet. Hirten und Jäger begegneten ihr auf der Gogen, dem Schnaibstein und dem Rahlersberg, selbst auf dem Funtenseeauern und dem wilden steinernen Meer und das stets ohne Führer.

In Bergasyl verging ein Tag wie der andere. Dedin sprach nie wieder davon, seine Alm auf der Gogen zu beziehen.

Täglich ward er düsterer, täglich glühte die Hand, die er der Mutter reichte, in stärkerem Fieber. Frau Mathilde hatte bereits den kühnen Entschluß gefaßt, heimlich nach dem Arzt zu schicken, als Dedin eines Abends völlig verändert heimkehrte. Aber obgleich es wie Besserung erschien, vermochte seine Mutter sich doch nicht darüber zu freuen.

Die alte Dame saß in ihrem kleinen Salon, mitten unter ihren Blumen im Erker. Der wilde Wein umspann die Fenster, die Buchenzweige drangen herüber und tiefe Dämmerung umgab die Gestalt der Greisin. Da trat ihr Sohn bei ihr ein:

„Mutter, morgen früh zieh' ich auf die Alm.“

„Sie sind ja schon von oben abgefahren ins Gogenthal.“

„Du weißt, daß mir das grade lieb ist.“

„Ich darf dir doch Friedrich mitgeben?“

„Ich will oben allein sein.“

„Dedin, mein lieber Sohn, nimm Friedrich mit.“

„Du bist wunderbar, Mutter.“

„Sei nicht hart. Ich bin ja so froh und Gott so dankbar, daß du wieder wohler bist; ich quälte mich schon so.“

„Du quälst dich immer. Also ich zieh' allein hinauf.“

„Du ziehst allein hinauf, natürlich. Wenn du Friedrich nicht mitnehmen willst, so ziehst du natürlich allein hinauf.“

Sie richtete ihre trüben Augen auf ihn; aber es war schon zu dunkel im Zimmer, als daß er ihren Blick hätte sehen können. Vielleicht fühlte er ihn.

Er stand bereits wieder an der Thür:

„Gute Nacht, Mutter.“

„Gute Nacht, mein Sohn. Gott sei mit dir in der Einsamkeit! Auf den Alpen soll der Mensch ja noch mehr in Gottes Nähe sein als im tiefen Thal — sei er dir gegenwärtig! Du bist mir immer an Leib und Seele gesund wiedergekommen, wenn du eine Zeit lang droben warst — mögest du auch diesmal deiner Mutter zurückkehren mit hellerem Blick und friedlicherem Herzen. Gute Nacht, mein Sohn.“

Dedin stand unentschlossen, die Thür halbgeöffnet. Im Erker hatte seine Mutter sich erhoben und schien noch immer zu ihm hinüber zu sehen. Dedin wich dem unsichtbaren Mutterblicke aus, floh vor ihm. Als er fort war, schlug die Greisin die Hände vor's Gesicht und schluchzte laut auf.

— — — — —
— — — — —

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Alexandra langsam dem Kessel zuruderte. Wie ewige Einsamkeit und Lautlosigkeit ruhte es über dem See. Die ganze Wassermenge schien sich auflösen zu wollen: dichte Dämpfe qualmten auf, hoch und höher! Zwischen Himmel und Erde schwebte ein bleicher, regungsloser Nebelsee, dessen Wolkenflut die Alpen entstieg. Tiefblau legte sich der sonnenlose Morgenhimmel darüber, dieser unergründliche, wunderschöne Luftocean. Es war, als glitte der Rachen durch Gewölk. Hoch aufgerichtet stand darin Alexandra, wie ein schöner Dämon schwebend über der Tiefe. Die Dünste umbrauten sie, schienen sich an ihre Gestalt zu heften, ihr aus Nebel das Gewand zu weben. Nur die Glorie ihres Hauptes war unverhüllt.

Sie mußte dicht am Strande entlang fahren, um nicht

in die Irre zu schiffen. Die Fichten waren von Spinnweben umschleiert. An den dunstigen Fäden hing der Morgentau, tief tauchten die Wipfel in finsternes Gebräu hinein. Wo über dem See die Dünste wichen, schaute Alexandra in die helle Bodenlosigkeit hinunter.

Endlich trat aus dem Nebel ein waldbiger Vorsprung. Hier landete Alexandra. Sie ging den Pfad, der in langgezogenem Zickzack den Berg hinanföhrte; ihr Kleid schürzte sie sich vorher mit einem Gürtel auf.

Immer gewaltiger stiegen die Berge empor. Wer sie drunten vom Wasserpiegel aus gesehen, erkannte sie droben kaum wieder. Mit jedem Schritte aufwärts schienen sie zu wachsen und zu wachsen, „bis in den Himmel hinein!“ Was unten dem Auge klein und winzig vorgekommen, das erwies sich droben als mächtig. Ungeahnte Schluchten und Abgründe öffneten sich plötzlich dem Blick; Grat nach Grat, Spitze nach Spitze tauchten auf. Immerfort überragten neue Gipfel die Masse des Gebirgsstockes. Wo bei einer Wendung des Weges zwei Berge des Vorgebirgs sich auseinanderschoben, weitete sich in der Tiefe unabsehbar die Ebene mit Wiesen und Feldern, mit Städten, Dörfern und Gehöften, Seen und Flüssen, einer bunten, riesigen Landkarte gleich.

Alexandra hatte ihren Bergstock vergessen; mit der Kraft eines Mannes entriß sie einer Buche einen halbdürren Ast. Der Weg ward steil und voller Geröll, aber ihr Fuß glitt nicht aus.

Ringsum leuchtete die Flora der Alpen: Königs Lilien und Bergastern, Orchideen und Ranunkeln; doch für Alexandra blühten keine Blumen! Sie schaute auch niemals hinab, wo

unter ihr, grade als die Gipfel des Wazmann im Morgenrot aufglühten, der Nebel zerriß und durch die wallenden, wogenden Schleier der Königssee dunkel emporblaute.

Der Pfad veränderte jetzt seine Richtung. Wazmann und See den Rücken wendend, schritt Alexandra der über dem hohen Göhl aufstrahlenden Sonne entgegen. Bald gelangte sie in ein köstlich wildes Thal, das ein schäumendes Bächlein durchrauschte, darin unter prächtigen Eschen, auf blumiger Wiese einsame Holzhütten lagen. Dann ging es wieder bergauf, fortwährend durch tiefen Tann, der sich allmählich lichtete, allmählich verschwand, bis die graue, starre Dede begann. Hier bleichten, gespenstisch aufrecht stehend, die Gerippe von Fichten und Birben. Der Sturm hatte hier und dort einen dieser toten Riesen niedergedrückt. Rings um sie her rötete sich's, von weitem anzuschauen wie Blutlachen. Es waren Alpenrosen. Alexandra durchschritt eine Tiefung, vor ihr lag eine steile, grasige Berglehne — dort mußte sie hinauf.

Vor Alexandra war bereits Dedin auf die Gohzen gestiegen. Er war nicht über den See gekommen, sondern hatte den Jenner umgangen. Trotzdem stand er früher auf dem Feuerpalfen, als Alexandra.

Dieser Feuerpalfen war das äußerste Ende eines langen, schmalen, grünen Bergrandes, an dessen südlichem Abhang auf weitem Wiesenplan eine ganze Kolonie von Sennhütten lag: die Gohzenalm! Seinen Namen trug er von den Feuern, die hier an schönen Sommerabenden von Sennen und Holzschlägern angezündet wurden. Im Thale drunten sah man

sie glühen, wie eine Reihe an dem Felsen haftender Sterne, während sie über den Königssee niederhingen, gleich einer Fackel, mit der ein Riese niederleuchtete.

Schön sah es sich von unten an, wenn von droben flammende Scheite hinabgeschleudert wurden: Langsam sank der lodernde Streifen; dann schneller und schneller, bis er, in wilde Wirbel kreisend, in einem Sprühregen von Funken zerstob: verlöschendes, glühendes Leben.

Jetzt stand dort Dedin. Ein Zweiter hätte sich dicht an ihn herandrängen müssen, so eng war der Raum neben ihm.

Wie ein inmitten rasenden Sturmes erstarrtes Meer lag es ihm gegenüber hingewälzt, unabsehbar auf und absteigend in versteinertem Bogenschlag, ein grauer Wirrwarr von Zinken und Zacken, von Graten und Gipfeln. Eis und Schnee waren der gleichfalls erstarrte Schaum und versteinerte aufsprühende Gischt dieses Felsenozeans.

Aus dem Abgrund hob es sich: die Nebelmassen stiegen auf, quollen empor, wogten und wirbelten, kochten und brauten, ein Höllenbrodel, ins Ungeheure verzerrt. Dedin sah die jagenden Wolken kommen — jetzt waren sie da! Sie drangen auf ihn ein, verhüllten ihn, schlugen über ihm zusammen, hefteten sich feucht und kalt an sein Gesicht, so daß ihm jetzt auch der Himmel entschwunden und nichts über, nichts neben, nichts unter ihm war als Nebelgraus. Schwindel packte den Mann. Kaum fühlte er noch den Boden unter seinen Füßen. Ihm war, als werde er von Wolken getragen, in Wolken hinein. Wenn es unter ihm barst und zerriß, so mußte er stürzen, stürzen!

Regungslos stand er mit geschlossenen Augen, die Hände

zusammengekrampft. So blieb er lange, lange Minuten. Da endlich — endlich war es vorüber gezogen. Alles wieder frei, überall Licht und Glanz! Ruhigen Blickes schaute er jetzt unter sich: wie ein dunkles Auge, das zu ihm auf sah, lag drunten der Königssee.

Dedin trat zurück, ließ sich auf einen Felsblock nieder und erwartete mit zuckendem Herzschlag die Frau, die nach langem, demütigem Flehen endlich eingewilligt hatte, ihn an diesem wilden Platz wiederzusehen.



Siebentes Kapitel.

Am Rande des Abgrunds.

Sie kam! Als sie über jenes Schlachtfeld schritt, dessen Leichen die gestürzten Riesenfichten, dessen Blut die Alpenrosenfelder, erspähte sie den wartenden Mann. Aber keine Hand winkte grüßend hinauf.

Beim Kreuz erreichte sie die Höhe. Langsam ging sie den Grat entlang auf Dedin zu. Sein Hut war rings mit Alpenrosen bekränzt; er riß sie ab und warf sie auf Alexandras Weg. Diese schritt darüber hinweg, worauf Dedin die Blumen mit dem Fuß in den Abgrund stieß. Alexandra trat dicht an den Rand, beugte sich weit vor und sah den Blumen nach, mit einem Ausdruck, als stürze statt harmloser Knospen ein Mensch hinunter. Die kleinen, leuchtenden Funken waren längst ihren Blicken entschwunden, als sie noch immer hinabstarrte.

„Ein verlockender Abgrund, nicht wahr?“

Es war das erste Wort, das zwischen den beiden gewechselt wurde. Dedin sagte es.

„Für den Mutigen.“

„Ja! Nur wer sich mit offenen Augen, ruhigen Herzschlags hier hinabstürzt, mit dem vollen Bewußtsein seiner Befreiung und seines Sieges, verdient solch ein königlich Grab.“

Keines trat zurück; der volle, strahlende Tag beschien beide.

„Ich danke dir daß du gekommen bist — ich mußte dich noch einmal sprechen.“

„So sprich.“

Es wurde ihm schwer; er stand, nagte die Lippe und atmete hörbar. Alexandra riß gleichmütig von einem Alpengebüsch Blätter ab, die sie in die Luft warf, zusehend, wie sie niederflatterten, zum Teil in den Abgrund hinein.

Mit niedergeschlagenen Augen begann Dedin:

„Seit du mir am Obersee sagtest, daß du elend gewesen, habe ich Tag und Nacht keine Ruhe gehabt. Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe, ehe du kamst — besonders in der letzten Zeit! Es hat mich selbst im Traum gequält — ich meine die Furcht, daß du elend gewesen seist. Wie ich dich nun wieder sah, da nahm mein Unrecht gegen dich leibhaftige Gestalt an und diese Gestalt stand vor mir. Wie hast du dich verändert! Wie bist du verwandelt! Das kann nur durch etwas Furchtbares geschehen sein. Steh nicht so starr da! Noch einmal bitte ich dich: Beschuldige mich, klage mich an, erwünsche mich, fordere Rechenschaft, sei wild, unbändig, maßlos, wie in früheren Tagen. Schweigend will ich's dulden und dir's noch danken.“

Da wandte sie ihm ihr blaßes Antlitz zu.

„Sieh mich an — das bin ich durch dich geworden.“

Sie standen beide sich stumm gegenüber. Das Sonnenlicht leuchtete auf dem tauigen Rasen, Schmetterlinge gaukelten um die Kelche der Alpenrosen, dem Abgrund des Königssees entschwebte ein Adler, das helle Fauchzen eines Sennens drang von der Regenalp herüber, Herdenglocken läuteten.

Dedin sah Alexandra an.

Einst war dieses Antlitz voll Jugendreizes gewesen, voll fast bacchantischer Lebenslust; einst hatten diese Augen ihn zärtlich, übermütig, glücklich angeblickt; diese Lippen ihn angelächelt, ihm zugejubelt, wilde, tolle Liebesworte geflüstert, ihn geküßt. Und jetzt? Und sie hatte gesagt: „Sieh mich an, das bin ich durch dich geworden!“

Er begann von neuem:

„Ich kann mich nicht verteidigen. Du hast ein Recht zu dem schwersten Vorwurf, den eine Frau einem Manne machen kann. Es ist so wunderbar, daß ich zu dir sprechen darf, daß du mich hörst, daß du vor mir stehst, du, einst „mein wildes Mädchen!“ Wenn es anders wäre: wenn ich dich nicht erfüllt von Haß gegen mich wiedergefunden, so wär' es ein Glück, das ich gar nicht zu fassen vermöchte. Denn wir haben uns doch sehr geliebt, wir sind doch sehr glücklich gewesen!“

Seine Stimme zitterte; er mußte sich abwenden. Alexandra sagte:

„Ich verstehe dich. Wäre ich nicht „dein wildes Mädchen“ gewesen, sondern — sagen wir, eine vornehme Dame, so würdest du mich nicht verlassen haben. Das ist unsinnig geredet! Wäre ich nicht „dein wildes Mädchen“ gewesen, so

hättest du mich gar nicht verlassen können; denn danu wäre ich dir nicht geworden, was ich dir geworden bin. Doch das wollen wir lassen. Ich weiß ja: ich kam dir nachgelaufen; da lag denn die Sache zwischen dir und mir von vornherein ganz anders. Damals hätte ich das nicht begriffen; wie du hörst, begreife ich es jetzt. Du nennst dich ja wohl einen „Kenner des Menschenherzens“ — nun, mein Herz kanntest du nicht! Und doch war es dein und ich gab es dir und es war nichts Geheimnisvolles darin; denn es war nichts anderes in meinem Herzen als meine Liebe. Ich sagte dir oft genug, was daraus werden würde, wenn du mich verliebest; eine Unthat! Für diesen bitteren Ernst hattest du dann leichtfertigen Scherz! Du, der du so viel von den Dingen der Welt verstehen wolltest, mußtest doch verstehen, daß ich eine Natur sei, die noch nach sich selber suchte, mit einer dämmerungsvollen Seele, die noch angstvoll nach Erwachen rang. Du mußtest meinen Zustand erkennen und daß in mein junges Gemüt der Flutenstrom leidenschaftlicher Liebe hineingestürzt war, wie ein Element. Aber die Ruhe wäre gekommen, ich hätte mich gefunden, ich wäre erwacht. Da, grade wie sich's unter meinem Herzen zu regen begann, wie ich anfing Weib zu werden, dein Weib, grade da wardst du mein-eidig, ein Verräter! Grade da gabst du meinem Herzen und meiner Seele den Todesstoß! Laß meine Hand los, rühre mich nicht an! Du kannst dich wohl verteidigen und mir antworten, daß du es nicht gewußt habest — Mann, hast du es auch nicht gefühlt?! Nein, denn du fühlst überhaupt nichts anderes, außer deinem Selbst; denn sonst, jeder Blick,

jede Bewegung, jedes ungeprochene Wort hätten es dir verraten müssen. Doch du verließest mich.

Das wäre nun eigentlich nichts weiter. Dergleichen geschieht in dieser Welt jeden Augenblick, und man hat sich daran gewöhnt, es sehr alltäglich und schließlich als ganz in der Ordnung zu finden. Das mag so sein! Es ist alles dasselbe und wiederum: es ist alles verschieden. Denn es kommt darauf an, von wem es gethan wird, an wem. Hier ward es an mir gethan und ich — nein, nicht Einer ist wie der Andere.“

Es entstand eine lange Pause. Dedin, der stolze Mann, wagte noch immer nicht aufzusehen. Dabei hätte er sie doch fortwährend anstarren mögen, verwundert mit den Augen fragend: ob das wirklich Alexandra sei, die so zu ihm sprach.

Als ob sie seine Gedanken erriete, sagte sie:

„Du wunderst dich, daß ich aussprechen kann, was ich fühle. Schon, daß ich überhaupt so fühle, begreifst du nicht an dem verwilderten Geschöpf, das du einst pflücktest, so im Vorbeigehen, ganz wie diese Rosen; das du einst fortwarfst, ganz wie diese Rosen, die dein Fuß vorhin in den Abgrund schleuderte. Und nun zum letztenmal: was willst du von mir?“

„Dir sagen, daß ich meine Schuld sühnen will.“

„Sühnen! Womit?“

„Mit meinem ganzen Leben.“

„Ein Leben war es, das du gemordet hast.“

„Ich will es sühnen,“ murmelte Dedin wieder. „Ich bin auch sehr einsam gewesen, auch sehr“ — das Wort wollte ihm gar nicht über die Lippen! — „sehr elend!“

„Ich habe es gewußt, ich habe darauf gewartet, viele, viele Jahre lang und jetzt bin ich zu dir gekommen.“ Es klang wie erstickter Triumph.

Er sah auf, Alexandra an; schloß jedoch sofort wieder die Augen; das grelle Sonnenlicht blendete ihn.

„Wenn du mir also noch etwas zu sagen hast, so sage es schnell; ich muß gehen.“

„Ja, ich habe dir noch etwas zu sagen. Du liebst mich nicht mehr?“

„Nein.“

„Richtig; am Obersee sagtest du mir ja, daß du mich haßtest.“

„Jetzt haß' ich dich nicht mehr.“

„Warum jetzt nicht mehr?“

„Weil ich dich bemitleide.“

„Bemitleiden?“

„Bist du nicht zehnmal elender als ich?“

„Ach, Alexandra, können wir denn die Toten nicht ruhen lassen, oder sie wieder erwecken?“

Er wußte nicht mehr, was er sprach.

Hätte er sie in diesem Augenblick angesehen, so hätte ihn der Ausdruck ihres Gesichtes wieder zur Besinnung bringen müssen; aber er hielt die Augen geschlossen.

„Ich lasse die Toten nicht ruhen; nur meine tote Liebe zu dir, für die giebt es kein Auferstehen.“

„Wenn du mich niemals mehr wirst lieben können, so kannst du mir niemals vergeben.“

„Doch! Sobald ich gerächt sein werde.“

„Das bist du, denn — ich liebe dich ja!“

Er stürzte nicht vor ihr nieder, aber er beugte sein trotziges Haupt und die Frau, vor der er das that, wußte, daß bei diesem Mann diese demütige Bewegung mehr bedeute, als wenn ein anderer vor ihr auf die Kniee gesunken wäre und ihre Füße geküßt hätte. Doch keine Miene verriet, was in ihr vorging. Je länger sie so stumm dastand, desto unergründlicher war ihr Blick. Als sie endlich sprach, war ihr Ton so unaufgewühlt, als hätten Empfindung und Denken die ganze Zeit über in tiefem Schlummer gelegen.

„Zuweilen soll auch Haß Liebe sein.“

„Alexandra!“

Es war ein Schrei, ein gellender Jubelruf, den der Wazmann dreifach zurückjauchzte. Und jetzt lag auch er ihr zu Füßen. Sie hätte nur den Fuß zu heben brauchen, um ihn auf seinen Nacken zu setzen; er, ihr Eigentum, ihr Sklave, hätte den gütigen Fuß seiner Herrin geküßt.

„Was machst du aus mir?! Zauberin, Sirene, Dämonin! So meine Seele zu fangen.“

Alexandra brach in ein lautes Gelächter aus.

„Jawohl, gefangen wie ein Fisch! Ich brauchte meinen Köder bloß auszuwerfen — husch! husch! zappelte mein Fischlein an der Schnur.“

„Still, das ist häßlich! Du Wunderbare, zuerst mich der Verzweiflung nahe zu bringen und dann mich selig machen zu wollen.“

„Selig? Ich dich selig machen wollen —“

Er wollte ihr Antwort geben, Lippe auf Lippe gedrückt; aber sie entzog sich ihm.

„Also du willst es wirklich wagen?“

„Was sollt' ich wirklich wagen wollen?“

„Meinen Haß für Liebe nehmen.“

„Sprach ich nicht von der Königsthat: mit offenen Augen, ruhigen Herzschlags sich hier hinabzustürzen? So werf' ich mich denn in den Tod, den dein Haß mir bereitet.“

Sie standen dicht am Rande des Abgrunds.

„Welch toller Gedanke von dir, mich nur hier anhören zu wollen.“

Alexandra deutete hinab:

„Um mich hier vor deinen Augen hinunterzustürzen, wenn du mich nicht geliebt hättest.“

„Wie, deshalb wolltest du sterben und liebst mich doch nicht?“

„Das will ich dir sagen: Hättest du mich nicht geliebt, so wäre mein Tod vor deinen Augen die einzige Rache gewesen, die ich an dir hätte nehmen können, nun wird es mein Leben sein.“



Achtes Kapitel.

Auf der Gohzen.

Von den zwölf Hütten der Gohzenalm liegt eine abseits von den übrigen, wie verbannt aus der Gesellschaft der Genossen. Sie liegt dort, wo die Bergwiese nach dem „Regen“ zu in jäher Senkung abfällt. In der Nähe steht der einzige Baum des ganzen weiten Weideplatzes, eine junge Lärche. Diese Hütte ist besser gebaut und zierlicher als alle anderen. Die Lärchenstämme sind mit großer Regelmäßigkeit übereinander gelegt und sorgsam ineinander gefügt. Den Anstrich hat Frau Sonne besorgt: die Hütte ist so schön braun gebrannt, als ob sie eine schmuße Sennerin wäre. Das weit vorspringende Dach schmückt eine primitive Art von Schnitzwerk und die Alpenwiese steht hier rings umher dicht voll gelber, leuchtender Arnikablumen und brauner und blauer Genzianen. Vor der Thür liegt eine kreisrunde, tiefe Schneegrube, bis zum Juli mit den trüben Nesten des Winters angefüllt. Ist endlich der Schnee fortgeschmolzen, so überwuchern zuerst Alpenrosen, später dunkler Eisenhut die steilen, zerklüfteten Wände. Der Wanderer, der in einer dunklen

Nacht in einen solchen Abgrund stürzt, wird unter Blumen begraben.

Auch im Innern ist die einsame Hütte anders, als die anderen. Der vordere Raum, wo die Sennerin haust, hat ebenen, glänzenden Estrich. Statt des gewöhnlichen groben, bunten Heiligenbildes befindet sich hier ein schön geschnitztes Kreuzifix, das immer bekränzt ist, entweder mit frischen oder mit welken Blüten. Ueber der Feuerstelle hängt am rußigen Balken der Molkentessel, innen so glänzend gepuzt, daß er der Sennerin als Spiegel dienen könnte. Rings an den Wänden stehen Bänke, gleichfalls strahlend von fleißigem Scheuern. Von diesem Raum aus führt eine Leiter unter das Dach zum Heulager der Sennerin. Unten befinden sich noch zwei andere Gelasse, von denen ist das eine die Milchammer, das andere ein kleines, wohleingerichtetes, überaus behagliches Zimmer.

Hier sind Decke und Wände aus blankem, rötlichem Birbenholz gezimmert. In einem Winkel erhebt sich ein alter Klosterofen, mit den Gestalten der Apostel auf seinen grünen Radeln; in den anderen Ecken stehen Bank, Tisch und Schrank, aus demselben kostbaren Holz wie Decke und Wände. Letztere schmücken Gemeiße und andere Jagdtrophäen, während von der Decke mit weit ausgespreizten, mächtigen Fittichen ein Adler herabhängt. Das Bett ist in einem Alkoven aufgestellt, den grüne Vorhänge abschließen, wie sie auch an den Fenstern sind.

Dies ist die „Dedinhütte“ auf der Gogen.

Obgleich die Sennerinnen schon die nächste, tiefere Alm bezogen hatten, so war es droben doch nicht völlig einsam.

Noch bevor morgens die Sonne das steinerne Meer mit Lichtfluten überschwemmte und das weite Gefilde des ewigen Schnees rosig erglühn machte, that sich die Thür des Blockhauses auf und eine Frau trat heraus, die ihr Haupt trug, als ob sie die Königin dieses Felsenreiches sei. Mit einem Sauchzen, wild wie ihr Gebiet, grüßte sie den neuen Tag. Ihr folgte ein Mann. Auf diesen blickte die schöne Majestät herab, als sei er ihr Ritter, ihr Vasall, ihr Unterthan.

Während das Morgenrot aufloderte, schritt die Hoheit zum Brunnen, der in einiger Entfernung silberhell einem Alpenrosen umblühten Felspalt entquoll. Dort tauchte sie bis zur Brust in das kalte, strömende Raß, löste ihre Flechten und „strahlte ihr güldenes Haar.“

Auf der Höhe hausten die beiden mutterseelenallein; und schön hätte es sein können, schön hatte Dedin sich's gedacht. Alexandra willigte sofort ein, einige Tage mit ihm oben zu bleiben.

„Meinetwegen! Mir ist's gleich, was die drunten von uns zweien hier oben schwagen werden. Du mußt wissen, ob es dich kummert; es ist deine Sache.“

So zogen sie denn miteinander ins „Hüttchen auf dem Alpenfeld“. Sepp, durch den die Mutter Lebensmittel hinaufsandte, wurde droben behalten und Sepp machte große Augen, wie er die Rothhaarige als seines Herrn Liebste, bei seinem Herrn sozusagen bereits völlig häuslich eingerichtet fand. Sepp dachte an die alte Gnädige und der Schreck fuhr ihm in die Glieder: er hätte es nicht sein mögen, welcher der alten Frau diese Neuigkeit beibrachte! Und war es nicht grade, als hätte

sie's geahnt? Sie hatte so viel Essen hinauf geschickt, daß es eine ganze Woche lang für dreie ausreichte.

Die Rothhaarige seines Herrn Liebste — nun, von der Liebshaft war grade nicht viel zu merken. Sepp, der, wie man gesehen, auch seine Augen im Kopfe hatte, mochte zu den beiden hinüberschielen und sie belauern so viel er konnte, von der Liebshaft erschielte er absolut nichts.

Wenn Dedin nachts ruhelos das Haus umstrich, so brannte in der Kammer noch lange Alexandras Licht. Mit gelöstem Haar sah er sie am Tische sitzen und regungslos in die Flamme starren. Alexandras Licht war die schöne Glut, die ihn unwiderstehlich anzog, ihn gar nicht fortließ. Aber der arme Nachtfalter konnte nicht hinein! Oder wenn er sich schlummerlos auf seinem Heulager wälzte, so hörte er sie unten vor sich hinstimmen, die eintönige trostlos-traurige Melodie eines polnischen Volkslieds, immerfort dieselbe. Dann kam es vor, daß er das Gesicht tief in das dürre Gras vergrub und der starke Mann droben lag, von wilden Schauern geschüttelt, machtlos und hilflos. Oft hielt er's nicht aus. Er sprang auf, schlich sich hinaus, verbrachte die Nacht, weit fort von der Hütte umherirrend, im Gebirge, bis er irgendwo todmüde zusammenbrach, sich vor der eisigen Morgenkühle unter den Föhren verkriechend.

Die vielen Jahre seiner Klausnerschaft rächten sich jetzt schwer an seiner mißhandelten Natur. Mit bewunderungswürdigem Instinkte, wie solcher nur einem Weibe innewohnen kann, hatte Alexandra grade die rechte Zeit gewählt, um als Rächerin vor ihn zu treten.

Dedin verlangte sehnlichst nach der ihm von ihr zugesagten Vernichtung. Er hatte ihr nicht geglaubt.

Der Zustand der beiden war ein völlig traumhafter, ihre Leidenschaften betäubten sie fast. Kaum daß sie es über sich brachten, die Tage in einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit zu verbringen.

Bereits in aller Frühe brachen sie miteinander auf, um oft erst nach Anbruch der Nacht zur Hütte zurückzukehren. Sie ermüdeten sich mit Gewalt bis zur völligen Erschöpfung.

Hochaufgeschürzt schritt Alexandra Dedin voraus. Sie sprachen nicht viel, denn sie hatten auf den Weg zu achten, der nicht selten voller Gefahr war. Als ihr hauptsächlichster Aufenthalt konnte der Regen gelten. Diese köstliche Alm liegt unterhalb der Gogen, nach dem Obersee zu, von dem sie nur durch einen steilen, dichtbewaldeten Felsrücken, das sogenannte „Regner-Verglein“, getrennt ist. Auf der Lichtung stehen die höchsten Fichten rings im Umkreis, mit düsteren Zweigen, die sich bis auf die Erde herabsenken, von langen grauen Moosen umzottelt. In der umwaldeten Niederung liegt ein Sumpf, voll rötlichen Wassers, die Tränke vieler Rudel von Hirschen, die bei Einbruch der Nacht von allen Seiten aus dem Tann treten.

Von weiten Bergwanderungen zurückkehrend, rasteten die beiden gewöhnlich unter jener einsamen Fichte, die am Wege vom Regen zum Lahnfeld mutterseelenallein dasteht, die greifste und gewaltigste aller Waldesalten. Oder sie weilten beim Sonnenuntergang auf dem Bergrand der Gogen, wo sie in die Ebene hinaus schauten und in der Ferne am Horizont den Chiemsee aufblinken sahen.

Alexandra fand von diesem allem nur eines schön: Auf einem Felsen ruhend die Nacht zu erwarten und dabei den Sternen zuzuschauen, wie sie den düsteren Massen zu entsteigen und wieder in sie hinabzusinken schienen.

Jeden Tag pflückte Dedin ihr Blumen. Alexandra nahm sie gnädig an, warf sie aber bald wieder fort. Einmal brachte er ihr einen Zweig Alpenrosen, der wie ein Kranz gebildet war. Diesen drückte er ihr auf die Stirn: „Das soll dein Brautkranz sein.“ Sie riß sich den Zweig augenblicklich herab.

Zuweilen stieg sie ganz allein auf ferne Gipfel. Als Dedin eines Abends nach ihr ausspähend, bei der einsamen Fichte über dem Regen stand, kam sie vom Bahnsfeld herabgestiegen. Er eilte ihr entgegen und sah es schon von weitem weiß um ihre Stirn leuchten. Als sie näher kam, erkannte er, was sie trug: einen Edelweißkranz.

„Du bist auf den Wildpalfen gewesen?“ rief er ihr zu, ganz entsetzt bei dem Gedanken an den schrecklichen Ort.

„Ich war auf den Wildpalfen“, versetzte sie gelassen. „Das sind königliche Blumen! Aber das ist kein Kranz, das ist eine Krone.“

„Weißt du auch, daß dir diese Krone das Leben hätte kosten können? Kein Mann wagt sich dort hinauf, der nicht vorher ein Gebet gesprochen hätte.“

„Nun, ich that es ohne das.“

Sie sah, daß er totenblaß war.

„Du bist thöricht mit deiner Angst. Ich habe anderes zu thun, als mich einer Blume wegen in den Abgrund zu stürzen.“

Die Abende waren das Traumhafteste von diesen traumhaften Tagen. Dann flackerte in der Hütte das Herdfeuer, die beiden saßen davor und Dedin mußte Alexandra (sie befahl und er gehorchte!) von seinem Leben in der Einsamkeit erzählen: immer das eine, immer dasselbe: daß er auch gelitten, daß er auch elend gewesen! Atemlos hörte sie zu. Es war, als stürze sich ihre Seele auf das Unglück dessen, der das ihre herbeigeführt hatte, als wühle sie mit gieriger Unersättlichkeit in den Herzenswunden dieses verfehlten Lebens, in den Trümmern dieses zermalnten Geistes.

Oft bat er sie:

„Sprich mir von dir.“

Das wollte sie nicht.

„Du erfährst es schon noch einmal. Da ist auch nichts zu erzählen: ich gefiel dir eine Zeit lang, bis ich dir eben nicht mehr gefiel und später — —“

Sie stockte, schwieg, saß und grübelte, rief plötzlich aus:

„Ich möchte wissen, ob viele Frauen so sind wie ich.“

„Du bist einzig in deiner Art.“

„Andere Frauen können also glücklich sein?“

„Kannst du das nicht?“

Alexandra schüttelte den Kopf. Sie war traurig geworden, was ihrem Gesicht ganz seltsam stand.

„Nein, das ist's ja eben! Glückliche! Es muß merkwürdig sein.“

„Es ist Leben.“

„Jawohl! Und unglücklich Leben ist langsames Sterben.“

Sie drückte die Hand gegen die Brust.

Endlich fand Dedin den Mut, eine Frage zu thun. Alexandra stand grade am Herdfeuer und starrte, von ihm abgewendet, in die verglühenden Kohlen. Er trat zu ihr:

„Alexandra, höre mich — nein, bleibe wie du bist; aber deine Hand könntest du mir geben.“

Er streckte die seine aus, mußte sie aber, ohne die ihre gefaßt zu haben, nach einer Weile wieder sinken lassen.

„So muß ich dich doch fragen“, sagte er sehr leise. „Alexandra, willst du mir nicht einmal sagen, wie das Kind starb?“

Als wäre die ernste Frage grimmiger Hohn, schmachvolle Beleidigung aus dem Munde eines Todfeindes, so jäh auf-fahrend, wandte Alexandra sich nach dem Redenden um, mit einer Bewegung, einer Geberde, einem Antlitz, für Dedin Zeit seines Lebens unvergesslich.

„Mein Kind! Es giebt Mütter, die von Sinnen sind, und die dann, verrückt wie sie sind, ihr Kind —“

„Alexandra!“

Sie verstummte, riß sich eine ihrer langen Haarsträhne herab, wand sie sich um den Hals und biß darauf. Dedin faßte sie hart beim Arm.

„Was ist's mit dem Kinde? Ich will es wissen!“

„Nein,“ meinte sie verstockt, „ich sag' es dir nicht.“

„Du wirst es mir sagen! Es ist auch mein Kind gewesen.“

„Du lügst! Ein Vater, der die Mutter verläßt, hat weder Weib noch Kind. Es war mein, mein, nur mein! Ich konnte damit thun, was ich wollte. Dich geht's nichts an, dich und keinen Menschen.“

„Was thatest du mit dem Kinde?“

Sie antwortete nicht; er mußte die Frage wiederholen; das heißt, er schrie sie ihr zu:

„Was thatest du mit dem Kinde?“

„Nichts,“ gab sie endlich stumpf und gleichgültig zur Antwort: „Es starb.“

Dedin konnte nichts anderes aus ihr herausbringen, wie er auch forderte, drohte, flehte, sie beschwor. „Es starb!“ war ihr stetes Entgegnen. Sie sagte es ruhig und still; er hätte die ganze Scene für einen wilden Traum halten können. Dann kauerte sie vor dem Feuer nieder, warf frische Scheite in die Glut und ordnete sich die zerwühlten Haare.

Eines Abends sagte Dedin:

„Heute sollst du das schönste unseres Reichs zu sehen bekommen. Freilich“, setzte er mit einem Seufzer hinzu, „dir ist auch das schönste gleichgültig.“

„Ja“, erwiderte sie, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich weiß nicht, was ich mit der Natur anfangen soll. Sie ist so tot.“

„Du legst eben nichts von deiner lebendigen Seele hinein.“

„Hab' ich denn eine lebendige Seele?“

„Sei nicht so nixenhaft! Ich glaube, du heuchelst diese Gleichgültigkeit gegen die Natur nur deshalb, weil du weißt, daß es mich schmerzt.“

Sie zuckte die Achseln.

„Möglich! Ich habe grade keinen Grund, dich glücklich

zu machen. Uebrigens habe ich dir das vorausgesagt; jetzt beklage dich nicht."

Dedin preßte die Lippen zusammen und — beklagte sich nicht.

Sie hatten den Weg zum Regen eingeschlagen. Nach einer halben Stunde steilen Aufwärtsklimmens standen sie auf einer winzigen, blumigen Fläche, von Tannen und Buschwerk umgeben.

„Laß mich vorausgehen,“ sagte Dedin und schritt über den Platz dem jenseitigen Rande zu, wo eine uralte Birbe halb verdorrt am Felsen hing. Dedin trat an den Rand, beugte sich vor, kam wieder zurück.

„Komm. Du solltest mir aber deine Hand geben.“

„Laß! Ich weiß nichts von Schwindel.“

An ihm vorbei trat nun auch sie vor, dicht neben den Birbenstamm, neigte sich weit über und schaute hinab.

Was sie sah, war so dämonisch, daß selbst sie zurückfuhr: im fürchterlichen Abgrund der Obersee! Vom Ufer sah man nichts; denn die Klippe, die den abgestorbenen Baum und jetzt die beiden trug, hing weit vorspringend über der Flut. Senkrecht stürzten sich drüben die Wände der Funtenseetauern und der Teufelshörner in den dunklen Grund. Dahinter weitete sich das öde Gefilde des ewigen Schnees.

Der Abgrund unter dem Feuerpalsen der Götzen war nur das Vorspiel zu diesem.

Alexandra war zurückgebebt, aber sogleich bog sie sich wieder weit vor. Dedin stieß einen Schrei aus und griff nach ihr. Es hatte ausgesehen, als stürze sie. Diesmal —

zum erstenmal duldete Alexandra sein Umfassen. Während er sie im Arm hielt, durchschauerte es ihn. Er neigte sein Gesicht zu dem ihrigen hinab und flüsterte ihr zu:

„Sieh dort den Schmetterling: mit lichten Flügeln gaukelt er über dem Abgrund. Uns trügen keine Fittiche darüber hinweg. Doch auch zu stürzen wäre schön! Was ich dir an jenem andern Abgrund sagte, ließe sich hier erfüllen — die Königsthat! Liebstest du mich, so würde ich dich jetzt vielleicht bitten: Wirf dich nur ein einzigmal an meine Brust und dann mit mir und dir hinab! Alexandra, wie du dich auch selbst verzerrst und entstellst, du hast dennoch eine große Seele. Alexandra, im Anblick dieses großen Todes laß mich dir ein letztesmal sagen, daß ich dich liebe, aber ein erstesmal laß mich dich mahnen, an der großen Empfindung in mir nicht zur Zerstörerin zu werden. Ich habe schweres Unrecht an dir begangen: ich will es sühnen. Deine Liebe zu mir ist tot; aber sage, was du willst: dennoch hat Todes ein Auferstehen. Laß meine Liebe die Gottheit sein, die, was du tot im Herzen trägst, wieder belebt. Ich will dich lehren, mich zu lieben; ich will es dich lehren mit Sanftmut, mit Geduld, Alexandra, mit — Liebe! Ja, schaue hinab, laß auch deine Seele sehen, was dein Auge erblickt und dann steige mit mir hinunter in das Leben zurück.

Dedin hatte mit tiefer Bewegung gesprochen, Alexandra still zugehört. Sie erwiderte nichts, aber Dedin war es, als schaure, als zittre sie. Stumm sahen sie zu, wie der Tag auf den Alpen erstarb. Als alles vorüber und die Gewaltigen blaß und grau dalagen, wandte Alexandra sich nach Dedin

um. Sie schien etwas sagen zu wollen, aber um ihre Lippen suchte es nur.

Sie stiegen hinunter. Als sie über die Waldwiese schritten, begann der Mond zu scheinen. Ringsum war's feierlich still. Auch in die sturmwüthlten Seelen schien Ruhe gekommen zu sein.



Neuntes Kapitel.

Der Einzug mit der Braut.

Die Speisevorräte, welche die Mutter heraufgeschickt, waren aufgezehrt. Alexandra erklärte, daß sie der Einöde überdrüssig und selbst Dedin mußte eingestehen, daß es hohe Zeit sei, diesem Leben ein Ende zu machen. Was sollte geschehen?

Noch denselben Abend, an welchem sie über jenem Abgrund des Obersees gestanden, hatte Dedin von Alexandra verlangt, sich zu entscheiden, ob sie die Seine werden wolle; worauf die Sphinx ihn mit einem ihrer rätselvollsten Blicke angesehen und — „Ja“ gesagt hatte. Dedin war danach beinah' die ganze Nacht draußen herumgeirrt. Am Morgen teilte er seiner Verlobten mit, daß sie sogleich die Gogen verlassen würden. Der Name seiner Mutter war von ihm noch nicht ein einzigesmal über die Lippen gebracht worden.

Sepp erhielt Befehl, zusammen zu packen, jedoch erst am nächsten Tag hinunter zu steigen.

Sie gingen. Sonst zog Dedin niemals von einer Alm, ohne für die Mutter Hut und Bergstock mit Blumen beladen zu haben; heute brachte er ihr von den Bergen etwas anderes mit in ihr ödes Haus hinab.

Wo es beim Heiligenbild herunter ging, blieb Dedin stehen. Mit einem langen Blick überschaute er noch einmal, was so herrlich vor ihm lag. Dann — ein Schritt herab und alles lag hinter ihm! Wie würde es sein, wenn er wieder dort oben stand?

Alexandra war nach ihrer Art, ohne sich um ihren Gefährten zu kümmern, weiter geschritten. Dieser holte sie schnell ein und von nun an hörte man das schrille, einformige, weiterschallende Aufstoßen der eisenbezinnten Bergstöcke auf dem Gestein stets zusammen.

In's Gokenthal hinabgekommen, ließen sie den Weg, der über den Bergrücken zum Königssee führt, links liegen, durchkreuzten die Wiesenschlucht und stiegen von neuem aufwärts. Es war beinahe, als wolle Dedin möglichst ungeschrien, auf Umwegen, nach Hause gelangen. Wie er immerfort, unter tiefem Schweigen an Alexandras Seite einherschritt, sah diese ihn von Zeit zu Zeit forschend an: Sie wußte, daß er ihr etwas zu sagen hatte und daß es ihm wieder einmal schwer ward. Da sie sich grade in barmherziger Stimmung fühlte, befreite sie ihn endlich von dem Druck, der auf ihm lag, indem sie selbst davon anfang.

„Deine Mutter ist wohl schon eine recht alte Frau?“

Dedin zuckte zusammen, als sei auch sein Körper von dem Worte getroffen worden. Er murmelte:

„Eine recht alte Frau!“

„Sie ist in der letzten Zeit immer bei dir gewesen? Hat in der letzten Zeit dein einsames, elendes Leben immer geteilt?“

„Immer mit mir geteilt!“

„Sie wird es auch jetzt thun?“

„Wie meinst du das?“ fuhr Dedin auf. „Natürlich wird sie es auch jetzt thun!“

„Natürlich! Was glaubst du, daß sie zu ihrer zukünftigen Schwiegertochter sagen wird?“

„Meine Mutter liebt mich sehr.“

„Da meinst du, daß sie auch deine Frau sehr lieben wird, eine solche Frau, wie ich sein werde?“

„Wenn diese sich um ihre Liebe bewirbt, wie es ihr zukommt und mir hilft, ihr müdes Alter auf Händen zu tragen, wie das ihre Pflicht ist, dann wird meine Mutter auch eine „solche“ Frau ihres Sohnes lieben.“

Eine Pause entstand. Dann begann Alexandra von neuem.

„Du wirst deiner Mutter wohl alles sagen müssen.“

„Gewiß!“

„Sie hält dich ohne Zweifel für den Edelmuth und die Ehrenhaftigkeit selbst. Da wird's denn ein Jammer werden! Du solltest es noch einmal bedenken.“

„Was bedenken?“

„Ob du nicht lieber allein zu deiner Mutter zurückkehrst.“

„Nein.“

„Du mußt wissen, was du thust und verantworten kannst.“

„Das weiß ich.“

Wiederum gingen sie stumm weiter. Es war ein langer Weg und eigentlich ein recht trauriger Gang, auf dem Dedin sich sein Weib in sein Haus führte. Noch einmal unterbrach Alexandra das Schweigen:

„Sage mir — wenn eine Mutter ihr Kind sehr lieb hat und dieses Kind sehr elend ist, halb von Sinnen, und die Mutter das hilflos mit ansehen muß, so müßte sie doch eigentlich verwünschen, daß sie dem elenden Wurm das Leben gegeben hat und das Verbrechen, das sie damit an ihrem Kinde begangen, dadurch sühnen, daß sie es mit eigenen Händen erwürgt.“

„Das ist ein Problem über das nachzudenken ich augenblicklich nicht imstande bin. Was für unheimliches Zeug dir durch den Kopf fährt!“

„Ich dachte an deine Mutter, da fiel mir's so ein. Eine Mutter, die ihr Kind mordet — es ist graufig! Wenn man aber sieht, wie Tausenden von Müttern ihre Söhne und Töchter vom Leben gemordet werden, so sollte man jenen anderen Kindesmord dagegen gütig und barmherzig finden, eine That echter Mutterliebe.“

„Bei den Spartanern war es Gesetz, daß verwachsene oder schwächliche Kinder gleich nach der Geburt getötet wurden. Manche spartanische Mutter mag ihren Sohn oder ihre Tochter selber erstickt haben, damit andere Hände nicht allzu grausam verführen. Das waren dann auch Thaten echter Mutterliebe! Eine spartanische Mutter gebar ihre Kinder aber nicht sich oder ihrem Gatten, sondern einzig und allein dem Vaterland. Wenn einer solchen Mutter für Sparta sieben Söhne fielen, so wurden die sieben toten Söhne für sie zum größten Stolz, worüber andere Mütter sie beneideten. Sparta war vor allem groß durch die Größe seiner Frauen! Aber zugleich entweibte Spartas Politik das Geschlecht seiner Jungfrauen und Gattinnen,

so daß die Thaten der spartanischen Mütter zu den ungeheuerlichen Kuriosen der Weltgeschichte gezählt werden müssen.“

„Ist es überhaupt wahr?“

„Gewiß, denn es ist Geschichte.“

„Ist Geschichte zuweilen nicht auch Geschwätz und Lüge?“

„Was sie von den spartanischen Müttern berichtet, ist wahr, so sagenhaft es sich auch anhört. In Sparta lebte ein Frauenvolk von Heldinnen.“

„Ihr Männer könnt gar nicht wissen, was für ein Volk von Heldinnen das gewesen sein muß! Alle eure Heldenthaten werden hiervor zu nichts! Nur eine Frau kann das wissen! Aber noch großartiger, als eine Kindesmörderin aus Patriotismus ist eine Mutter, die aus Liebe und Erbarmen ihr Kind tötet. Sage mir etwas, das ihr vollbringen könnt, was diesem gleicht! Heutzutage würde eine spartanische Mutter als unnatürliche, scheußliche Verbrecherin in den Kerker geworfen, verdammt, verurteilt und womöglich hingerichtet werden. O Sparta! Sparta! In diesem Lande muß ein weiser Mann die Gesetze geschrieben haben.“

„Er hieß Lyfurg!“ meinte Dedin und warf einen erstaunten Blick auf Alexandra, welche neben ihm schritt mit Gang und Haltung einer tragischen Heldin.

Als sie bei der Ortschaft Königssee die Thalsohle erreichten, schlug Dedin Seitenpfade über Wiesen und durch Ahornwäldchen ein. Wo die Bewohner der Häuser, an denen sie vorbeikommen mußten, vor den Thüren standen, schauten sie ganz verduzt zu dem Paare hinüber. Wenn sie über

ihrem Erstaunen den Gruß vergaßen, gab Dedin ihn zuerst. Alexandra grüßte keinen.

Jetzt stiegen sie von einer Höhe herab in einen tiefen Thann; dieser lichtete sich plötzlich — vor Alexandra lag das Haus.

Dedin blieb stehen. Der Anblick seines Hauses dächte ihm so voller Stille, so voller Feierlichkeit, so voller Frieden!

„Warte hier auf mich. Es wird am besten sein, ich sage meiner Mutter alles, bevor ich dich zu ihr führe.“

Alexandra nickte:

„So wird's am besten sein.“

Dedin ging, wandte sich aber nach wenigen Schritten wieder nach Alexandra um, mit einer Gebärde, als wolle er ihr etwas sagen, als erwarte er, daß sie ihm etwas sagen würde. Doch sie war bereits in den Wald zurückgetreten. Da schritt er denn langsam davon.

Alexandra setzte sich auf einen gestürzten Baumstamm. Als Dedin sie nicht mehr erblicken konnte, schlug sie die Hände vor das Gesicht und ihr ganzer Körper zuckte, als trüge er schmerzliche Wunden. Aber als Dedin nach sehr kurzer Zeit wieder kam, fand er seine Verlobte, wie er sie verlassen, kalt und gleichgültig.

„Nun?“ fragte sie, jedoch erst, als er vor ihr stand.

„Die Mutter ist unten beim Bauern. Ich bin nur gekommen, dir's zu sagen; jetzt geh' ich und hole sie.“

„Führe mich zuerst ins Haus. Deine Mutter wird mich dann gleich dort finden, wo ich hin gehöre.“

„Du hast recht. Komm.“

Er führte sie über die Halde hinein in den Buchenwald,

der zu beiden Seiten dieses Stück Bergfrieden umschloß. Zum erstenmal schaute Alexandra um sich: dicht vor ihr die Pyramide des Watzmann, grau und gewaltig dem Waldgrün entsteigend.

„Dein Asyl liegt in der Wildnis. Hier immer zu leben, muß seltsame Gedanken geben.“

Sie schritten den Parkweg hinunter, kamen auf eine Terrasse und standen nun unmittelbar vor dem Hause. Alexandra betrachtete es sich.

Die Wände zierten umränderte Felder, auf denen in bunter gotischer Schrift Sprüche geschrieben. An manchen Stellen hatten sich Ranken darüber gezogen. Waldrebe und wilder Wein schlangen rings um das Haus lange Guirlanden, umwanden die Säulen, kletterten über die Giebel zum Dach hinauf und höher, bis zum Schnitzwerk des Turmes. Über Erker und Altan schlugen die Zweige der Buchen wie Wogen zusammen.

Alexandra umschritt das Haus; zuweilen blieb sie stehen und las einen Spruch:

Ich will allein sein.

Werde starr, wie dort vor dir der trozige Fels.

Und siehe: es war die Stimme eines Predigers in der Wüste.

Ruhm ist eine Quelle von Leiden, Dunkelheit eine Quelle von Glück.

Sei dir selber getreu, sei dir selber genug.

Den Götzen stürze, den Gott gib dir selbst.

Prometheus wollte ich sein, Tantalus bin ich geworden.

„Das hört sich alles trostlos genug an. Aber ich will dir nur sagen, daß mir das ganz und gar nicht gefällt, so seine Seele an die Wände seines Hauses zu schreiben. Jeder Bauer, der vorbeigeht, kann sich herausbuchstabieren, wie es um dich steht. Wer wird so sein geheimstes Innres vor die Leute werfen? Sieh nur! Es ist fast, als schäme sich dein Haus, weil es die Gedanken seines Besitzers so schamlos auf seinen Wänden tragen muß: es läßt sich ganz von Neben umhüllen. Übrigens braucht man nur dein Haus anzusehen, um zu wissen, was für ein unglücklicher Narr du warst. Bei dir heißt es: seht euch an, wie ich wohne, so wißt ihr, was ich bin. Jetzt wollen wir hineingehen!“

Über dem hinteren Eingang, stand:

Introite, nam et hic Dii sunt.

Dedin mußte Alexandra den Spruch verdeutschen.

„Das gefällt mir; das ist ein stolzer Spruch! Aber nur ein starker Mensch darf ihn über sein Haus schreiben, denn es heißt darin, daß der Mensch nicht die Götter der anderen braucht, sondern seine eigenen hat.“

Sie traten ein.

„Du mußt reich sein,“ bemerkte Alexandra, sich umschauend. „Alles bei dir ist prächtig. Aber weißt du, daß wenn man dein Haus von innen sieht, alle die schönen Sprüche, die du draußen angeschrieben hast, wie leeres Geschwätz erscheinen? Außen heißt es überall: Jammer, Elend, Einsamkeit — drinnen: Reichthum, Glanz, Überfluß. Über dem einen glaubt man das andere nicht.“

„Du meinst: Elend und Jammer könnten nur in Hütten wohnen?“

„Das meine ich durchaus nicht. Aber Glend und Jammer lassen sich in einem Palast ganz anders ertragen, als in einer Hütte. Ich kann das sagen, denn ich spreche aus Erfahrung. Der Unglückliche, der so lebt wie du, hat noch immer Glück genug. Oder sind dir diese weichen Teppiche, diese schönen Vorhänge, diese kostbaren Tapeten etwa nicht behaglich? Hast du, wenn du diese Vasen, Schalen, Gemälde, Marmorbilder ansiehst, etwa keine Freude daran? Wenn du in diesen prächtigen Büchern liesest, etwa keinen Genuß davon?! Schon, daß du dich ohne jede Sorge satt essen kannst, hat sein Gutes. Wenn aber zum Glend auch noch Not hinzu kommt. — —“

„Sprichst du von dir?“ rief Dedin tödlich erschrocken.

„Ich dachte dabei nicht gerade an mich. Ich habe über meinem Glend kaum meine Not gefühlt. Gehungert habe auch ich oft genug.“

„Alexandra!“

„Was ist dir? Hungern ist gar nicht so schlimm, als man meint.“

Sie traten in Dedin's Arbeitszimmer. Das war ein ernster, stimmungsvoller Raum. Auch was man durch das einzige, große Fenster erblickte: einsame Waldwiese und hohe, düstere Tannenwand, paßte zu der fast feierlichen Stimmung dieses Gemachs. Alexandra ging herum und besah sich die Gipsabgüsse.

„Was sind das alles für traurige Gesichter! Und die hast du jahraus, jahrein um dich gehabt und angesehen?“

Dedin mußte sie auch in die oberen Gemächer hinaufführen; diese waren die prächtigsten.

„Hier wirst du wohnen.“

„Hier wird sich's gut zurückdenken lassen; ich bin's zufrieden.“
Sie befanden sich in einem kleinen Vorfaal, den Oberlicht erhellte. Um den Sonnenstrahlen zu wehren, waren unter der Glaskuppel rote Vorhänge ausgespannt. Glühender Glanz füllte den Raum. Die Wände, die eine goldgepreßte Ledertapete bekleidete, in den Ecken die Kopien von Michelangelos Tageszeiten — alles strahlte! An diesen schönen Raum stießen zwei weitere Zimmer. Das eine sollte Alexandras kleiner Salon, das andere ihr Schlafzimmer sein. Die Wände des letzteren Gemaches waren gleichfalls mit Sprüchen beschrieben. Am Fußende des Prachtbettes erhob sich eine Säule mit der Maske des sterbenden Sklaven.

„Das mußt du mir stehen lassen!“ gebot Alexandra, als Dedin von Veränderungen sprach, „nachts soll eine kleine Lampe davor brennen. Vor dem Einschlafen und beim Aufwachen immer in dieses Gesicht zu sehen wie das stirbt — nein, wie das in Schlaf sinkt, das muß wunderbarlich sein! Beim Ankleiden lese ich mir dann deine Sprüche an den Wänden vor.“

Im Salon blickte von der Decke ein Christuskopf von Leonardo da Vinci herab. Alexandra betrachtete lange und still das erhabene Antlitz. Sodann, mit einer schnellen Bewegung sich abwendend, trat sie auf den Altan.

Dedins Mutter verließ während der Tage, wo sie ihren Sohn auf der Gogen wußte, fast gar nicht ihre Zimmer. Die ganze Zeit über hatte sie schwache Augen, was vom allzuvielen Lesen herrühren mochte, obgleich ihr Andachtsbuch mit geradezu

mächtigen Lettern gedruckt war. Beinahe die ganze Nacht wandte die alte Frau mit schweren Schritten in dem kleinen Gemach umher, fast ebenso ruhelos, wie ihr Sohn auf der Gozen. Es war niemand da, der sie gesehen hätte! Sie mußte totmüde sein, aber schlafen konnte sie nicht und weder im Bette, noch im Lehnstuhl hielt sie es aus. Die blassen, welken Hände fortwährend ineinander reibend, von Zeit zu Zeit tiefauffeuszend, aufschluchzend, aufstöhnend, so schritt sie schwerfällig über die knarrenden Dielen. Zuweilen richtete sie die trüben Augen auf das Bett, unter dessen Musselinvorhängen an der Wand die Bilder ihres Mannes und ihres Sohnes hingen: der eine Kopf jung, belebt, ausdrucksvoll, mit einem frischen Blumenkranz umwunden; das andere Haupt still, starr, tot auf ein Kissen niedergesunken, mit verwelkten Immortellen bekränzt.

Zuweilen sprach sie laut vor sich hin. Es war ja niemand da, der sie gehört hätte!

„Wie Gott will, ich halte still!

Er war mein Schmerzenssohn von der Stunde an, da ich ihn geboren hatte.

Sie sagten mir: ich hätte ein totes Kind zur Welt gebracht; denn eben war sein Vater gestorben und als man mein Kind in die Wiege legte betteten sie seinen Vater in den Sarg und wollten dann gar das Kind zum Vater thun! Ich schrie aber auf zu Gott und Gott hörte mich — mein Kind lebte! Was war ich da für eine glückliche Mutter.

Er blieb mein Schmerzenssohn.

Viele Tage, Wochen, Monate, Jahre konnte der schwache

Knabe nicht leben; er konnte auch nicht sterben, denn immer schrie seine Mutter auf zu Gott und Gott hörte sie immer — mein Kind lebte! Ich habe meines Sohnes Leben dem Himmel abgerungen durch Thränen und Gebet und Verzweiflung und Verwünschung — Verwünschung, die ich auf zum Himmel gerufen hätte, wenn Gott auch dies letzte genommen. Später habe ich mich oft selbst verwünscht, daß ich einen Seufzer um das Leben meines Sohnes gethan habe, eine Thräne um sein Hinsterben geweint.

Er blieb mein Schmerzenssohn.

Es war ein seltsamer, fremdartiger Knabe, gar nicht, als sei er seiner Mutter Sohn; ach und gar nicht, als wäre er der Sohn seines Vaters! Er liebte seine Mutter nicht — nicht so, wie dieser Sohn diese Mutter hätte lieben sollen; denn wohl tausendmal habe ich seinetwegen den Himmel versucht.

Er blieb mein Schmerzenssohn.

Das war das Schwerste! Daß mein Sohn sich ganz von seiner Mutter trennen, sich ganz von ihrem Herzen loswinden konnte, das war das Schwerste! Damit hat er mir den größten Schmerz angethan. Ich mochte aufschreien zu Gott, was meine arme Mutterseele nur konnte — diesesmal blieb Gott taub für mein Geschrei. Aber welche Mutter läßt sich ihren Sohn nehmen? Da Gott ihn mir nicht zum zweitenmal schenkte, ging ich hin und nahm ihn mir selbst und wieder war ich eine glückliche Mutter.

Er bleibt mein Schmerzenssohn.

Und wieder reißt er sich los von meinem Herzen, das ihn kaum von neuem empfangen hat; wieder wendet er sich

ab von mir, löst er sich von seiner Mutter, die unterdessen eine alte Frau geworden ist, ohne Macht und ohne Kraft. Und deshalb — Gott! Gott! schrei' ich auf zu dir. Höre mich! Höre mich!

Wie Gott will, ich halte still!

Amen.“

Sie schwanke an das Fenster, öffnete es. Mit seinem strahlenden Antlitz schaute der Sternenhimmel zu der einsamen Greisin herab und der heilige Atem der schlafenden Mutter Erde berührte die Stirn der schlaflosen Mutter mit leisem, lindem Wehen. Da wußte sie, daß Gott sie gehört hatte.

Am nächsten Tag brachte sie viele Stunden in Dedins Arbeitszimmer zu, welches Heiligtum sie sonst selten zu betreten wagte. Sie setzte sich in seinen Armstuhl, dessen Lehne zwei aus Ebenholz geschnitzte Sphinge trugen und las in dem Buche, darin Dedin zuletzt gelesen hatte und das noch aufgeschlagen auf dem Tische lag. Es war Georg Büchners Leonce und Lena.

Die Mutter las eine Stelle, welche Dedin angestrichen hatte. Sie lautete:

Er war so alt unter seinen blonden Locken. Den Frühling auf den Wangen und den Winter im Herzen. Das ist traurig. Der müde Leib findet sein Schlafkissen überall, doch wenn der Geist müd' ist, wo soll er ruhen? Es kommt mir ein entsetzlicher Gedanke: ich glaube, es gibt Menschen, die unglücklich sind, unheilbar, bloß, weil sie sind.“

Den letzten Satz wiederholte die alte Frau. Sie ver-

stand nicht viel davon und hätte doch darüber bitterlich weinen mögen. Es war, wie für ihren Sohn geschrieben.

Der alte Gröhl lag lang ausgestreckt auf der Bank vor seinem Blockhause, behaglich Abendruh haltend. Da sah er die Gnädige von der Villa herunter kommen. Sie war noch weit entfernt, als er schon, schnell wie ein Jüngling, aufsprang, sein Lederkäpplein zog, es schwenkte, ein strahlendes Gesicht machte und seinem ehrwürdigen Besuch bis zum Gatter entgegen ging.

„Wie geht's, Frau Nachbarin?“

„Schlecht, Gröhl, schlecht! Der Atem wird alle Tage knapper und dann die Gicht in den Füßen und dann die Augen und nachts keine Stunde Schlaf.“

„Aber recht munter schaust aus!“

Mama machte ein betrübtcs Gesicht, schüttelte kläglich den Kopf, seufzte tief auf und packte dann aus, was sie für ihren alten Nachbarn und Vertrauten mitgebracht: ein Paket Tabak und ein Fläschchen voll einer schön braunen Flüssigkeit. Nachdem sie an der Bewunderung des Alten ihre Freude gehabt, (Tabak, Fläschchen und Bewunderung waren bei jedem Besuche Mamas obligatorisch!) setzten sich die beiden und nun wurde ein vertrauliches Schwätzchen gehalten, wobei Mama in dem schönen Glauben: Dialekt sei Dialekt, gleichmütig ihr liebes heimatliches Platt sprach. Aber sie verstanden sich doch! Als dann auch Nesi hinzukam und von Mama mit einer großen Düte Kaffees glücklich gemacht wurde, ging es immer lebhafter und behaglicher zu. Der schöne Sommerabend senkte seinen Frieden in die Seele der alten Frau und brachte darin alles Leid zur Ruh.

Da kam Friedrich: er habe den Herrn oben gehört!

Hastig sprang Mama auf, sagte adieu und lief fort, so schnell, als ihre alten, gichtischen Füße sie tragen wollten und die schwere Brust den Atem dazu hergab. Hochrot im Gesicht langte sie beim Hause an, sich wundernd, daß Dedin ihr nicht wie sonst entgegen kam. Ihr wurde auf einmal wieder so bang! Sie kam zur Terrasse — auch hier war er nicht! Sie trat ein, ging durch den Gartensaal, das Speisezimmer und weiter — nirgends ein Dedin! Doch Friedrich hatte gesagt: er habe den Herrn „oben“ gehört. Also nach oben! Auf dem Gang kam er ihr denn auch wirklich entgegen.

„Mein lieber Sohn!“

Herrgott, was war geschehen?

„Dedin! Dedin!“

Er wollte reden. Da sah sie durch die offene Thür in das Zimmer hinein: Ganz von rotem Glanz umflossen, stand dort eine fremde Frau mit glühendem, wildem Gelock. Ihr Sohn ging von ihr fort zu der Fremden, faßte diese bei der Hand, führte sie herbei und sagte:

„Mutter, ich bringe dir hier mein Weib.“

Die alte Frau sank bei dem Unerwarteten nicht ohnmächtig zusammen; nein, sie stand aufrecht den Beiden gegenüber. Nur die Arme, die sie weit geöffnet, und hoch erhoben hatte, um den teuren Heimgekehrten zu fassen und zu umfassen, sanken ihr langsam, schlaff am Leibe herunter. Sie konnte nicht gleich sprechen, sich auch nicht sofort bewegen und immer sah sie ihren Sohn an. Als der jedoch nach seinem unüberlegten Wort still blieb, wandten ihre Augen sich langsam von

ihm ab, Alexandra zu, die sich von Dedins Hand losgemacht hatte und unverwandt die Greisin anblickte. Da redete diese sie an:

„Wenn du wirklich das Weib meines Sohnes bist, so heißt dich die Mutter in dem Hause ihres Sohnes willkommen.“

Sie schwieg. Ihre Stimme hatte nicht gebebt.

„Ich bin nicht sein Weib.“

„Mein Sohn Dedin hat seine Mutter noch nie belogen.“

„So thut er das jetzt.“

„Dedin, ist das wahr?“

Und da er noch immer nichts sagte:

„Mein Sohn! O mein Sohn!“

„Sei ruhig, Mutter! Ich wollte es dir ersparen und dachte, sie würde mich verstehen. Komm mit mir und höre mich einen Augenblick an.“

Er ging der Mutter voraus, diese folgte mit festem Schritt. Die Thür schloß sich hinter den Beiden. Alexandra blieb stehen und regte sich nicht, bis die Thür wieder geöffnet ward. Die Mutter, auf Dedin gestützt, trat heraus und ging auf Alexandra zu:

„Ich bitte dich, laß dir dennoch meinen Gruß gefallen. Es muß doch so sein, wie mein Sohn oft gesagt hat: daß nicht immer Priesterwort dazu gehört, zwei Menschen unlöslich aneinander zu binden. So ist es mit ihm und dir: Als sein Weib hat er dich verlassen, als sein Weib hat er dich wieder geholt. Was dir noch fehlt, seinen Namen zu tragen, das wird dir werden. Ich, seine Mutter, will ihm helfen, das schwere Unrecht, das er an dir begangen, zu sühnen.“

Die Mutter streckte ihre Hand aus, Alexandra aber nahm sie nicht, sondern warf sich vor der ehrwürdigen Greisin nieder und bat:

„Lege deine Hand auf mich. Noch nie hat die Hand einer Mutter auf mir geruht.“

Das that die alte Frau. Alexandras bleiche Stirn berührten zwei zitternde Hände und der Mund, der sich darüber neigte, flüsterte flehende Worte, die waren zwar kein Segen, wohl aber ein brünstiges Gebet, daß der Herr, der allmächtige Gott, die Schuld, die durch ihren Sohn auf dieses Haupt gekommen, nicht zum Rainszeichen werden lassen möge, nicht für die Frau, nicht für den Mann. Dann hob sie die Knieende empor und sagte freundlich und mild:

„Tochter, sei in deinem Hause willkommen!“



Behntes Kapitel.

Herbststimmungen.

Es war Herbst geworden. Auf den Bergen lag frischer Schnee, der nicht wieder fortgehen wollte. Das ganze Thal ward von gelber, brauner, purpurroter Laubflut durchwogt. Auch von den Vorbergen rannen rings umher solche bunte Ströme hernieder, zu denen die Tannen gleichsam die düsteren Kinnfale bildeten. Am Morgen war alles durch Nebel verhüllt.

Als dann der Nachsommer seine flockigen Fäden webte, bereiteten Natur und Menschen sich allmählich auf den Winter vor. Von den Almen ward abgefahren. Den ganzen Tag währte das klangvolle Geläute auf der Königsseeer Landstraße. An Bergasyl zog Herde an Herde vorüber. Den Tieren hingen mächtige Schellen um den Hals. Kopf, Brust und Nacken waren mit dicken Gewinden des immergrünen Alpenrosenkrautes befränzt, darin die Rosetten und Schleifen von buntgefärbten Hobelspähnen wie Seidenbänder erglänzten. Zwischen den Hörnern schwankte ein beslittertes Tännlein und die Leittuh hatte die ihren gar verguldet. Wie die den Kopf trug! So

hoheitsvoll, sich ihres Glanzes bewußt! Sennerinnen und Hüterbuben folgten mit dem Hausgerät. Sie hatten ihren besten Sonntagsstaat angelegt; aber kein fröhlicher Fodler, kein wildlustiger Jauchzer erscholl — Alpabziehen ist ein trauriges Fest!

Bergasyl lag da, einsamer und friedlicher, als je. Aus den Schornsteinen dampfte es wohllich ins heitere Blau hinauf. Wie mit dunkelroten Rosenketten umwand der wilde Wein das ganze kleine Haus. Auf den Terrassen blühten Georginen, Astern und die letzten Rosen. — Alles ringsum war wie zu einem Fest geschmückt.

In diesen glücklichen Tagen schrieb Dedin in seinem Tagebuch einen Cyclus von Herbstliedern auf, die grade durch ihre schlichte Harmlosigkeit mächtig aussprachen, welch eine Wandlung in diesem Männergemüt vorgegangen war. Die kleinen Gefänge einer berauschten Seele, welche „in Herbstestagen wieder jung geworden“, sollen daher nicht verschwiegen werden.

Aus Dedins Tagebuch.

Herbstlieder.

1.

Morgen dämmert, alles ruht noch.
Nebel walt und wogt im Thale,
Füllt die Tiefen, quillt um Höhen.
Tannentwipfel,
Bergesgipfel,
Ganz wie blasse Geister stehen,
Harrend, daß der Tag erstrahle —
Morgen dämmert, alles ruht noch.

Kalte Luft ist's, thau'ge Frische.
Plötzlich, wie von Loh' entzündet,
Glühn die Gipfel rosig helle,
Stehn in Flammen
All' zusammen,
Wie's gekommen, jäh und schnelle,
Weicht's, verglüht es und verschwindet —
Kalte Luft ist's, thau'ge Frische.

Tag bricht an und alles regt sich!
Nebelfluten sind zerflossen,
Sind zerronnen in den Weiten.
Alles Sonne!
Alles Wonne!
Thal und Höh' weckt Glockenläuten,
Glanz hat alles übergossen —
Tag bricht an und alles regt sich!

2.

Sagt, habt ihr's schon vernommen?
Ganz heimlich über Nacht —
Der Herbst ist angekommen,
Lang, eh wir dran gedacht.

Seht nur die Dünst' im Thale
Und wie es braut und quillt!
— Beim ersten Sonnenstrahle,
Ist alles glanzgefüllt.

Da könnt ihr Wunder schauen,
Wenn durch die Nebelschicht
Die Bergesspitzen blauen,
Der schnee'ge Gipfel bricht.

Da könnt ihr Wunder schauen,
Wenn durch den schwarzen Tann
Und über grünen Auen
Es dampft und wallt hinan;

Bis alles, alles leuchtet!
Selbst Blatt und Halm und Gras
Der sanfte Glanz umfeuchtet,
Mit diamantnem Raß.

Am kleinen Fichtenbaume
Du strahlendes Gespinnst,
Mit deinem lichten Schaume —
Wie bald du wohl verrinnst?

Seht nur die Pracht der Wälder!
Es wogt die bunte Flut
Hoch über Wies' und Felder,
Wie Abendröteglut.

Und wie es meine Klause
Ganz purpurn überrankt!
Bald wird aus kaltem Hause
In sonn'ge Welt gewankt.

Du quillst noch, helle Quelle —
Jenun, nicht lange mehr!
Und wo jetzt rauscht die Welle,
Ist Stille ringsumher.

Du blühst noch, bunte Blüte —
Jenun, nicht lange mehr!
Und wo dich Sonn' umglühete,
Ist Dede ringsumher.

3.

Und in den duft'gen Lüften,
Fühlt nur: welch lindes Wehn!
Mir ist's, als ob aus Grüften
Mein Geist wollt' auferstehn!

O Schönheit nicht zu sagen!
Kann staunen nicht genug.
Ich bin in Herbstestagen
Geworden wieder jung.

Glückseliges Empfinden
Erfüllt, durchbringt mich ganz
Ich würde gern mir winden
Aus Rosen einen Kranz,

Damit die Stirne krönen..
Im festlichen Gewand,
Ach, unter Klang und Tönen
Durchziehn das ganze Land.

Und jauchzen, jubeln, singen —
Denn sagen läßt sich's nicht!
Wie mein Gemüt auf Schwingen,
Aufsteigt zu Glanz und Licht.

Und dann — eh' Winter kommen,
Bevor mein Kranz verblüht,
Bevor mein Traum zerronnen,
Bevor verhallt mein Lied,

Sei mit dem letzten Klange
Die Seele ausgehaucht!
Mit einem Schwanensange
Ins holde Nichts getaucht.

4.

Sagt, wie kommt's nur, daß mich füllt
„Wonniges Behagen,“
Grad, als wollt's mich, Glanz umhüllt
Durch die Lüfte tragen!

Sintwehn wie ein gold'ges Blatt,
Aufwärts in die Bläue.
— Seele, sonst so todesmatt,
Seele, leb' aufs neue!

Fühle, wie die Welt so schön,
Wie so schön das Leben!
Mächt' mich über frohe Döhn
Auf zur Sonne heben!

Liebe, schöne, holde Zeit!
Herbst, — 's ist nicht zu deuten!
Welche Todesfeligkeit!
Welche Sterbensfreuden!

Kurzer Traum, wie du nur bist,
Fast wie Hauch zerronnen,
Gäh' ich für dich, daß ihr's wißt,
Alle Frühlingsswonnen!

5.

Seht, wie ist die Welt so trübe!
— Hoffen, du bist eine Kunst, —
Grad, als ob sie sich begrübe,
Seht nur, seht! in Nebeldunst.

Am Gebirge hängt es nieder,
Regungsloses Nachtgebräu,
Als ob auf der Welt nie wieder
Sonn'ges Leben möglich sei.

Meine Seele möcht' sich flüchten,
Aus der trüben Welt hinaus,
Hin nach fremden, schönen, lichten
Fernen, fort aus dunklem Haus.

Möchte ganz in Glanz sich tauchen,
Ganz verglühn im Sonnenlicht —
Um die Seele auszuhauchen.
Ach! genügt die Sehnsucht nicht.

6.

Wolke, was ziehst du,
Wolke, was fliehst du
Im irrenden Lauf?
Über ruhende Bucht,
Durch düstere Schlucht
Zum Gipfel hinauf!

Wolke, was trieb dich,
Wolke, so trübsich
Von den Gefährten?
Vor sich ewigen Tag
Drängen der Sonne nach
Sich die Verklärten!

Aber du, Wölklein,
Ach, wie so ganz allein
Umirrst du die Schroffen.
Bleibest in Deden,
Während in Räten
Der Himmel dir offen!

Webest um Gründe,
Schreckliche Schlünde
Den trauernden Flor!

Hängest an Klüften,
Sinfest zu Gräften,
Steigst totblaß empor!

Segler der Lüfte —
Ach, wer doch dürste
Hingleiten wie du!
Mich sollt' umkränzen,
Mich sollt' umglänzen
Der Tag immerzu!

Wolke, du Arme,
Daß Gott sich erbarme,
Ich war ja wie du!
Fern sonnigem Leben,
Dedenumgeben,
In Nacht immerzu!

7.

Grüß Gott, du holde Blüte
Auf blasser Herbstesflur,
Dich hat sich Frau Natur
Mit traurigem Gemüte
Gesteckt an ihre Brust,
Zur letzten Sommerlust —
Grüß Gott, du holde Blüte!

Ganz einsam und alleine,
Bliebst, Blümlein, du zurück,
Zum allerletzten Glück.
Von allem Sonnenscheine.
Der sonst erfüllt das Thal,
Ein allerletzter Strahl —
Ganz einsam und alleine!

Grüß Gott, du holde Blüte!
Ach, wollte doch auch mir,
Wie der Natur in dir,
Eh' Sommer Sonn' verglühte,
Ein allerletztes Glück
Dann bleiben noch zurück —
Grüß Gott, du holde Blüte!

8.

In herbstlichen, sonnigen Tagen
Die Stunden dämmr' ich dahin
Und fühle mit wonn'gem Behagen,
Wie kummerentlastet ich bin.

Ich ruh in dem wehenden Kraute,
Von Herbstzeitlosen umbliht,
Und wünsche mir eine Laute
Und sehn' mich nach Klang und nach Lied.

Indessen — ich ruhe und schweige,
Ich laß mich umfluten von Schein
Und schau durch die schwankenden Zweige
Tief, tief in den Himmel hinein.

Tief, tief in die glanzvolle Bläue,
Hinauf, wo die Wolken so ziehn,
Und wünsche mir immer aufs neue:
Ich könnte mit ihnen entfliehn.

Wohin? Was brauch' ich's zu wissen —
Es ist die Welt ja so weit!
— Ich wünsch' mir, ich würde gerissen,
Hin durch die Unendlichkeit!

9.

Und wie mir um Stirne und Wangen
Der kühle Septemberwind streicht!
Als woll' er mich zärtlich umfassen,
Indess' er, ach! schon entweicht.

Und wie mich die Mücken umspielen —
Ja ihr, ihr habt freilich es gut!
Ich wollt', ich könnt' auch einmal fühlen,
Wie solch einem Mücklein zu Mut.

Seht dort, die flock'gen Gewebe
Und wie das durchsegelt die Luft.
Jetzt hängt's an der purpurnen Kebe,
Ganz Glanz, ganz Schimmer, ganz Duft!

Ich ruhe im Grase und träume
Und sehe die Wolken ziehn.
— Es schütteln die herbftlichen Bäume
Auf mich ihr welkendes Grün.

10.

Ich seh' es sinken und fallen.
Entblättern sich fort und fort,
Und denke: so ist es mit allem!
Ach, alles vergehet, verdorrt.

Es rauschet vom Baume hernieder,
Es überrieselt mich ganz,
Es hüllet mir Antlitz und Glieder
In güldenen, knisternden Glanz.

Ich seh's in die Lüfte verwehen —
Umflößen von sonnigem Schein,
So steigt's in die seligen Höhen,
Wohl hoch in den Himmel hinein?

11.

Goldne Abendröteglut
Liegt auf allen Höhen.
Wie umwogt von Purpurflut
Alle Gipfel stehn.

Das geschmückte, bunte Thal,
All' die Herbstespracht,
Strahlt noch auf ein letztesmal,
Sinkt dann tief in Nacht.

Leise rauscht's durch Flur und Au,
Daß der Wald erbebt,
Leise mit dem Abendtau
Es vom Himmel schwebt.

Glanzvoll, schimmernd ganz und gar,
Gleitet's durch das Thal,
Schwingt mit lichtem Flügelpaar
Hin sich überall.

Eine blasse, blasse Frau!
Schneeweiß ist ihr Kleid,
Über'm Haupte wallt es grau.
Funkelndes Geschmeid

Schmückt ihr Arme, Brust und Leib;
Stirn ziert Silberreif.
Ach, es gleicht das blasse Weib
Einem Nebelstreif!

Wo sie hinkommt, haucht sie an:
Blume, Halm und Strauch,
Buchenwald, den grünen Tann,
Letzte Ros', dich auch!

Alles wird von bleichem Glanz
Schneeweiß überstrahlt,
Wo mit ihrem Strahlenkranz
Sie vorüber wallt.

Wehmutsvolles Mondlicht fällt
Auf die kalte Pracht,
Fast zum Traumbild war die Welt
In verschwiegener Nacht.

12.

Und alle Blüten, selbst die letzte Rose,
Die gestern noch mein liebes Weib geschmückt —
Am braunen Strauche hängt es blaß und lose,
Vom Froste über Nacht so wild geknickt.

Was gestern noch so bunt und froh gewesen,
Wie ist das heut' so traurig und so trüb'!
Als Moder kannst auf feuchtem Grund du lesen,
Was von der ganzen Schönheit übrig blieb.

Und unter deinen Füßen rauscht es, rauscht es,
Und immer noch rinnt welkes Laub vom Zweig,
Und durch die kahlen Äste saust es, saust es,
Und um die Wipfel schwebt es feucht und bleich.

Nicht lang und bleich wird's leise niedersinken.
Dann unter deinen Füßen rauscht's nicht mehr!
Und überall welch — Funkeln, Flimmen, Blinken!
Und überall — welch' Frieden um dich her.

Der Wanderer, der zu jener schönen Zeit die Straße von Berchtesgaden nach Königssee zog, konnte, kam er am Berghaus vorüber, deren Bewohner sehen, wie sie zusammen in der pompejanischen Halle saßen oder auf den Terrassen wandelten: eine Greisin am Arm eines stattlichen Mannes und im dunklen Kleid eine hohe schlanke Frau mit leuchtenden Flechten, auf der Wiese Herbstzeitlosen pflückend. Das that Alexandra für Dedins Mutter.

Sie lebte in dem Hause, das die Mutter ihr Haus genannt und fast schien es, als habe diese ruhelose Seele endlich ihren Ruheort gefunden, ihre Zufluchtsstätte, ihr Asyl! Seit die Hand der Greisin auf ihrem Haupte gelegen, war sie eine andere geworden. Kein Priesterwort und keine Gattenliebe hätten in diesem Gemüte vollbringen können, was Wort und Berührung der Mutter vollbracht.

„Du bist schön“, sagte die Mutter eines Tages zu ihr. „Ich hätte nicht geglaubt, daß mir rotes Haar so gefallen könnte. Trügst du es nur nicht gar so wild!“

Als Alexandra am anderen Morgen erschien, hatte sie ihre ungefügigen Haarmassen zu zwei dicken Böpfen gebändigt, die ihr lang über den Nacken herabhingen.

„Dafür bist du nicht mehr jung genug,“ entschied die Mutter. „Komm her; ich steck’ sie dir auf.“

Und gehorsam beugte Alexandra ihr stolzes Haupt.

Es bewegte Dedin, zu beobachten, wie sie bemüht war, ihr herbes Wesen zu mildern, sogar ihre Bewegungen sanfter und leiser zu machen. Selbst ihre Stimme dünkte ihm verändert.

Der Mutter war sie Glück und Schmerz zugleich.

„Wenn ich dich ansehe, so möchte ich jubeln, denn dich liebt mein Sohn! Deine Hände möcht ich dir küssen, denn du beglückst meinen Sohn! Wenn ich dich ansehe, so möchte ich weinen, denn ehe ich von dir wußte, dachte ich nicht, daß mein Sohn unedel sein könne; und bitter gram möchte ich dir sein, denn an dir ist er das geworden! Ach, Kind, du weißt nicht, was es heißt, wenn man's im Herzen trägt, gleich einer Gottheit und das wird dann in uns zertrümmert!“

„Doch, ich weiß es, das Herz zertrümmert mit.“

Die Mutter gewann sie lieb, aber sie klagte:

„Wenn du nur nicht so ungleich wärst! Gradeso, wie unser Bergbach: Manchmal fließt er ganz sanft, daß man sich drinnen spiegeln kann, daß man an seinem Ufer ausruhen möchte und es uns tief wohl ums Herz wird. Dann wiederum braust er, schäumt und tobt er, ist er so wild, daß einem ganz wirr zu Sinn wird und man weit fort von ihm sein möchte.“

Alexandra lachte.

„Das wird der Bergbach wohl nicht anders können.“

„Ja, ja, die Felsblöcke darin,“ seufzte Mama. „Da müßten Menschen kommen, das Gestein hinaus zu wälzen. Das ist aber eine schwere Arbeit und eine starke Manneshand gehört dazu.“

„Nicht doch, gute Mutter. Diese schwachen Hände können es auch.“

Und sie küßte die Hand der Greisin.

Ein andermal behauptete die alte Frau:

„Du bist gut, aber du bist zu stolz. Ein stolzer Mensch will eher alles andere sein, als ein guter Mensch; denn Güte

giebt gern nach, ordnet sich gern unter, fügt sich, ist demütig und das deucht dem stolzen Menschen eine Schmach. So macht er sich denn gewaltsam ungut, nur damit ja keiner von ihm denken oder argwöhnen könne, daß er gern nachgebe, sich gern unterordne, füge und sogar demütig zu sein vermöge. Ist er aber etwas mehr, als nur ein stolzer Mensch, so thut er damit andern und sich schweres Leid an, wo er doch so leicht andere und sich beglücken könnte.“

Doch hier stieß Mama auf Widerstand.

„Was du meinen Stolz schiltst, nenne ich das Gefühl: mir selbst anzugehören, wie ich auch nur mein eigenes Eigentum bin. Von meinem Eigentum gebe ich nichts fort, das werf ich nicht so hin. Einmal habe ich's gethan — deinem Sohn warf ich mich hin. Glaube nicht, daß ich mir das jemals verzeihen werde. Damals war ich demütig! Was hat mir meine Demut eingebracht? Elend und Schande! Wär' ich stolz geblieben, so würde ich nicht verlassen, so würde dein Sohn nicht zum Verräter an mir geworden sein. Du und dein Sohn, ihr müßt meine Demut verwünschen.“

Ihre Augen funkelten. Plötzlich stand sie vor der zu Tod erschrockenen alten Frau, Hohl für Hohl als die alte Alexandra.

„Was hast du?“ stammelte die Mutter. „Ich weiß ja, daß mein Sohn unrecht an dir gethan hat. Du bist ja bei uns, damit wir sühnen können.“

„Ich bin bei euch, um zu rächen!“

Sie ging davon. Die Mutter starrte ihr entsetzt nach und blieb den ganzen Tag über verwirrt und verstört. Alexandra ließ sich nicht sehen.

Nach diesem Ausbruch fiel lange nichts vor: in der Welt und dem kleinen Hause waren noch immer sonnige Tage! Nachmittags ward regelmäßig ein Spaziergang unternommen, der wegen Mamas schwachen Kräften natürlich nur ein sehr kurzer sein konnte. Dabei that es der guten Dame jedesmal von neuem weh, wie vollkommen gleichgültig Alexandra sich der Natur gegenüber verhielt. Wohl wissend, welch ein Schmerz das für Dedin war, sprach sie eines Tages darüber mit ihr. Alexandra ward zornig.

„Verlangt doch nicht fortwährend von einem Menschen, daß er ausgabe, was nicht in ihm liegt. Laßt mich mit eurer Natur zufrieden! Naturbewunderung und Naturverzückung liegen eben nicht in meiner Natur! Und die Natur als Quelle aller Glückseligkeit — frage doch einmal deinen Sohn, ob ihn die Natur glücklich gemacht hat? Und er verkroch sich doch förmlich in sie! Wenn er von der Seele spricht, die man in die Natur hineinlegen soll, so klingt das recht schön, aber der schöne Klang ist auch alles! Unsere Seele ist unser Leben und mit unserem Leben gehören wir ins Leben, unter Lebende. Mit der Einsamkeit ist es etwas anderes. Man kann auch unter vielen einsam sein, ist es, wenn man ein stolzer Mensch ist. Aber in einem Bergwinkel einsam zu sein, das ist weiter keine Kunst und was unter anderen Umständen als Kraft gelten kann, wird hier zur Schwäche. Erzähle das Dedin nur wieder; er kann kein Wort darauf erwidern.“

Selbst die Mutter konnte Alexandra nicht bewegen, ihr dunkles Gewand abzulegen.

„Daß du dich so schlicht trägst, gefällt mir sehr; aber du

übertreibst es. Du bist so wie so auffallend genug. Wenn man dich nun so überaus einfach gekleidet sieht, so kommt es einem vor, wie Absichtlichkeit, um dadurch noch mehr aufzufallen und das nimmt unwillkürlich gegen dich ein. Dabei bist du so wenig eitel, wie ich in meinem Leben noch niemand gesehen habe.“

Alexandra verteidigte sich.

„Es geschieht auch aus Absicht! Wie ich nicht bin, wie alle anderen sind, so will ich auch nicht aussehen, wie alle anderen. Ich kann deinen Vorwurf durchaus nicht gerecht finden. Warum soll ein Mensch sich nicht nach sich kleiden? Wenn einer das Glück hat eigentümlich geschaffen zu sein — ungewöhnlich zu sein, wie man's nennt — so laß ihn doch in Gottes Namen das auch in seiner Kleidung zeigen. Jeder kann dann gleich sehen: du bist so und so, mit dir will ich gewöhnlicher und gewöhnlich angezogener Mensch nicht zu thun haben. Ich weiß recht wohl, daß jeder von jedem verlangt: er solle so, grade so sein, wie er selbst, äußerlich sowohl, wie in der Seele. Bist du in Kleidung und Seele anders, wie andere, so wird es entweder einfach gar nicht geduldet oder — wenn du stolz bist, dich um ihr Gezerr und Gezeter zu kümmern, — verrückt genannt. Mein, gute Mutter, mein Kleid laß ich mir nicht von euch ausziehen. Erst, wenn ich hier drianen anders geworden bin, mag auch das andere anders werden. Bis jetzt ist das noch nicht so weit.“

Einmal jedoch war sie weniger selbstbewußt.

„Ich kann gar nichts, ich nütze zu gar nichts! Ich will dir nur gestehen, daß, obgleich ich es lange genug thun mußte,

Nähen mir in den Tod zuwider ist und Stricknadel mir wahre Marterwerkzeuge zu sein dünken. Du plagst dich so mit mir ab und ich lerne doch nichts. Eier nicht steinhart kochen zu lassen, werde ich mein Lebtag nicht herausbekommen und der Pfannkuchen, den ich neulich buk, war grausig. Ich habe gar keine Talente! Doch, ein einziges Talent habe ich.“

„Und was das ist?“ forschte Mama.

„Das Talent zu lieben und zu hassen.“

Sehr liebenswürdig war ihr Verhältnis zu Mamas tragischer Schlüsselverlegenheit. Burgel, Friedrich und Sepp kamen gar nicht aus dem Staunen heraus (das geschah überhaupt nie mehr!). Nicht etwa, daß Mama keine Schlüssel mehr verlegt hätte; im Gegenteil! Sie entwickelte unter den jetzigen Verhältnissen eine wahre Virtuosität in dieser Kunst — Gott sei Dank! Denn sonst wäre die Sache bedenklich gewesen und Burgel hätte gewiß ein baldiges Ende ihrer alten Gnädigen prophezeit. Nein! Schlüssel fanden in Bergasyl nach wie vor in allen möglichen heimlichen und heimlichsten Ecken und Winkeln ihren tiefen Ruheort. Aber nicht auf lange. Denn noch ehe Mamas Wehgeschrei: „Meine Schlüssel!“ erscholl, wurden sie ihr von Alexandra gebracht. Mama aber war gar nicht so froh darüber, als man hätte meinen sollen. „Ich weiß gar nicht, was das ist,“ klagte sie ihrem Sohn ihr Leid. „Mir fehlt jetzt immer etwas.“ Das waren die Schlüssel, die ihr jetzt immer — eben nicht mehr fehlten.

Dedin hatte seine Mutter inständig gebeten, niemals Alexandra gegenüber der Vergangenheit zu erwähnen, namentlich mit keinem Wort des toten Kindes zu gedenken. Es war dies

für Mutter und Sohn eine schwere Stunde gewesen, in welcher der Sohn seiner Mutter nicht frei in die Augen zu sehen vermochte und welche die der alten Frau so trüb machten, daß sie „wieder einmal“ eine ganze Woche lang recht schwach waren. Die Mutter hatte getreulich den Wunsch ihres Sohnes erfüllt und nie an das gerührt, was so dunkel und gramvoll war. Nur einmal geschah's, daß sie sich von dem Eindruck eines Augenblicks überwältigen ließ. Alexandra ging mit der Mutter spazieren, als die beiden einer jungen Bäuerin begegneten mit ihrem kleinen Kinde an der Hand. Während Mama mit der Frau plauderte, kümmerte sie sich nicht um Alexandra. Im Begriff weiter zu gehen, sah sie diese über das Kind gebeugt, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Qual und Entsetzen in das rosige Gesichtchen starrend. Das Kind fing jämmerlich an zu schreien und seine Mutter riß es mit einer Art von Angst von der unheimlichen Fremden hinweg. Die beiden Frauen gingen weiter, Alexandra die Blicke zu Boden gesenkt und die Hände, wie um sie zu verbergen, in die Falten ihres Kleides gesteckt. Mama, die davon nichts sah, begann nach einer Pause mit bebender Stimme:

„Ach, lieber Gott, solch ein Kind! Ich kann mir recht gut vorstellen, wie dir sein muß, so ein süßes, holdes Geschöpfchen zu sehen und dabei zu denken, wie im Grabe liegt, was sich jetzt seines jungen Lebens freuen könnte.“

Alexandra antwortete nicht sogleich. Als es dann geschah, konnte die Mutter das, was sie nicht sah, in ihrer Stimme hören.

„Du kannst dir nicht recht gut vorstellen, was ich denke, denn ich denke nicht das, was du meinst. Du würdest es auch

nicht begreifen; es begreift sich im Leben vieles nicht! Und das ist gut; denn sonst würde man von Sinnen kommen, rasend werden müssen, daß man sich den Kopf, der alles begreift, an der Wand zerschmettern müßte. Daß mein totes Kind tot sein und wühle sein Grab in meinem Herzen nicht auf. Ich thue das allein genug.“

Der Spaziergang war an einem der letzten, sonnigen Herbsttage gewesen. Bald darauf trat Frost ein — es ward trübe.



Elftes Kapitel.

Nachsommer.

Und wie war das Verhältniß der beiden Verlobten? Alexandra hatte eingewilligt Dedin's Weib zu werden, sich jedoch geweigert, die Ceremonie sehr bald stattfinden zu lassen: nicht vor dem Frühling! Bis dahin wollte sie unter der Hut der Mutter leben. Dedin verstand sie. Er fühlte, welcher Umwälzungen und Revolutionen es noch in ihrem Gemüthe bedurfte und konnte sich nichts besseres wünschen, als daß die schöne Wandlung in der milden Gegenwart seiner Mutter vor sich gehe, durch dieselbe bewirkt wurde. Auch die alte Frau sah das ein, im Herzen froh darüber, daß alles noch eine Weile hinausgeschoben wurde. Nur bestand sie darauf, daß Dedin fortreisen und bis zur Hochzeit fortbleiben solle. Das Weihnachtsfest wollten sie noch zusammen verleben.

Dedin war bei dem allem wunderbar zu Mute. Seine ganze Existenz war umgewälzt. Auf den Trümmern seines Lebens erblühten zur Herbstzeit Frühlingsblumen. Er sah seine Mutter und Alexandra zusammen: die eine nicht allzu gramvoll, die andere nicht allzu unversöhnlich. Recht nach Männerart fühlte er seine Schuld bereits jetzt halb gesühnt.

Und nun sein Leben selbst! Noch bis vor kurzem: welches Wühlen und Ringen, welcher Wirrwarr und Kampf, welche Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung! Davon war er für alle Zeiten befreit. Der schöne Rettungsgedanke, dessen Verwirklichung in naher, in nächster Zukunft lag, war die Gründung einer Familie. Sein bis dahin so vergeudetes Leben erhielt dadurch endlich einen bürgerlichen Wert. Nicht länger brauchte er den braven Handwerker, den Bauern zu beneiden, Männer, die im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot aßen und denen gegenüber er sich bis dahin untüchtig, beinahe unsittlich gefühlt hatte! Nicht länger war er ein schlechtes, unnützes Mitglied der Gesellschaft, an dem schönen, gesunden Baume der Menschheit ein kranker, verfaulender Zweig, der verdiente abgehauen zu werden.

Unablässig grübelte er über Alexandra. Mit jedem Tage war ihm diese Frauenseele mehr zu einem Problem, das er — war es doch die Seele seines zukünftigen Weibes! Leidenschaftlich zu lösen beehrte. Die ganze lange Zeit vom Tode des Kindes an, bis fast zur jüngsten Gegenwart blieb ihm völlig rätselhaft. Alexandra beharrte in ihrem hartnäckigen Schweigen und ließ ihn sich in Vermutungen und Zweifeln erschöpfen. Bei der ersten Begegnung am Obersee und später auf der Goben, hatte sie mit grausamer Freude an seiner Qual, ihn vermuten lassen, daß nach ihm noch andere sie besaßen. Sie schien dadurch seine Schuld gegen sie auf ihr höchstes Maß führen zu wollen, indem sie ihm damit zu verstehen gab, wie sie durch ihn nicht nur elend, sondern auch schlecht gemacht worden sei. Diese Vorstellung gab ihm unablässige Marter,

von Alexandra wohl bemerkt, aber mit keinem Worte gelindert oder aufgehoben. Solche Befürchtungen über ihre Vergangenheit wurden durch die Berichte der Mutter verwirrt, die ihm getreulich alle Bemerkungen wieder erzählte, welche Alexandra gelegentlich fallen ließ. Diese ließen sämtlich auf ein Leben schließen, das in einer beinah kerkerhaften Zurückgezogenheit verbracht worden sein mußte. Von ihr selbst erfuhr er nur, daß sie im Besitz einer kleinen Barschaft sei, die ihr die Reise und den Aufenthalt am Königssee ermöglicht und daß sie sich dieses Geld mit ihrer Hände Arbeit verdient hatte.

Uebrigens wußte Alexandra jetzt, wer ihre Eltern gewesen. Nach dem Tode jener Kupplerin waren ihr Papiere und Briefe übermittelt worden, die darüber völlig Auskunft gaben. Alexandra führte diese Dokumente bei sich, hatte Dedin jedoch nur diejenigen gegeben, deren er für die Formalitäten der Heirat bedurfte. Aus diesen erfuhr er, daß Alexandra die Tochter einer Schauspielerin und eines sehr vornehmen Herrn sei. So wenig wie ihres Kindes, durfte man ihrer Eltern erwähnen.

Dieses unselige Kind! Dedin suchte sich Alexandras Grauen und Entsetzen vor ihrem toten Kinde dadurch zu erklären, daß er sich die ganze Sache schön „psychologisch“ zurechtlegte. Alexandra galt ihre Mutterschaft als tiefste Schmach. Sie hatte sich hingegeben, sie war verlassen worden; als Frau und Geliebte war ihrer stolzen Seele die zermalmendste Demütigung zugefügt worden. Als einstmaligen lebendigen Zeugen ihrer grenzenlosen Erniedrigung mochte sie ihr Kind bereits vor seiner Geburt gehaßt, seinen Tod bereits gewünscht haben, noch ehe sie überhaupt gewußt, ob es leben würde. Das Kind

ward geboren und — lebte! Der Vater wagte ihr Geld zu schicken; da kam die Furie über sie. Sie verwünschte ihr Kind, durch dessen Dasein ihr zweimal Schmach angethan worden war. In diesen fürchterlichen Augenblick mußte der Tod des Kindes gefallen sein. Von dem Grausigen, was sie damals erlebt hatte, mochte in ihrem Antlitz jener gorgonische Zug herrühren.

Nach dem Tode des Kindes kamen die Jahre völliger Einsamkeit, die sie wohl in halber Zerrüttung dahin gebracht hatte. Ihr ganzes Wesen mußte sich in dieser langen Zeit auf einen einzigen Gedanken konzentriert haben: wie sie sich an dem Urheber ihres Schicksals rächen könne. Alle die Jahre über mußte sie darüber gegrübelt, gesonnen, gebrütet, sich ihren Plan gebildet und die Ausführung desselben bis auf jedes Wort, bis auf jede Bewegung voraus erlebt haben. Alles, was sie am Obersee und am Abgrund gesprochen, hatte sie gewiß hundertmal gedacht, vielleicht vor sich hin gesagt. Nachdem sie dann endlich die wilde, pathetische Szene aufgeführt und die That vollbracht hatte, als der eine große Moment, für den sie so lange gelebt, vorüber war, da mußte notwendigerweise die gewaltige Abspannung kommen und mit dieser alle die alten Zustände von Widersprüchen, Verwirrung und Wechsel, wodurch sie beinahe wieder zu der alten Alexandra geworden.

Auch das war alles ganz „psychologisch“; wenigstens konnte man es dafür halten.

Zuweilen traf Dedin, von einem Ausgang heimkehrend, Alexandra in seinem Arbeitszimmer, wo sie auf dem hochlehnigen Sphingstuhle thronte und aufmerksam zu den Gipsabgüssen hinüber sah. Namentlich war es das Relief eines

Medusenhauptes, für das sie eine Vorliebe gefaßt hatte, die Dedin ganz unheimlich dünkte. Sie bat ihn sogar, das Gipsbild in ihrem Zimmer aufstellen zu lassen. Aber, obgleich es das erstemal war, daß sie sich herbeiließ, um etwas zu bitten, schlug er ihr's ab. In ihrer eigentümlichen, unmittelbaren Weise sprach sie einmal mit ihm über das wunderbare Antlitz.

„Das ist sehr schön, denn das ist wahr. Mancher mag es so in seiner Brust tragen; man sieht es ihm nur nicht an. Was ist's für eine Frau?“

Dedin erzählte ihr den Mythos. In tiefes Sinnen verloren meinte Alexandra:

„Das Märchen glaub' ich: zu solchem Gesicht gehört solche Geschichte. Ihr Gesicht ist das Bild zu ihrer Geschichte. Und den Perseus hat sie geliebt; ich weiß es! Da läßt es sich begreifen, wie ihr Todeskampf so fürchterlich war, daß es den erstarrte, der es sah. Wie das aber so in der Welt zugeht, hat die arme Meduse alle, die sie ansahen, töten müssen, nur den einen nicht: nur den nicht, den sie geliebt und der sie gemordet hat. Denn der sieht sie nicht an! Der wird durch seine Mordthat gar zu einem Helden. Da er nun in der Liebe ein ebenso großer Mann ist, wie im Kopfabhauen, ein rechter Holofernes, (und schade ist's, daß Medusa nicht Judith gewesen!) so küßt er andere Frauen, denen er dann vielleicht das Antlitz der Toten entgegen hält: Weib, erstarre! Diese Meduse ist — —

„Was ist sie?“ forschte Dedin. „Sieh, es macht mich ganz glücklich, so deine innersten Gedanken zu hören.“

„Von meinen innersten Gedanken bekommst du kein Wort zu hören,“ erwiderte sie mit ihrer verschlossensten Miene.

„Du weißt nichts von der Antike,“ sagte Dedin einmal, als sie die Geschichte der Niobe wissen wollte. „Und bist doch selbst ein lebendiges Stück davon.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Ich meine, daß du nur dazustehen brauchst, um so wie du bist von einem Polyklet oder Lysippos in Marmor nachgebildet zu werden. In Gedanken forme ich dich immer ab.“

„Aber zu keiner Niobe, bitt' ich mir aus.“

„Nein, zur Meduse paßttest du besser.“

Sie sah ihn groß an; dann, langsam sich abwendend, deutete sie auf einen Kopf und meinte gleichgültig:

„Was ist das für ein Mann? Er gleicht dir.“

„Man nennt ihn Platon; es ist aber ein indischer Bacchus.“

„War Bacchus kein griechischer Gott und waren denn die griechischen Götter so traurig?“

„Liebes Kind, vielleicht waren sie es über ihre Unsterblichkeit.“

„Du sollst mich nicht Kind nennen! Wenn ich fünfzehn Jahre jünger wäre und blonde Haare, blaue Augen und eine weiche Seele hätte, dann paßte der Name leidlich für mich. Für dich würde es übrigens besser sein, du verließest mich ein zweitesmal und gingst fort, dir solch ein „Kind“ zu suchen. Du findest solcher Püppchen genug. Deine Mutter würdest du mit dem „Kinde“ glücklich machen und dich selbst auch. Du hast noch Zeit, es zu bedenken — bedenk's! Jetzt fällt mir ein: dieser Bacchus war der Gott des Weins und der

Lust. Dann wird er wohl so traurig aussehen, weil er weiß, daß Wein bald schaal wird und Lust sich bald in Leid verkehrt.“

Einmal fand Dedin sie vor seinen Büchern.

„Du schaust ja so ernsthaft drein, als ob du alles, was zwischen diesen Einbänden steht, gelesen hättest.“

„Das habe ich auch. Oder steht etwas anderes darin, als daß die Menschen manchmal glücklich sind und sehr oft, beinahe immer — sehr unglücklich?“

Dedin nahm seinen Faust, schlug ihn auf und las:

„Soll ich etwa in hundert Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen?“

„Da hörst du's,“ triumphierte Alexandra. „Der Mann kennt das Leben. Sage, wer hat das geschrieben?“

„Der Mann heißt Goethe,“ belehrte Dedin belustigt.

„So, das hat Goethe gesagt!“

„Hast du nicht Lust etwas von Goethe zu lesen? Den Faust z. B. —?“

Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen?“

recitierte Alexandra.

Dedin lachte laut auf.

„Das nenne ich Goethe abgetrumpft! Jetzt bin ich auf alles von dir gefaßt, nun ich mit eignen Ohren gehört habe, wie du sogar mit Faust fertig wirst. Ich bin überzeugt, dir würde selbst der Erdgeist nichts anhaben können.“

Alexandra, von Dedin's Lustigkeit beleidigt, schritt majestätisch davon.

Als Dedin sie später noch einmal aufforderte, etwas zu lesen, oder sich von ihm vorlesen zu lassen, schlug sie es ihm wieder rund ab:

„Ich will nichts von Büchern wissen! Die Menschen erleben weit Gewaltigeres, als sie schreiben können. So sind sie denn selber Geschichten; der eine mehr, der andere eine minder traurige. Der Schluß ist bei allen derselbe: Mit jedem Toten wird ein Buch begraben. Wer alles lesen würde, was in den Gräbern steht, der müßte darüber von Sinnen kommen, so viel des Jammers würde es sein. Wenn ich nun in meiner eigenen Seele so viele Wahrheiten habe, warum soll ich dann in Büchern die Unwahrheiten von Fremden lesen?“

„Du kennst dich wohl sehr genau?“

„Gewiß! Ich lese mich immer.“

Ähnliche Gespräche fanden oft zwischen den beiden statt. Alexandra war dann nie abweisend, aber auch nie zärtlich. Sie faßte niemals ihres Verlobten Hand, lehnte sich niemals an ihn, duldete niemals seine Umarmung. Sagte er ihr einmal ein leidenschaftliches Wort, so verließ sie ihn sofort. Als er ihr eines Tages ihre Weichheit seiner Mutter gegenüber dankte, brach sie auf das leidenschaftlichste aus.

„Ja, es ist erbärmlich! Ich verachte, ich hasse mich selbst! Lang ertrage ich's auch nicht mehr! Nun weiß ich's: droben auf den Bergen ist es doch schön, denn dort ist man frei! Der Adler hat's gut — er ist frei! Der Sturm ist glücklich und die Wolken und die Lüfte sind es, sie sind frei, frei, frei!

Wenn ich dich nicht mit Gewalt elend machen müßte, so wollte ich's auch sein: frei, frei, frei!"

Nach einigen Stunden traf Dedin sie hinter dem Tann, auf einer Alpentrift. Hier saß sie und versuchte aus den letzten blauen Herbstgenzianen mit ungeübten Händen einen ungesügigen Kranz zu winden. Sie hatte aber die Stiele viel zu kurz abgerissen und nun wollten die Blumen nicht halten. Es war ein mühsames Werk. Aber Dedin, der sie von einem Buschwerk aus beobachtete, sah wie sie keinen Augenblick die Geduld verlor. Endlich trat er hervor, ging zu ihr und fragte mit möglichster Gleichgültigkeit:

„Was machst du da?"

Sie, ohne aufzublicken:

„Das siehst du ja. Ich winde einen Kranz für die Mutter. Ich bin aber zu ungeschickt; es geht nicht.“

Sie erhob sich, warf den Kranz fort, schüttelte die Blumen aus dem Schoß und ging davon. Dedin nahm das halbfertige Gewinde auf und folgte ihr.

„Diesen Kranz bewahre ich mir und wenn ich je einmal mein Weib nicht verstehen sollte, so will ich mir diese welken Blüten ansehen.“

Alexandra antwortete nicht.



Zwölftes Kapitel.

Novembertage.

Als der traurigste Monat des Jahres, der November, diese Wonnezeit der Pessimisten, begann, sollte es sich noch deutlicher zeigen, daß der schöne Dreiklang keine unendliche Melodie war, vielmehr ein recht gewaltsames Zusammenklingen von Tönen, die gar nicht zu einander stimmten. Gerade, als sei die glanzersfüllte Herbstzeit die Ursache des Sonnenscheines in den Seelen gewesen, so verdunkelten sich nun auch diese. Die Welt schien hoffnungslos immer tiefer in Nebelgraus zu versinken. Ohne Unterlaß senkte es sich wolkig hernieder, Erde und Himmel umhüllend. Zerriß einmal an den Bergspitzen das schwere Gewölk, dann war es als ob der Winter in den Lüften schwebte.

Um Bergastyl standen die Tannen mit gespenstischen Nebelkappen bedeckt und auf dem grauen Geäst der Buchen hockten krächzende Raben, an deren nächtigem Gefieder sich der Nebel hing, daß sie Schwärmen von Edgar Poes Geistervögeln glichen. Wie Scharen mißfarbigen Gewürms krochen die entlaubten Weinranken die weißen Wände hinauf, das ganze kleine Haus umzügelnd und umstrickend.

In dieser trostlosen Zeit geschah es, daß die Vergangenheit sich zwischen die drei stellte und, sobald sie sich dem Leben zutwenden wollten, immer von neuem mit Geisterhänden in ihr Innres griff. Bei der Mutter kam zum Längstvergangenen als frischer, scharfer Stachel des Wehs noch das Jüngstgewesene hinzu: jene Woche auf der Gogen.

Von jeher war das „Gerede der Leute“ für die gute Mama eine Sache von allerhöchster Wichtigkeit gewesen. Was die Leute sagen, ja, was die Leute dachten — selbst diese heimlichsten Vorgänge in den Herzen ihrer lieben Nebenmenschen hatten der würdigen Dame Zeit ihres Lebens viel Sorge und Kopfzerbrechen gemacht. Nun sagten und dachten die Leute so wie so viel zu viel über ihren Sohn, hatten über Alexandra, schon als diese noch am Königssee war, viel zu viel gesagt und gewiß noch mehr gedacht — da konnte Mama mit ihrer lebhaften Einbildungskraft sich denn wunderschön vorstellen, welch ein Gerede und Gedenke das jetzt unter den Leuten gab! Jeder Tag wehte von dem Sturm, der draußen über Bergasyl tobte, einen scharfen Luftzug ins Haus. Und wenn die untere Region ihre alte Gnädige einesteils auch viel zu sehr liebte, anderenteils aber viel zu sehr fürchtete, so ließ sich's doch nicht vermeiden, daß nicht manch Stäublein von dem Schmutze in das stille Asyl kam und dort von Mamas fleißigen Händen, wenn sie auch noch so viel wischten und abstäubten, zu ihrem großen Jammer nicht wieder herausgeschafft werden konnte. Das alles war sehr schlimm, sehr schmerzlich! Und doch gab es noch Schlimmeres, noch Schmerzlicheres.

Wenn Mama sich jemals in hoffnungsfreudigen Augen-

blicken dem seligen Traum einer zukünftigen Schwiegertochter und einer Schar blühender Enkel hingegeben, so hatte dieser schöne Wahn sie stets mit den reizendsten Bildern und Gestalten umgaukelt. Eine junge, mädchenhafte Frau mit blonden, seidenweichen Haaren, sanften, sinnigen Augen und rosigen Wangen — so anmutig und liebenswürdig, sah sie's an der Seite ihres Sohnes, des ernstesten, vergrämten Mannes, dahin wandeln, diesem ein neues Dasein schaffend, was sie, die alte Mutter, trotz aller ihrer Liebe, nicht vermochte. Auch sonst war diese liebliche Erscheinung ganz so, wie Mama einst selber gewesen: eine brave, wackere, verständige Hausfrau, deren Puddings, Bratensaucen, Torten und Konfituren weit und breit berühmt, deren Speise- und Vorratskammern (den Waschschränk nicht zu vergessen!) die Bierden des Hauses waren! Ein munteres, frisches, herziges Weibchen, das zum Schaffnern und Gebieten des Gefindes recht wie geboren, dem auch noch der Strickstrumpf als ehrwürdig, hauptsächlich aber als überaus nützlich galt; das überall selbst mit Hand anlegte, nichts von Modejournalen, Kochbüchern und Romanen hielt, dafür aber neben ihrem Schiller und den „Perlen deutscher Poesie“ Bschoppes Andachten stehen hatte! Ein allerliebstes, kleines Frauchen, das, außer den Erfahrungen einer praktischen Hausfrau, auch ihre kleine, bescheidene Poesie für den Hausbedarf besaß, welche sich allein schon darin äußerte, wie der Tisch gedeckt (wenn es anging, stets mit frischen Blumen darauf!) und wie das rote Band um die schimmernden Tischgedecke gebunden wurde (der feinste Damast sogar mit rosa Seidenbändern!). Eine liebe Dichterin, die ihren Kindern selbst er-

fundene Märchen erzählte und ihrem teuren Gatten an seinem Geburtstage zu dem wunderschönen Sofaßissen auch ein wunderschönes, theils heiteres, theils rührsames Verklein überreichen konnte! Mit einem Wort: das Ideal einer deutschen Gattin, Mutter und Hausfrau war grade gut genug, das Weib ihres lieben Sohnes zu sein.

Solches waren Mamas Traum und Illusion gewesen und jetzt als Wirklichkeit: Alexandra!

Wieder kam eine Zeit, in welcher im engen Stübchen die Nächte verbracht wurden, ruhelos hin- und herwandelnd, mit ersticktem Seufzen, Stöhnen, Aechzen. Sollte Gott sie doch nicht gehört haben?

In Bergastyl war es Sitte, daß nach der letzten Mahlzeit musiziert wurde. An schönen Sommerabenden standen dann im Musikzimmer die Fenster weit geöffnet. Während Scharen lichter Wölkchen dem Sonnenuntergang zuzogen, schwebten über dem Thal bereits die Schatten der Nacht. Dämmerung füllte das Gemach. Nur auf dem großen Wandgemälde der Aurora zitterte über der Stirn des Phöbus-Appollo noch ein letzter, blasser Schein. Die Greisin saß im Lehnstuhl am Fenster, sah hinaus in die in Dunkel und Ruhe sinkende Welt und lauschte dem Spiele ihres Sohnes: Beethoven!

Am glücklichsten war sie jedoch, wenn Dedin sie bat, mit ihm vierhändig zu spielen, ein altes, altes Opernstück aus ihrer Jugendzeit, von dem kein Mensch mehr wußte. Nach einigem bescheidenen Sträuben und vielen zaghaften Einwendungen ließ Mama sich endlich ans Klavier führen. Seit Alexandra im

Hause war, hatten diese kleinen Konzertstunden aufgehört, als ob sie niemals gewesen wären.

Aber auch Dedins schönem Spiel gegenüber, blieb Alexandra vollkommen kalt: sie habe kein Ohr für Musik! Rücksichtslos verließ sie gewöhnlich das Zimmer, sobald Dedin sich an das Klavier setzte, eine der größten Kränkungen, die sie seiner Mutter zufügen konnte.

Wie sehr war diese daher verwundert und erfreut gewesen, als Alexandra eines Morgens — es war noch in jenen sonnigen Herbsttagen! zu ihr kam und, zwischen Troß und Demut schwankend, sie fragte: ob es für sie denn ganz und gar unmöglich sein würde, Klavierspielen zu lernen? Mama war denn auch sehr gerührt und erklärte sich bereit, Alexandra selbst unterrichten zu wollen. Nun war es ein seltsames Bild, die beiden Frauen am Instrument sitzen zu sehen: eine solche Lehrerin und eine solche Schülerin! Aber ach! Alexandras Musizieren war das Seitenstück zu ihrem Kranzwinden. So unbeholfen, schwerfällig und mühselig, wie sie versucht hatte, die einzelnen Blumen aneinander zu reihen, so that sie das mit den Tönen und wie es mit den Blumen herzlich schlecht gegangen war, so ging es hier um nichts besser. Aber die greise Lehrerin hatte nicht allein Geduld. Da saß Alexandra, die Lippen aufeinander gepreßt, die Stirne in tiefe Falten gezogen, mit einem Ernst, als gälte es der schwersten und wichtigsten Beschäftigung von der Welt. Mama zählte mit der ganzen Kraft ihrer Lunge: eins, zwei, drei! eins, zwei, drei! eine sehr überflüssige Maßregel, denn sie übte auf Alexandras Takthalten nicht den mindesten Einfluß aus. Gings

jetzt bei einer besonders schweren Stelle langsam wie der Trab eines müden Karrengauls, so ward in der nächsten Minute förmlich dahingeraft. Mama schüttelte in stiller Verzweiflung ihr würdiges Haupt:

„Daß man bei: eins, zwei, drei! nicht, eins, zwei, drei! spielen kann, ist mir unbegreiflich.“

Alexandra sah schuldbvoll aus und versuchte es noch einmal und noch einmal. Beim drittenmale hüftelte Mama leicht, was einen Seufzer verstecken sollte, sagte aber im Tone möglicher Ueberzeugung:

„Das letztemal ging es entschieden weit besser!“

Alexandra strahlte vor Stolz.

Das alles war jedoch nichts gegen die Tonleitern und Fingerübungen. Abgesehen davon, daß Alexandra nie und nimmer die Notwendigkeit dieses Mittels zum Zweck: eine große Virtuosa zu werden, einsehen wollte und auf jede harmlose Passage in erhabenem Zorn das Anathema schleuderte, so wären derartige Schwierigkeiten schließlich noch überwindbar gewesen, hätte es überhaupt eine Möglichkeit gegeben, ihr die *his* und *ais* unterscheidlich und die Verschiedenheit von *e* *dur* und *es* *dur* begreiflich zu machen. Wenn dann endlich der Sturm, der schon lange in der schwülen Luft gelegen, auszubrechen drohte, so saß Alexandra mit dem Antlitz der Meduse regungslos da, um nach einer beklommenen Pause tief aufatmend, mit grollender Stimme zu sagen:

„Daß es uns für heute aufgeben.“

Häufig lief es indessen nicht so gut ab. Da sie womöglich gleich Beethoven vom Blatt spielen wollte und Mamas ehr=

würdiges Opernstück mit unendlicher Ironie behandelte, so ging es häufig einfach eben gar nicht, was sie dann veranlaßte, sofort das Zimmer zu verlassen. Sie that es mit Haltung und Miene einer tödlich beleidigten Majestät. Doch bereits nach einer halben Stunde konnte Mama, die sich unten bei Burgel durch das Backen einer Mandeltorte langsam von ihrem Schreck erholte, vernehmen, wie Alexandra irgend eine jener bedenklichen Stellen unermüdlich abklimperte und abklimperte, was der guten Mutter so das Herz bewegte, daß sie unaufhörlich seufzen und seufzen mußte.

Zu diesen schönen Rührungen war in der trüben Novemberzeit keine Gelegenheit. Dedin mochte abwesend sein, so viel er wollte, Alexandras Hände berührten die Tasten nicht mehr. Wurde abends musiziert, so ging sie in ihrer ehemaligen Weise fort, hinauf in ihren Salon, der gerade über dem Musikzimmer lag; und war sie in Laune, eines ihrer wilden, polnischen Lieder zu singen, so sang sie.

Ein äußeres, kleines Zeichen von der Verfassung, in der sich diese wirre Seele befand, war, daß Alexandra ihr Haar wieder ganz in ihrer alten, wilden Art trug.

Dieser Zustand hatte einige Wochen gedauert, als die Mutter, die es nicht länger ertrug, ihren Sohn so leiden zu sehen, sich vornahm, mit Alexandra zu reden. Also begab sie sich eines Morgens zu ihr hinauf.

„Liebe Tochter,“ begann die ehrwürdige Greisin. „Ich komme, dich zu fragen, warum du in dieses Haus, das ein Haus des Friedens sein soll, den Unfrieden bringst! Wenn du das Unrecht, das dir geschehen, dadurch vergelten willst, daß

du meinen Sohn elend machst, seine Mutter aber in das Grab bringst, so laß dir von einer alten Frau gesagt sein, wie traurig und zugleich verbrecherisch dein Irrthum ist. Glaube aber nicht, daß ich mir so ohne weiteres den Sohn von dir zerstören lassen werde! Du mußt nicht wissen, was Mutterliebe ist. Ich habe um diesen Sohn gelitten, wie nicht viele Mütter um ihre Söhne leiden. Meine Haare sind darüber weiß geworden und meine Augen halb blind. Das weiß mein Sohn auch. Denke also nicht, daß er um deinetwillen seine Mutter in Gram und Verlassenheit sterben lassen wird. Was du auch thun magst, um ihn noch unglücklicher zu machen, mit meiner Mutterliebe werde ich ihn vor dir schützen und, wenn es sein muß, mit dir um ihn kämpfen.“

Das war mit einer solchen Majestät der Mutter gesprochen, daß Alexandra mit ihrer eigenen Hoheit nur stumm dastehen konnte. Die Mutter fuhr fort:

„Hier lebst du in der Gegenwart dieses Christusbildes, (es sah grade auf Alexandra herab) und die milden Augen haben dir noch immer nicht den Blick der Liebe in dein Herz strahlen können. Tochter, Tochter, du mußt sehr unglücklich sein! Von deinem Christenglauben weiß ich nichts, aber das Evangelium ward von dir noch nicht vernommen. Blicke zum Heiland empor und siehe, daß du es aus seinen Augen empfängst. Sage: kannst du die schrecklichen Worte von damals unter dem Blick dieser Gottesaugen noch einmal aussprechen? Kannst du hassen, rächen und vergelten wollen, wo dich in diesem Hause die Liebe umgiebt?! Ich bin seine Mutter, aber ich sage dir: hat mir mein Sohn bitteren Schmerz zugefügt,

daß er dich verlassen konnte, so muß ich ihn jetzt hoch achten, wie er dich täglich von neuem an sein Herz nehmen möchte, und tief bedauern muß ich ihn, wie er täglich immer wieder seine Arme ausstreckt, ohne je etwas zu fassen. Wie muß es in deiner Brust aussehen, daß du noch nicht längst erkannt und begriffen hast, wie schwer mein Sohn schon gebüßt hat! Als du in dieses unselige Haus kamst, sagte ich dir: ich werde meinem Sohn helfen zu sühnen. Das habe ich gethan, das werde ich thun! Ich habe dich lieb gewonnen. Nicht, weil du meines Sohnes Weib werden sollst, sondern um deiner selbst willen. Ich habe dir gegeben, was so viele Jahre nur mir gehört hat. Täglich erlebe ich, wie es Dedin von mir fortzieht. Laß mich nur einmal erkennen, daß solcher Liebe auch Liebe wird und ich will von meinem Leid nichts gesagt haben, (obgleich das sehr groß ist) und dir will ich danken und dich will ich segnen, wo ich dich sonst verwünschen und verfluchen muß.“

Sie war ganz die Mutter ihres Sohnes, als sie so sprach und etwas von Alexandras Empfindung gegen Dedin, mochte sich in ihrer Brust wider seine Mutter regen, als sie erwiderte:

„Was nennst du gesühnt haben? Etwa diese zwei Monate Freundlichkeit? Meint ihr, damit zehn Jahre vergessen machen zu können? Ihr wißt freilich nicht, was in diesen zehn Jahren geschehen ist, was ich in diesen zehn Jahren gelitten habe, wißt nicht, was ihr zu sühnen habt! Aber das sage ich euch: Zwanzig Jahre eurer Liebe gehören dazu, mich die zehn Jahre meines Glends vergessen zu machen — wenn es für alle Dinge ein Vergessen gäbe! Wenn du mir entgegnest, daß es unrecht, Verbrechen, Wahnsinn sei, deinen Sohn für alles das verant-

wortlich zu machen, so antworte ich dir: die Folgen einer einzigen That lassen sich nicht ausdenken und wer die That beging, hat auch die Folgen zu tragen. So ist's mit Dedin und mit mir. Oder hältst du etwa seine Leidenschaft für ein Verdienst? Bewunderst du ihn etwa deswegen, daß er in mich verliebt ist? Wie dein Sohn jetzt denkt, ist ganz nach Männerart gedacht: Er hat begehrt, besessen und fortgeworfen; plötzlich fällt ihm ein, wieder aufzunehmen, wieder zu begehren, wieder zu besitzen und da soll denn alles niemals geschehen und gewesen sein. Er will von neuem sein Eigenthum haben und wundert sich — nein: er ist empört, daß die Seele nicht gleich wieder zu einem Ding für ihn wird und klagt diese an, wenn sie diesmal ein Geschöpf für sich selbst bleiben will. Ueberdies scheinst du gar nicht zu wissen, daß ich deinem Sohn mehr als einmal abgeraten, ihn gewarnt habe, von neuem um mich zu werben. Ich bin in dieses Haus gekommen, auf sein inständiges Flehen hin und werde vielleicht sein Haus verlassen, ohne daß es einer Bitte bedarf. Denn wenn ich sühnen, rächen und vergelten wollte, so könnte ich das jetzt. Ich brauchte ihn jetzt nur zu verlassen, wie er einst mich verlassen hat und ich wäre gerächt, ich hätte vergolten! Das weißt du alles so gut, wie ich; besser, denn du bist seine Mutter. Und Dedin weiß es auch. Glaube mir: oft genug stehe ich hier und schaue zu dem Antlitz dort droben empor und warte darauf, daß ein Strahl seines Auges in mein Herz falle und sehne mich darnach. Wie aber kann ich Christus in mir tragen, da ich es in mir fühle, wie das grause Bild, das drunten im Zimmer deines Sohnes steht. Geh hinunter und

sieh es dir an: solch Medusenhaupt macht selbst ein Christus-
gesicht erstarren.“

Sie stand, beide Hände gegen die Brust gedrückt, und
sah zu dem Heilandsbild an der Decke empor; nein, das hatte
für diese Seele keinen Blick!



Dreizehntes Kapitel.

Winter!

Als die Bewohner Bergshtls eines Morgens erwachten, waren sie von der Welt durch Schneemassen abgeschlossen. Wohin das Auge sah — alles weiß und der Himmel in bleifarbenem Grau schwer darauf niederdrückend. Ununterbrochen rieselte es lautlos, lautlos nieder. Durch den unaufhörlich herabsinkenden, flockigen Schleier hindurch war selbst von dem Tann nichts mehr zu sehen. Am Nachmittag blieb der Berchtesgadener Bote aus: weder von Salzburg noch von Reichenhall waren die Posten angekommen. Die Empfindung gänzlichen Abgeschiedenseins bemächtigte sich der Menschen im Berghaus.

Alexandra durchirrte die Zimmer.

„Ich bin in einem Kerker, ich bin eine Gefangene! Ich halte es nicht aus; laßt mich hinaus, laßt mich hinaus!“

Sie war von einer wunderlichen Angst gefaßt und die Phantasie der Gefangenschaft kehrte immer wieder.

„Du gewöhnst dich daran,“ tröstete Mama, „und wirst es einmal noch wunderschön finden. Was für mich der Winter in den Bergen ist, das kann ich dir gar nicht sagen. Mir ist ganz feierlich zu Mut, wie in einer Kirche vor dem Gottes-

dienst. Laß es nur zu schneien aufhören und die Sonne hervorbrechen; dann sollst du Wunder erleben.“

„Wenn ich einmal weiße Haare habe — hoffentlich begräbt man mich mit meinen roten! dann werde ich vielleicht auch so reden. Aber den leidenschaftigen Tod schön finden, außer meinem eigenen, das kann ich nicht! Ich bin leider noch immer jung. In meinen Adern fließt noch immer warmes Blut und mein Herz schlägt immer noch. Das Einschneien ist ja, als ob man einen lebendig begrübe. Lautlos fallen die Schollen herab, immer höher und höher; wir können uns niemals durchwühlen. Ich will nicht hier bei euch gefangen sein; denn wie fürchterlich das ist“ — —

„Weißt du nicht,“ schloß lächelnd die Mutter. „Meine liebe Tochter, solche winterliche Zeit in der Einsamkeit ist wie Gotteswort: sie weist den Menschen auf sich selbst an! Wer es ehrlich mit sich meint, der kann jetzt in aller Stille ganz heimlich, heimlich tief in sich hineinschauen und wieder einmal Ordnung in sich schaffen: Versuch's! Du wirst sehen, wie gut dir's thut. Dann will ich dir noch etwas Freundliches von diesem unfreundlichen Winter verraten! Wie die Menschen am warmen Ofen zusammenrücken, so thun das in solcher kalten, stillen Zeit auch die Gemüther.“

Seit jener Unterredung zwischen den beiden war es doch um vieles besser geworden und wenn die Mutter jetzt mit ihrem Sohn sprach, so konnte sie mit festerer Zuversicht als jemals sagen:

„Laß nur! Sie hatte sich in den trüben Tagen verloren, sie findet sich wieder zurecht. Das mußte bei ihr so kommen;

eben so, wie es jetzt schneien und kalt werden mußte. Im tiefsten Herzensgrund ist sie doch gut. Der Himmel mag wissen, was für traurige und schreckliche Dinge sie uns so entstellt haben. Sie hat eben viel gelitten; daran wollen wir immer denken.“

Und das Wunder vollzog sich: der scheinbar ewigen Trübe entstieg strahlend der Tag! Sogar Alexandra mußte staunen. Dem leuchtenden Himmel hoben sich die weißen Alpenketten entgegen, ihre Schluchten mit tief blauen Schatten gefüllt, ihre Gipfel im Sonnenschein blinkend, als flute ein Strom von Licht über sie hin. Im Thal lagerte der kalte Schimmer so hoch, daß er Hecken und Bäume bedeckte, sich bei den Häusern zu Mauern aufwarf und den Dächern eine mächtige, glitzernde Haube aufsetzte. Der Park und alle Laubwaldungen, so weit man blicken konnte, standen da in wahrer Wunderpracht, das kahle Geäst ganz mit Glanz überrieselt. Von den Felsen, den Dächern, den Brunnen hingen lange Eisthränen nieder, welche, ehe die Sonne sie auflöste, in allen Farben des Regenbogens erglänzten. Ueberall blühten phantastische Blumen auf, ganze Gärten von Knospen, Kelchen und Sternen. Doch das Wundersamste war der Tann. Dieser Düstere erzählte der Welt das leuchtendste Wintermärchen. Tief bogen sich die Zweige unter ihren funkelnden Lasten nieder. Nur die Gipfel ließen sich nicht beugen, sondern standen starr und stolz. Durch die Stämme sah man in einen Wald schwarzer Riesensäulen hinein, welche kristallene Wölbungen zu tragen schienen, darunter sich ein wildes Gewirr von Eiskaltären, Kreuzen und gespenstischen Bildsäulen aufstürmte, zuweilen von einem schneefreien Ast und einem Stück Moosgrund durchdunkelt.

Und rings, welche Lautlosigkeit! Nur unter der Eisdecke der Quellen und Brunnen schluchzte es zuweilen auf, wie in tiefer Sehnsucht nach Frühlingssonne und Wiesen grün. Mit heiserem Geträcz durchkreifte ein Rabe die lichte Weite: ein kohlschwarzer Punkt in der strahlenden Landschaft. Im Walde ward dann und wann ein beängstigendes Knarren und Knattern hörbar; darauf ein schwerer, dumpfer Fall, dessen Donner in den Schneemassen erstickte. Aber wie in Furcht und Entsetzen über den Tod eines der Ihren bebten ringsum die anderen Bäume. Sie erschauerten bis hinauf in ihre Gipfel und ließen darauf einen Fall von Schimmer und Glanz niederstäuben. Das rieselte dann herab — auch lautlos! lautlos!

In den Wäldern beginnt die Winterarbeit. Was seit dem Frühling auf den Bergen niedergeholt, wird auf Schlitten zu Thal geführt. Ist kein schneereicher Winter, so ist das für viele ein Unglück. Nur die kräftigsten und kühnsten Burschen unternehmen das gefahrvolle Werk. Wahre Wälle von Fichtenscheiten werden den gewichtigen Rufen aufgetürmt und rings mit Seilen umwunden. Steil führt es hinab; oft mit kurzen Wendungen, jähe Senkungen hinunter, oft an Abgründen entlang. Die Geländer sind unter den Schneemassen zusammengebrochen und vom Sturm in die Tiefe geschleudert worden, der Weg ins Grab ist frei! Zwischen den „Hörnern“ steht nun der Bursche und lenkt das Ungetüm. Bei Frost ist die Bahn spiegelglatt; dann giebt's kein Aufhalten mehr. Ist der Weg ohne gar zu gefahrvolle Biegungen, so kann keine Fahrt der Welt sich an saufender Eile und wilder Luft mit dieser vergleichen. Der Bursche hat sich vorne niedergekauert. Fest

halten beide Fäuste das gebogene Holz, keinen Blick darf er vom Wege wenden; die geringste Fahrlässigkeit bringt Todesgefahr. Es kann geschehen, daß er mit einem Fauchzer in einen Abgrund hinabstürzt. Oder er stürzt und die Holzmasse schießt über seinen Leib und sein Leben die Steile hinunter.

Im nächsten Jahr wird dann eine Martertafel errichtet, mit einem recht schön bunten, kindlichen Bildchen und rührsamem, naiv-frommen Sprüchlein geziert. Es ist gewiß nicht das einzige am Wege. Immer sieht man verwelkte Blumen darum.

Auch die Jäger haben schwierige Zeiten. Alle Pfade sind tief verschneit. Auf Schneeschuhen müssen sie dem Wild und den Wilderern auflauern. Dann kann es kommen, daß sommers ein schwarzes Kreuz gesetzt werden muß, weil auf dem wilden Platz Blut geflossen ist.

Friedlicher geht es in den Häusern zu. Jeder Bauer und Knecht ist zum Schnitzer geworden, als hätte er sein Lebtag nichts anderes getrieben, als Schachtelmachen, Pfeisendrehen und Hirsche und Gemsen aus Holz schneiden. Die rauhe Hand, die sommers das Feld bestellt, wird winters zu der Hand eines Künstlers, dessen Werke in der That oft kleine Kunstwerke sind. Bescheidener ist die Arbeit in den Häusern, wo „Nürnberger Spielzeug“ fabriziert wird, die kümmerlichen Geschenke, welche das Weib des Armen ihren Kindern vom Weihnachtsmarkt nach Hause bringt. Hier sitzt vom Morgen grauen an die ganze Familie in der höllenheißen Stube beisammen: Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd. Selbst die Kinder müssen helfen. Der Bauer schneidet die Leisten und Brettchen, der Knecht leimt sie zusammen, die Magd streicht

sie an: recht grell rot, gelb, himmelblau und grasgrün. Die Bäuerin malt eine wunderschöne Blume darauf und die Jungen thun es, so gut sie können, den Alten nach. Es ist billige Ware. Das Duzend „Grünhäusel“ bei guten Zeiten zehn Kreuzer, das Hundert kleiner Wagen mit den Pferden davor und dem Kutscher darauf, keine zehn Gulden. Aber wenn das Spielzeug in der Stube aufgeschichtet liegt, daß es fast bis zur Decke hinaufreicht und der Bauer im Frühjahr damit nach Berchtesgaden oder Reichenhall zum Verkäufer fährt, dann reicht es doch zu einem neuen Gewand.

Tagaus, tagein, von sechs Uhr morgens an, bis in die Dunkelheit hinein, saß der alte Gröhl in seiner Werkstatt an seiner Drechslerbank und that, was er schon als junger Bursch den ganzen Winter über gethan hatte: drechselte seine Pfeifen. Sie lagen zu Haufen um ihn und in allen Kammern herum. Kein Verstand konnte jemals begreifen, wo alle die Kinder waren, welche alle die Pfeifen an die rosigen Lippen setzen sollten, um daraus zwei- oder dreimal einige quiekende klägliche Töne hervorzustoßen; nach welcher Klangäußerung jedes Pfeiflein seine Schuldigkeit gethan und für ewig verstummte. Obgleich der Mann es „gar nicht nötig“ hatte; ihm tausend Pfeifen grade bare zwölf Gulden einbrachten, ihm winters das Del zu seiner Arbeit mehr kostete, als diese ihm einbrachte — er konnte es doch nicht lassen! Ueberdies war es eine lustige Hantierung und simulieren ließ sich auch allerhand dabei. Das ging nun aus dem engen Thal in die weite Welt hinaus, sogar über das große Wasser, bis nach Amerika hinüber. Wie mochte es dort sein und ausschauen?

Was für Felder und Wälder, was für Städte und Bauernhöfe? Ob es drüben auch hohe Berge gab und Almen? Aber die Kinder drüben würden eben auch Kinder sein. War's auch nur ein armselig Pfeiflein mit drei Tönen, so machte doch jedes der kleinen Dinger solch einem jungen Geschöpf dreimal eine helle Freude und mancher Mutter wohl auch. Wie viele Tausende solcher kleinen Freuden hatte der alte Mann in seinem langen Leben schon gemacht! Er dachte gern daran, wobei ihm dann ganz wohl ums Herz ward und jedes Pfeiflein ihm als eine That erschien, die seiner Seele eben so viel Nutzen bringen mochte, als ob er an seinem Rosenkranz eine Perle abgetet hätte. Wie viele Tausende solcher frommen Gebete hatte er dann schon gethan!

Diesen Winter bekam der Gröhl bei seiner einsamen Arbeit oft einen Gast — Alexandra! In der ersten Zeit hatte sie ihm gegenüber gesessen und ihm still zugeschaut. Bei manchem Besuche wurden oft keine anderen Worte zwischen den beiden gewechselt, als: Grüß Gott! und Behüt Gott! Einmal wollte sie versuchen, ob die Arbeit schwer sei. Jedenfalls war sie leichter, als Kränze winden und Klavierspielen. Sie gefiel ihr denn auch außerordentlich und von da an kam sie alle Nachmittag zum Alten hinunter. Der horchte schon eine Stunde vorher, ob sie komme und erkannte ihren Schritt auf der Landstraße. Sie kam nicht eher ins Haus, als bis sie sich durch das Fenster versichert, ob ihr alter Freund auch da sei. Wenn dann ihr blaßes Gesicht mit dem roten Haar hinter den trüben, in Blei gefaßten Scheiben auftauchte, so dächte sie dem Alten jedesmal von neuem so wunderbar fremdartig, daß

er bei ihrem Anblick ordentlich erschrak. Trat sie dann aber ein (wobei sie sich unter der Thür tief bücken mußte) und stand sie dann vor ihm, ihn mit ihren ernsthaften, traurigen Augen still anschauend, so kam sie ihm jedesmal von neuem so bekannt und lieb vor, als habe er sie als Kind auf den Knien geschaukelt. So eigentümlich war es ihm sein Lebtag mit keinem Menschen gegangen! Sein Lebtag hatte er auch über keinen Menschen soviel nachdenken müssen, als über diese wildfremde Person.

Alexandra setzte sich und die gemeinsame Arbeit begann. Eine Stunde mochte vergehen, bis einer das erste Wort sprach. Einmal sagte Alexandra:

„Da macht Ihr nun Euer ganzes Lebenlang für fremde Kinder Spielzeug. Habt Ihr dabei nie daran gedacht, wie still es in Eurem Hause ist? Es hätte Euch doch gewiß gefreut, wenn Eure eigenen Kinder Eure Pfeifchen geblasen hätten? Wie ist es eigentlich gekommen, daß Ihr kein Weib genommen habt?“

Auf diese Frage gab der Alte eine Antwort, welche die größte Rede war, die er jemals in seinem Leben gehalten hatte. Er erzählte Alexandra eine ganze Geschichte und hat es nachher niemals begriffen, wie er dazu gekommen ist. Er begann:

„Wie kommt so etwas auf der Welt? Ich bin ein frischer, froher Bursch gewesen und hab' die Weiberleut' wohl leiden mögen und sie haben auch nichts gegen mich gehabt. Das waren gute Zeiten! Fünf Sommer lang bin ich am Funtensee meines Vaters Senn gewesen. Nun, und wo Sennen sind, da sind bei uns zu Land auch Sennerinnen. Jetzt freilich ist das anders geworden; jetzt hält's ein junger Bursch

für eine Schand, Senn zu sein, meint, daß die Almwirtschaft Weiberfack sei und wird lieber Holzknecht, Schnitzer oder Bergknapp. Jetzt giebt's bei uns nur noch Hüterbuben. Die Zeiten sind eben nicht mehr die alten Zeiten — ich kenn' mich schon lang nicht mehr aus damit. Also zu meiner Zeit, da war ich Senn auf dem Funtenseetauern und auf dem ganzen Gebirg gab's keinen lustigeren Burschen, als den Gröhlbuben. Das wußte im Thal jedes Kind und jedes Kind im Thal wußte, daß die Annamirl auf dem ganzen Gebirg die lustigste Sennerin sei, die lustigste und die bravste; ja und die sauberste! Eine schlimme Sach' ist's nur gewesen, daß die Annamirl keine Bauerstöchter war, sondern meines Vaters Magd; und ich ein Bauerssohn, aber meines Vaters Knecht. Bei mir hätt's nichts ausgemacht. Ich hätt' die Annamirl zum Weib und zur Bäuerin genommen und wär' vor lauter Freud' über dem ewigen Schnee hinweg auf den Hochkaiser gestiegen und hätt' hinausgejauchzt in die Welt. Aber mein Vater war ein gar gestrenger Mann und außerdem war die Annamirl keine Königsfeerin, sondern aus dem Oesterreichischen, aus der Gegend da vom Mondsee her. Dabei kann der Mensch nichts machen und ich bin halt nicht lang der lustigste Senn auf den bayrischen Bergen geblieben. Die Annamirl ging wieder in ihre Heimat zurück — ein armer Knecht hat sie dann gefreit. Ja, so geht's auf der Welt.

Als ich vierzig Jahr alt war, ist mein Vater gestorben. Da war ich denn Bauer, hatt' einen schönen Hof und hätt' mir jede Stund' eine Bäuerin ins Haus holen können. Aber das Heiraten hat mich nimmer gefreut. Die Resi ist als Dirn

zu mir gezogen und hat brav gehaut; aber mit einer Bäuerin wär's doch wohl anders gewesen. Es hat halt nicht sein sollen.

Eines Abends klopf'ts an der Thür und wie ich ruf', kommt leibhaftig die Annamirl herein, daß mir der Schrecken ganz in die Glieder gefahren ist, obgleich ich sie zuerst gar nicht erkannt hab. Herrgott! Was war aus dem Madel für ein verzagtes, armes, altes Weiblein geworden. So hat mich meiner Tag keine Menschenfeel' gedauert, wie an dem gesegneten Abend die Annamirl. An der Hand hat sie einen kleinen Buben gehabt, einen Prachtferl mit braunen Augen, wie seine Mutter, und einem Krauskopf, daß es eine Freud' war, das Jüngelchen anzusehen. Ich dacht' mir nichts anderes, als daß ihr Mann gestorben sei; aber zum Trösten hätt' ich kein Wort über die Lippen gebracht — verzeih mir der Himmel die Sünd'! Und sah doch die Annamirl zum Erbarmen elendiglich aus. Wär' ich ihr auf der Straße begegnet, ich hätt' sie wahrhaftig an mir vorübergehen lassen. Ja, so geht's auf der Welt!

Ihr Mann war aber nicht tot, nur seit drei Jahren bettlägerig und sie hatten das ganze Haus voller Kinder. Hätte der Himmel dem armen, siechen Mann nur die ewige Ruh vergönnt; für sein Weib und seine Kinder wär' schon Sorge getragen worden! Aber dabei ließ sich nichts machen.

Der Bub', den die Annamirl an der Hand hatte, war ihr Jüngster. Sie war mit ihm vom Mondsee herübergewandert, über die Berg', drei Tag' lang. Der Bub' sollte bei mir bleiben. Gott mög' ihr's auf ihrem Totenbette vergolten haben; denn jetzt wird sie wohl schon hinüber sein. Ich weiß nichts davon. Es war grad', als ob sie gewußt hätt', daß

ich unverfreit geblieben und es im Haus gar so arg still sei. Das ward jetzt anders: ich hatte der Annamirl ihren Buben im Haus!

Sie wollte nur die Nacht über dableiben und kaum ein paar Löffel Milch hat sie annehmen wollen. Als ob ihr nicht der ganze Bauernhof gehört hätt'! Sie saß mir gegenüber auf der Bank, ihren Buben auf dem Schoß und Gott weiß, warum wir zwei uns immer ansehen mußten. Aber von der Funtenseealm und den alten Zeiten und wie lustig wir einmal gewesen, davon hat keines ein Wort gesprochen und hat doch gewiß jedes daran gedacht. Das sind so Sachen, darin kennt niemand sich aus.

Die Kesi ist den ganzen Abend über suchswild gewesen; der Himmel mag wissen, warum. Die Weiberleut' sind halt so.

Nur über den Buben haben wir geredet und daß ihr Mann wohl nimmer wieder gesund werden könnt, aber noch lang leben. Sie hatten auch viel Unglück mit dem Vieh gehabt. Drüben im Oesterreichischen muß keine gute Art sein. Ich hätt' ihr gerne die braune Amrei mit hinübergegeben, deren Mutter auf der Funtenseealm bei der Annamirl ein Kalbel gewesen. Doch, das wär' wohl nicht angegangen.

Sie legte sich mit dem Buben schlafen; ich blieb die ganze Nacht auf der Ofenbank hocken und verschlief mich. Als ich aufwachte war die Annamirl längst fort. In der Kammer schrie das Büblein nach seiner Mutter. Ich hätt' gleich mit-schreien können, so jammerte mich das kleine, verlassene Wesen. So geht's auf der Welt.

Die Kesi war auf dem Feld beim Gras; da holt' ich denn ein Pfeislein und richtig — als das Büblein das Pfeislein

in den Mund steckte, hörte es gleich auf zu weinen, bliesz und lachte und ich lachte auch, so hat's mich gefreut, daß der kleine Bursch wieder vergnügt war.

Du kannst das Pfeislein selbst sehen; ich hab's mir aufgehoben.

Dann war's nicht länger still in dem öden Haus. Das Kind war bei mir, als ob es mein eigenes Kind gewesen. Damit es seine Mutter nicht vergessen sollt', hab' ich ihm immer von der Annamirl erzählt. Wo du jetzt sitztest, hat der Bub oft gegessen. Ich hatte ihm kleine Werkzeuge gemacht und er half mir beim Pfeisendrehen, wie du mir jetzt hilfst. Er hatte zu allem Geschick! Als er acht Jahr war, hantierte er schon tüchtig im Feld und Wald und mit jedem Jahr ward er größer und stärker und saubrer; und mit jedem Jahr seiner Mutter mehr ähnlich. In Unterstein ist er in die Schul' gegangen und lesen hat er können, wie der Schulmeister selber, auch wunderschön schreiben. Du kannst mir's glauben und selbst sehen: ich hab' seine Bücher und Hefte heut' noch. Als er dreizehn Jahr war, ist er Hüterbub' auf der Funtenseealm geworden und war grad so lustig und so keck, wie ich selber in meiner Jugend gewesen. Alle Sonntag hat er den Hut voll Edelweiß gehabt und keiner hat es ihm im Klettern nachgethan und gejauchzt hat er, daß das Gebirg selber seine Lust daran hat haben müssen. Seit seinem achtzehnten Jahr konnte ich ihn schon als Senn oben einstellen und gewiß ist die sauberste Sennerin sein heimlicher Schatz gewesen. Hätt' er einmal eine Magd zur Bäuerin machen wollen — meinethwegen hätt' er's gekonnt und wenn sie aus dem Böhmischem gewesen wär!

Da bekamen die Oesterreicher Krieg mit Italien und vom Mondsee schrieb das Gericht oder sonst wer. Da half denn nichts. Obgleich mir der Schulmeister nachher gesagt hat: wenn ich ihn in Berchtesgaden auf dem Gericht hätt' als meinen Sohn einschreiben lassen, so hätten sie in Oesterreich nichts thun können. Wer weiß, ob's wahr ist. Er ist fortgegangen in den Krieg und — nun ja, und ist nicht wiedergekommen. Dabei kann der Mensch nichts machen. So geht's auf der Welt!"

Längst hatte der Alte aufgehört zu dreheln, längst waren ihm unter den Brillengläsern die hellen Thränen die Wangen hinabgelaufen. Er wischte sie nicht ab; mochte es selbst nicht wissen und erst an seiner zitternden Stimme hören, daß er war, wie ein alter Berchtesgadener Bauer nicht sein durfte.

Er endete seine Geschichte:

„Und jetzt mach' ich meine Pfeifen, wie in alten Zeiten, und jetzt ist's still im Haus, wie in alten Zeiten, und oft muß ich denken, daß es hätte anders sein können und daß ich jetzt für seine Kinder Pfeifen machen könnt'. Das müßten prächtige Burschen und Dirnen geworden sein! Es kann ein rechtes Leiden auf der Welt geben. Du weißt das auch, das sieht man dir an. Ich muß frisches Holz holen. Daraus kann ich ja für deine Kinder Pfeifen dreheln!"

Er kam bald wieder zurück, aber Alexandra war nicht mehr da. Dem Alten wollte das Dreheln heute gar nicht recht flecken. Er ließ die Arbeit liegen und stieg in seinen Tannenwald hinauf. Darin war es, als ob die Bäume Gottesdienst hielten.

Der sonnigen Tage waren viele. Durch den frommen Eifer des Landvolks, das fast täglich, selbst von den höchsten Höfen und Höhen, zur Kirche nach Berchtesgaden ging, war auf allen Wegen und Stegen die prächtigste Bahn. Die Verlobten unternahmen lange Wanderungen, durch die Schönau und Ramsau bis nach dem traumhaften Hintersee. Auch in die Gern stiegen sie und nach dem Forsthaus von Vordersee hinauf. Während Alexandra ihre „Freiheit fühlte“, wie sie sich ausdrückte, erzählte Dedin ihr von Italien, welches Land der Wunder sie bald zusammen sehen sollten. Je winterlicher und nordischer es um sie her war, mit desto glühenderen Farben schilderte er ihr die bacchantischen Wonnen des Südens, bis Alexandra einmal sagte:

„Daß es gut sein! Ich kann mir das doch nicht vorstellen, will es auch gar nicht. Die Mutter hat recht gehabt: man gewöhnt sich daran. Wenn es nach mir ginge, so reisten wir sommers nach Italien und blieben den Winter über hier. Dann hätten wir jedes Land ganz: hier vollen Norden, dort vollen Süden. Ich hasse alles halbe!“

„Ich würde es jetzt nicht mehr dulden, daß meine Lebenskraft hier mit jedem Winter erstarret und einfriert, um mit jedem Frühling mühselig zu immer schwächerem und matterem Leben zu erwachen. Jetzt schüttle ich mitten im Winterfrost die Starrheit von mir und strebe hinaus aus der dunklen, kalten Gruft, in der selbst der mächtige, brausende Wassersturz vereist, hinaus in die sonnige Welt, ein Strom zu anderen Strömen, zu rauschenden Lebensfluten!“

Unterdessen waren für die Mutter glückliche Wochen ge-

kommen. Lange, lange Listen wurden bei Nacht ausgedacht, bei Tag aufgesetzt und nach allen Himmelsgegenden Deutschlands abgeschickt. Endlich trafen die ersten Pakete ein.

Von nun an begann Sepp's schwere Zeit, die er niemals vergaß. Jeden Tag ging es mit dem Schlitten zweimal nach Berchtesgaden zur Post. Dem guten Sepp kam es ganz wunderbar vor, daß der Mensch im Winter, wo er doch ein Recht hatte zu frieren, daß er starr ward, so heiß haben könne. Wo hinter Neuhäusel die Straße steil bergan führte, erwartete ihn bei der Rückkehr jedesmal seine alte Mutter. Dann zogen die beiden Mamas sämtliche sorgenvolle Heimlichkeiten mühsam den Berg hinauf. Als traurige Thatsache ist zu verzeichnen, daß der lebenslustige Sepp in jener Zeit Anlagen zum Pessimismus zeigte und einen Groll auf die ganze Menschheit warf, hauptsächlich aber auf alle „Hochzeiter“. Mittelfst einer kühnen Ideenverbindung auf seine eigene Herzensangelegenheit gebracht, schwor er: Wenn die unausbleibliche Folge aller Heiraten derartige Belastungen seien, so wolle er Zeit seines Lebens Junggefelle bleiben.

Auf der Terrasse, ihr Vornon vor den Augen, stand Mama bereits eine Stunde vorher auf dem Posten. Sie traute jedoch ihren Gläsern nicht recht. Friedrich und Burgel mußten alle Augenblicke herbeilaufen. Und so lange auch diese beiden Augenpaare nichts zu erspähen vermochten; wuchs Mamas Ungeduld, bis dieselbe zuletzt zu hellem Born gegen den unglücklichen Boten aufflammte. Endlich kam er! An der Hinterthür wartete Mama mit Burgel und Friedrich, welche beiden sich dann mit wahrer Wut, als gälte es einen räuberischen

Ueberfall, auf die Kisten, Schachteln, Ballen und Pakete losstürzten, sie ins Haus schleppten, die Treppe hinauf in die heimlichsten Gemächer ihrer alten Gnädigen hinein. Diese war ohne Atem, aber voller Triumph.

„Hat der Herr nichts gesehen?“

„Der ist in seinem Zimmer.“

„Und die junge Gnädige.“

„Die ist in ihrem Zimmer!“

Die „junge Gnädige“, nicht das „Fräulein“, nicht „Fräulein Alexandra“. Es waren doch nicht so ganz glückliche Zeiten!

Dann ging es an das Auspacken, Ordnen, Mustern, Prüfen, Loben, Tadeln, Kopfschütteln, Seufzen. Es waren doch glückliche Zeiten!

Ein wahres Glück war es übrigens, daß Mama alles in möglichster Verschwiegenheit und Heimlichkeit besorgte (wenn es nur heimlich war!), sonst wären die zwölf Zimmer des Hauses keinesfalls ausreichend gewesen und Mama hätte es ihrem Sohn unmöglich ersparen können, in seinem Heiligtum die geliebten Antiken mit seinem zukünftigen neuen Haushalt und der Aussteuer seiner Braut zu umhäufen, so daß der Platon und die neapolitanische Psyche aus einem Wall von Kattun, Leinwand und Spitzen herausgeragt hätten.

Alexandras Aussteuer — —

Als die Mutter zum erstenmal davon gesprochen, — weder Alexandra noch Dedin dachten daran — und mit ihrer entschiedensten Miene behauptet hatte: daß eine Braut ohne Aussteuer eine absolute Unmöglichkeit sei und darauf hin an-

hing, jene lange, lange Liste zu verfassen, da war eines Abends Alexandra zu ihr gekommen:

„Wenn du mir von diesem eine Aussteuer besorgen kannst, werde ich dir sehr dankbar sein. Es ist wenig, aber redlich verdient. Du hast gewußt, daß du eine arme Schwiegertochter ins Haus bekämst.“

Es waren demütige Worte, aber sie wurden mit der Miene einer Königin gesprochen. Alexandra in die Arme schließend, entgegnete die Mutter:

„Mein liebes Kind, du bist nicht nur die Braut meines Sohnes, sondern du bist auch meine Tochter. So gönne mir alten Frau denn das Glück, noch einmal in meinem Leben für ein Kind sorgen zu dürfen. Nicht ich erweise dir eine Guttthat, sondern du mir. Erlaube also, daß ich meine Pflicht als Mutter erfülle.“

Dies ward so ehrwürdig geäußert, daß Alexandra es ruhig geschehen ließ, wie eine sanfte Hand ihr das leichte Täschchen wieder zurückgab. Sie ging zu Dedin, dem sie sagte:

„Ich wollte wieder einmal stolz sein, aber deiner Mutter gegenüber will es mir nie gelingen. Denke deswegen nicht geringer von mir.“

„Was redest du! Ich werde deswegen höher von dir denken. Du mußt gar nicht wissen, daß ich dich nicht nur liebe, sondern auch verehere.“

Sie stand totenblaß vor ihm und konnte lange nichts sagen. Endlich kam es stammelnd über ihre zuckenden Lippen:

„Verwünsche mich lieber, als daß du mich verehrst!“

„Alexandra!“

„Still! Höre! Kürzlich las ich in einem Buche, das aufgeschlagen in deinem Zimmer lag, was eine Frau zu einem alten Manne sagte: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.“ Das ist wie für mich geschrieben worden. Ich hätte keinen Verstand gehabt, hätte ich ihn nicht über gewissen Dingen verloren. Als ich dir am Obersee aufslauerte und am Abgrund auf der Goken mit dir sprach, hatte ich meinen verlorenen Verstand noch nicht wieder gefunden. Erst seit dem Augenblick, wo mir deine Mutter ihre Hand auf die Stirn legte, kam er mir allmählich wieder darin zurück. Aber seitdem — —“

„Was geschah seitdem?“

„Seitdem ist mir der Gedanke gekommen, daß ein Mensch unheilbar krank sein kann, aus keinem anderen Grunde, nur, weil seine Mutter ihn geboren hat.“

Sie verließ ihn. Dedin ging in sein Zimmer und schrieb mit hastiger Hand.

Aus Dedin's Tagebuch.

Die Kainiden.

Ein Märchen.

Es war einmal ein Gott und da ein Gott erschaffen muß, so mußte auch dieser den Fluch der Gottheit an sich erleiden und erschaffen — erschaffen — erschaffen!

Sein armer, irrender Geist schwebte über den Wassern und als er die Hand ausstreckte, um aus Grauen vor seiner

Ewigkeit die fürchterliche Unendlichkeit zu vernichten und zu zermalmen, da gebar die dunkle Nacht den hellen Tag. Und siehe — die Tochter der Finsternis war so schön, daß der Gott bei aller seiner Schaffensqual lächeln mußte. Da schuf Gottes Lächeln das strahlende Auge des Alls, welchem über den schönen Tag Meere von Thränen entströmten, daß bei Nacht der leuchtende Blick ganz trübe erschien und es den dunklen Himmel ganz überrieselte mit den Freudenthränen der Sonne.

Aber Gott senkte sein Haupt voll Grausens zur Tiefe nieder.

Da erzeugte der göttliche Blick im Schoße der Wellen die Erde. Die Meere begannen zu kreisen — herrlich entstieg es den Fluten und das Auge des Himmels beschien die junge Welt. Die neugeborene Erde hob sich mit ihrem jungen Antlitz voller Sehnsucht zur Sonne auf, wie ein Kind nach der Mutterbrust. Die Gebirge empfingen die ersten Strahlen, wenn das liebende Auge sich aufschloß.

Der Himmel sah die schöne Erde unter sich ruhen und entbrannte in heißer Liebe zu ihr. Aber die Braut schämte sich, daß sie so nackt sei. Da ließ der Himmel ihren unberührten, fruchtbaren Schoß Blüten und Blumen gebären, daß sie ihren jungfräulichen Leib ganz darein einhüllen konnte. Dann feierten Himmel und Erde Vermählung.

Ihrem seligen Brautbett entquoll das erste Leben: Alles, was da krecht und fleucht.

Als sich jedoch das erste Leben auf der Erde zu regen begann, da ward dem Schöpfer totbange vor dem, was er gethan und es geschah, daß Gott weinte.

Zwei der göttlichen Thränen fielen auf die Erde und siehe — zwei göttliche Gestalten entrangen sich der Scholle, welche das Auge des Herrn genäßt. Als Gott die Wesen sah, denen sein Schmerz des Leben gegeben, verhüllte er sein Antlitz: durch ihn war der Jammer auf die schöne Erde gekommen.

Die beiden Menschen lebten in den Blumenwäldern, bis das Weib ihren Gefährten sehen ließ, daß sie beide so göttlich nackt seien. Plötzlich hörte die Erde auf ein Paradies zu sein, denn durch die erste Umarmung des ersten Menschenpaares pflanzte dieses Geschlecht des Jammers und der Schuld sich fort, wurde es unsterblich und ewig.

Da erfüllte es sich, daß Cain durch seinen dämonischen Neid den Tod in die Welt brachte. Tod aber ist Erlösung vom Leben. Dafür ward Cain verflucht, er und alle seine Nachkommen bis ins hunderttausendste Glied.

Es entstand das Geschlecht der Cainiden.

Zu Millionen und aber Millionen verbreitete sich der Stamm der Gottverdammten, überschwemmte die Welt und sein Daseinsjammer gellte zum Himmel empor.

Den Fluch der Gottheit auf der Stirn, durch das Zeichen ihres Ahnherrn als Verdammte gestempelt, ist ihr Dasein eine fürchterliche Anklage gegen die „Allgüte“ und „Allgerechtigkeit“ des Schöpfers. Trotzdem werden sie beschuldigt, werden sie angeklagt, werden sie verurteilt, als hätten sie ein Verbrechen begangen, weil ihre Mütter sie mit Schmerzen geboren. Sie werden verdammt und ausgestoßen. Sie sind die Tantaliden und Danaiden des Lebens, Brüder und Schwestern jenes Ahasverus. Es giebt für sie nirgends ein

Glück und nur einmal ein einziges Ausruhen. Aber ihr un-
seliger Stamm bleibt unsterblich!

Mir kommt ein entsetzlicher Gedanke: ich
glaube, es giebt Menschen, die unglücklich sind,
unheilbar, nur weil sie sind."

Ja, es giebt solche Menschen!

Sie gehören zum Geschlecht der Rainiden, das Götter
und Menschen nicht lieben.



Vierzehntes Kapitel.

Weihnachten in Bergasyl.

Wenn sie nur nicht gar so kühl und gelassen wäre! Als ich Braut war und meine Aussteuer genäht wurde — der Himmel weiß es — ich war anders! An dem wunderschönen Damast und der feinen schlesischen Leinwand muß doch der gleichgültigste Mensch seine Freude haben, aber sie — grade, als ginge es sie nichts an. Und der schottische Batist ist doch eine wahre Pracht! Meine Aussteuer hätte sich auch im ganzen Lande sehen lassen können; jedoch dergleichen hat man damals nicht gehabt. Dafür war aber alles solider, Leinwand und Menschen.“

Solche und ähnliche Monologe wurden zu allen Tages- und Nachtstunden in Bergasyl gehalten, natürlich in aller Stille und Heimlichkeit. Dedin bekam von diesen neuen Schmerzen so wenig zu hören, wie von den alten. Das Schweigen kennt eine Mutter.

War es einerseits ein rechtes Trübsal, daß Alexandra vollkommen gleichgültig dagegen blieb, ob die Einsätze der Kopfkissen und Ueberzüge feinste geklöppelte Handarbeit, oder

ganz ordinäre Fabrikware seien, so mußte es andererseits wiederum ungemein reizvoll genannt werden, nach wie vor eigenmächtig schalten und walten zu können. Hatte Mama doch von jeher den Absolutismus für die einzig mögliche Regierungsform gehalten. So ging denn auch dieser Konflikt glücklich vorüber.

Jedoch fürs erste wurde die ganze Ausstattungsangelegenheit bis auf weiteres sistirt: Weihnachten war vor der Thür.

Weihnachten! War dieses schönste und heiligste Fest für Dedin auch nichts anderes, als eine schwermütige Reminiscenz, ein Hauch aus der Kinderzeit, aus dessen Tannen- und Wachskerzenduft es den Mann anwehte wie Geistergruß, so galt doch der Mutter das Weihnachtsfest in ungeschwächter Weise als der höchste Feiertag des Jahres. Sie hatte es durchzusehen gewußt, daß in Bergasyl selbst in den dunkelsten Zeiten der Christbaum seinen Lichtschein erstrahlen ließ. War es auch stets ein recht wehmütiger Glanz gewesen, der sich in ihren Augen feucht wiederpiegelte, so war doch das Thränenlein, das am Weihnachtsabend floß, eine ganz besonders fromme Herzenserquickung. Nur ein einzigesmal in ihrem Leben hatte ihr der liebe, helle Baum nicht geleuchtet: in dem Jahre, wo sie an einem Tage Mutter und zugleich Wittve geworden. Während der ganzen, langen Abwesenheit ihres Lieblingss schmückte sie sich mutterseelenallein ihren grünen Baum und war dann das selige Fest der Mütter dieser einsamen Mutter erst recht eine Erinnerungsfeier. Als alte Frau folgte sie ihrem Sohn in sein ödes Haus; und wenn sie sich das ganze Jahr über den schönen Tannenwald freute, so that sie das zur Weihnachtszeit

am herzlichsten, wo der alte Gröhl aus seinem vielgeliebten Tann eines der schlankesten Stämmlein in die Villa trug. Auf einem Freilehen sitzend, zollte der getreue Mann seiner alten Gnädigen jährlich diesen Tribut.

Jetzt hatte ihr einsamer Sohn eine Braut und jetzt sollte in dem stillen Hause das Weihnachtsfest gefeiert werden wie keines zuvor.

In Dedins Brust regte sich's wundersam: im nächsten Jahr würde der Weihnachtsbaum für sein junges Weib brennen und bei dem Fest, das jenem folgte, streckten sich wohl schon zwei kleine Aermchen nach dem Glanz aus. Auch seine Mutter dachte daran. Daß sie noch einmal für einen holden Enkel den Christbaum würde anzünden können — der freudige Schreck fuhr ihr in die alten Glieder. Sie mußte sich schnell setzen und begann sofort zu seufzen und zu schluchzen.

Wie Alexandra über das kommende Fest dachte, wußte niemand. Was sie in ihrem Leben an Weihnachtsfreuden erfahren hatte, mochte sehr armelig gewesen sein.

Das gab Arbeit! Gut, daß Sepp sich bei seinem Lastenziehen mit der schönen Phantasie stärken konnte, wie er sicher auch etwas für sich nach Haus schleppte. Unterwegs überließ er sich denn auch ganz seinen Träumereien. Dabei hatte er folgende glanzvolle Vision: Er, Sepp, am ersten Weihnachtsfeiertag zur Kirche gehend, in einer funkelnagelneuen braunen Tuchjacke mit versilberten Knöpfen, auf dem stolz getragenen Haupt einen funkelnagelneuen Tirolerhut mit vergoldeten Schnüren, aus der funkelnagelneuen Weste eine funkelnagelneue Uhrkette in die Welt hinausstrahlend, daß seine ganze funkelnagelneue

Person dadurch funkelnelneuen Glanz erhielt. Sich schon jetzt in seiner zukünftigen Herrlichkeit sonnend, ward er plötzlich von dem erhabenen Gedanken erleuchtet, daß fortan jeder Umgang mit seinezgleichen eine unerhörte Herablassung sein werde. Uebergab er dann in Bergasyl die Poststücke, so machte der Bengel bei jedem Paket ein so geheimnißvolles, kenntnißreiches, verschmiztes Gesicht, daß Mama in große Aufregung geriet und umgehend dahinter kam: Sepp wage es, ihre höchst-eigenen, geheimsten Geheimnisse zu vermuten, zu ahnen, zu wissen! Sepp erkühne sich sogar, schlauer, als sie selbst sein zu wollen und Geheimnisse zu vermuten, zu ahnen, zu wissen, die selbst sie weder vermutete noch ahnte, noch wußte. Die Geschenke ihres Sohnes nämlich.

An den letzten Abenden vor dem Fest waren Herrschaft und Dienerschaft patriarchalisch in der Halle zusammen. In dem grünen, mächtigen Rachelofen prasselten die Fichtenscheite. Die Vorhänge waren zugezogen und die Lampe, die von der Holzdecke niederhing, warf hellen Schein auf die düsteren Wände und das schwere, schwarze Schnitzwerk der Geräte. Jedes hatte von Mama seine Thätigkeit angewiesen bekommen. Während Dedin mit Friedrich auspackte, ordneten Mama und Alexandra die Sachen, wobei es gar viel zu bedenken und überlegen gab. Auf kleine Bettel schrieb die Mutter die Namen und Alexandra legte sie auf jeden dafür bestimmten Anteil. Ebenso eigenhändig besorgte Mama die Schüsseln. Sie standen in langer Reihe auf dem Boden. Burgel und Sepp reichten die Körbe und Düten, aus denen mit vollen Händen in jedes Gefäß gethan ward: Aepfel, Nüsse, Pfefferkuchen; ganz oben auf aber

prächtigee, buntee Zuekerwerk. Der Burgel war heimlich anbefohlen worden, auf Sepps Finger ein wachsamee Auge zu halten; denn seinen Blicken nach zu urteilen waren diese lüsterne Gesellen. Mama kannte ihren Pappenheimer! Der Unglückliche durfte sich denn auch kaum etwas seitwärtz bewegen, ohne sofort von seiner gestrengen Aufseherin vermittelst einee kräftigen Ellenbogenstoßee zur Ordnung zurückgewiesen zu werden. Bei jedem Paket, dae Dedin öffnete, schielte er erwartungsvoll hinüber, jedesmal hoffend: da ist sie — die Uhrkette! Als Dedin jedoch mit nichts vor ihm heimlich that, ward er zulezt ganz niedergeschlagen. Da war denn Mama sein Trost. Diese hatte fortwährend zu flüestern und zu verstecken — Gott vergelt ihr's!

Dann kamen die wichtigen Tage des Backenee. Nicht nur für die Leute mußten Kapfkuchen und Stollen eingerührt werden: Mama ließ sich's nicht nehmen, sogar dae feinere Konfekt selbst zu bereiten; gebrannte Mandeln, Makronen, Marzipan. Letzteree auf dae Kunstvollste mit eingemachten Früchten verziert.

Alexandra half bei allem. Sie war traurig.

„Ich kann euch nichts schenken. Ich verstehe nicht, anderen Freude zu machen. Ich habe noch nie einem Menschen Freude gemacht, nicht einmal einem Kinde. Ich werde ee auch nie können. So etwas lernt sich nicht.“

Die Mutter hatte viel zu trösten.

So ward ee denn heiliger Abend. Mama in ihrem schwarzen Seidenkleid und der schönsten, buntbebänderten Haube, schwankte zwischen offizieller Rührung und innerer Seligkeit: Wae für köstliche Heimlichkeiten hatte sie aber auch so heimlicherweiae vollbracht, dae keine Seele etwas gemerkt! Zuerst

kam die Bescherung der Leute. Das ganze Haus war festlich erleuchtet und strahlte weit in die klare Winternacht hinaus, über das flimmernde Schneefeld hinweg, zu den Tannen hinüber, deren Feier heute auch war und die doch düster und einsam dastehen mußten.

In dem ausgeräumten Speisesaal stand der prächtig ausgeputzte Baum, der an Stelle seiner Genossen draußen im Walde alle Ehren des Abends empfing. Auf langen, mit schneeigen Tüchern bedeckten Tafeln lagen alle die Herrlichkeiten, womit heute beglückt werden sollte und bei jedem Teile grünte wiederum ein winziges Tännlein. In der Halle warteten die Familien, die Mamas weites Herz sämtlich zur Nachbarschaft zählte. Das urwüchsiges Volk der Berge in seinen malerischen Trachten mit ängstlicher Vorsicht auf den Sammetpolstern sitzen zu sehen, war das heiterste Genrebild. Während unter tiefem Schweigen der Dinge, die da kommen sollten, gewartet wurde und nur die Kinder in selige Ungeduld ausbrachen (ein Verbrechen, das von den erschrockenen Müttern sofort im Keime erstickt wurde!) harrten droben Dedin und die Mutter auf Alexandra. Endlich kam sie. Es war das erstemal, daß Dedin seine Verlobte nicht in ihrer dunklen beinahe nonnenhaften Tracht sah. Wie sie in ihrem leuchtenden, schleppenden Gewande vor ihm stand, war sie so wunderbar schön, daß er sie anstarrte, als sei sie eine Erscheinung.

„Das ist mein Geschenk für dich,“ sagte Alexandra. „Ich hätte dir gern etwas anderes gegeben; aber — —“

Sie stockte, ging auf Mama zu. „Dir gute Mutter, bringe ich auch nichts weiter, als dies.“

Sie neigte ihren Kopf. Die schönste und wildeste Flechte, die Alexandra nie in Fesseln zu schlagen vermochte, war unbarmherzig abgeschnitten.

„Über Kind, was hast du gethan!“ rief die Mutter erschrocken.

„Durch mein Haar habe ich dir meinen Troß gezeigt. Was konnte ich da anders thun, als dich jetzt mit demselben, womit ich dir weh gethan, um Verzeihung bitten.“

Die Mutter wollte sich nicht beruhigen lassen; aber Dedin meinte lächelnd:

„Sie ist eine Ascetin! Wir wollen ihr dankbar sein, daß sie heute nicht in einem härenen Gewande unter uns erschienen ist, sondern sich an einer Flechte genügen läßt.“

Sie gingen hinunter, wo die Flügelthüren des Saales sich aufthaten und ihnen der Christbaum entgegenstrahlte. Ehe die Leute hineingeführt wurden, setzte Mama sich ans Klavier und spielte einen Choral, daß es wie in einer Kirche war. Dann kam die Bescherung. Die Mutter begann damit, daß sie ihrem alten Nachbarn das selbstgestickte Sammet-Käpplein auf die grauen Locken drückte; ihn, bei der Hand fassend, sagte sie:

„Wir zwei sind die Ältesten, aber freuen können wir uns auch noch. Ihr Jüngeren und Jungen lernt es von uns.“

Nun mußte jedes sich seinen Bettel suchen und wer nicht lesen konnte, sondern gewohnt war, seinen Namen nur als drei Kreuze zu kennen, der erhielt sein Teil von der Mutter zugewiesen. Um zu wissen, wie schön das Geben ist, hättet Ihr am Weihnachtsabend Mama sehen müssen. Sie war glücklich!

Aber einer, dem gegeben worden, war doch noch glücklicher — Sepp! Als dieser oberbayerische Adonis in der Tasche

seiner funkelnelneuen Weste (die zu einem funkelnelneuen braunen Tuchrock mit silbernen Knöpfen gehörte, auf welchem ein funkelnelneuer Tirolerhut mit goldenen Schnüren strahlte) die funkelnelneue silberne Uhrkette entbedte, stieß er einen Zuchzer aus, als stünde er droben auf der Gogen und hätte das ganze schöne Bajerland zum Geschenk bekommen. Noch niemaß war eine Bision zu solcher herrlicher Wirklichkeit geworden.

Ein schöner Augenblick war es auch, als Friedrich herein- kam, grausig als Knecht Ruprecht verkleidet; zuerst ein wunder- schönes, rührfames Gedicht deklamirte — nicht grade zur be- sonderen Zufriedenheit der Dichterin! und dann seinen großen, vollen Sack ausschüttete, mitten unter die jubelnden Kleinen.

Und doch war die Lust der Leute an jedem früheren Weihnachten größer gewesen. Mama und Dedin wurden von dem Wölkchen bereits so als ihresgleichen betrachtet, daß selbst die ungewohnte Umgebung — wenn es nicht grade Sammet- polster waren! sie nicht mehr unbehaglich machte. Aber zu der fremden, stolzen Frau, die heute unter ihnen war und die der seidene Schimmer umfloß, wie eine Königin, konnten sie kein Zutrauen fassen. Alexandras Gegenwart drückte be- ängstigend auf alle Gemüter, selbst auf die der Kinder. Sie mußte das merken; denn als Dedin, der als Hausherr grade mit diesen Gästen viel Arbeit hatte, sich endlich losmachte und seine Braut aufsuchte, fand er sie in einem einsamen Zimmer fern von den sich Freuenden in eine Fensternische gedrückt. Sie hatte die Vorhänge zurückgeschoben und starrte in die majestätische Winterlandschaft der Alpen hinaus.

„Du bist traurig?“

Sie wandte sich nicht nach ihm um.

„Ich bin einsam.“

„Fühlst du mich denn gar nicht an deiner Seite und fühlst du denn gar nicht — —“

Sie unterbrach ihn:

„Hast du wohl gesehen, wie sie sich nicht freuen können, wenn ich dabei bin? Steht es mir auf der Stirn geschrieben, was ich bin? Hat es mich gezeichnet, daß in meiner Gegenwart den Menschen jeder frohe Laut auf den Lippen erstirbt? Bin ich eine so gräßliche Mörderin? Früher wär' es mir gleichgültig gewesen. Ich hätte mich nicht daran gekehrt, ich hätte es kaum gemerkt. Aber jetzt — jetzt thut es mir weh! Und wiederum — es kann ja gar nicht anders sein. Kannst du dir mich unter Glücklichen denken, als Glückliche? Und wenn sie erst wüßten — —“

Sie brach ab.

„Verzeih' mir! Es ist solch ein schönes Fest; ich möchte es dir nicht verderben. Aber für mich sind dergleichen Freuden so fremde, so unheimliche Dinge, daß du dir gar nicht vorstellen kannst, wie mir dabei zu Mute ist. Ich bin nicht mehr jung und was ist mein Leben gewesen? Und schließlich ist man doch auch ein Geschöpf und sehnt sich das zu werden und zu sein, wofür ein jeder geschaffen worden ist und lebt, sei er nun ein Bauer oder ein Fürst, ein Weiser oder ein Thor. Still! Deine Mutter sucht uns. Sie darf uns nicht traurig sehen, wo sie mit vollen Händen Freuden austheilt. Komm!“

Sie gingen in den Saal zurück; Alexandra nahm Burgel den großen, schweren Krug ab. Dedin brachte Gläser und,

der Mutter mit ihren dienstbaren Geistern das Austeilen von Napftuchen und Stollen überlassend, schenkten die beiden ihren Gästen ein, wobei Alexandra versuchte, jedem einige freundliche Worte zu sagen. Sie ward jedoch nur angestarrt, beinahe furchtsam, beinahe feindselig.

Mit welchen Empfindungen beobachtete Debin, wie seine Verlobte fast angstvoll den Kindern auswich, keinem der lieben, hübschen Geschöpfchen in das rosige, von Freude verklärte Gesicht sah und auch die Kinder sich scheu von ihr fernhielten.

Und doch war sie gut!

Die Leute packten ein. Im Nu verschwanden alle Herrlichkeiten in großen, bunten Taschentüchern. Einige Mütter hatten Körbe mitgebracht, in denen ein kleiner Weihnachtsmarkt unterzubringen gewesen wäre. Glückselig beluden sich die Kleinen. Die Taschentuchsäcke mit Nüssen und Pfefferkuchen wurden am meisten begehrt. Die ältesten Kinder bekamen die Tännlein zu tragen. Das war ein Glück! Dann kam für die Wirte die schwerste Arbeit des Tages: das Abschiednehmen der Besenkten, ihre Danksagungen und Festwünsche. Endlich polterten sie davon, entweder in die Küche hinunter, oder gleich nach Hause zur sofortigen Plünderung des Baumes. Noch lange hörte man in allen Richtungen um das Haus die hellen, freudigen Stimmen der Kinder. Jetzt waren die drei allein. Sie begaben sich in die Zimmer der Mutter, wo unterdessen ein zweiter Baum angezündet worden, der auf seinen Zweigen den Winter in das warme Haus hereingetragen zu haben schien. Unter dieser schönen Tanne beschenkte Mama zum erstenmale die Braut ihres Sohnes.

Der Gaben waren viele und jede Gabe der Mutter war von einem Vers oder Sprüchlein begleitet, je nach dem Gegenstand, bald innig, bald heiter. Dedins Geschenk an Alexandra war eine kostbare Kopie der milesischen Venus, für eine Nische in ihrem neuen Zimmer bestimmt. Von der Mutter erhielt sie den Brautschmuck, den diese selbst einst von ihrer Mutter erhalten. Als die Greisin der Blaffen und Stillen das funkelnde Geschmeide umlegte, flüsterte sie dieser zu:

„Eine glückliche Braut hat dies einst getragen. O Tochter.“
Die Stimme versagte ihr.

Mamas höchster Triumph, den ihre prächtige poetische Seele an diesem Abend feierte, sollte jedoch noch kommen. Eines der Gemächer hatte einen Erker. Die Mutter führte die Brautleute in das Zimmer, das nur von einer dunkelroten Glasampel erleuchtet war. Das Paar mußte sich setzen, worauf die Vorhänge, die den Erker schlossen, langsam auseinander gezogen wurden. Je mehr sie wichen, desto mehr erhellte es sich: eine mit Tannenzweigen ausgekleidete, von vielen Wachskerzen erleuchtete Nische ward sichtbar. Die Zweige teilten sich. Ein liebliches Kind trat heraus, mit vergoldetem Flügelpaar, halb Amorin, halb Christusknabe. Zuerst scheu dastehend, das Händchen am Mund, trippelte der kleine Genius sodann zum Brautpaar, etwas in Dedins Hände fallen lassend, nach welcher Heldenthat er sich schleunigst in Mamas Arme flüchtete. Mit tiefer Bewegung empfing Dedin dieses letzte Geschenk seiner Mutter: sein und Alexandras Trauring.

Frei und klar standen die weißen Alpen unter dem tiefblauen Nachthimmel. Schimmernder Dunst umwebte sie mit Silberglanz. Ueber allem lag die weiße Decke gebreitet, gleich einer Hülle, von der Hand des Friedens selbst über die Erde geworfen, daß nichts die Ruhe ihres Winterschlafs störe. So viel millionenmal es am Himmel blinkte und blitzte, flimmerte und funkelte es auf dem schweisgamen Gefild, gleichsam, als sei das ganze Firmament zu Staub geschlagen, darauf niedergesunken.

In diesem hehren Festsaal feierten nun die Menschen, ein armes Volk von Bauern und von Hirten, die Geburt des Heiles der Welt. Als dächten sie daran, daß sie die ersten gewesen, denen das Evangelium verkündet worden, hielten sie Gedächtnisfeier, in einer Weise, wie es Könige nicht königlicher gekommt hätten. Aus allen Hütten zog alles um die Mitternachtsstunde hinaus. Selbst in den höchstgelegenen Höfen blieb nur die Ahne zurück, der Kranke und der Säugling. Die Burschen trugen brennende Rienspäne, die blutrot aufloderten, und, wenn geschwungen, einen Funkenregen auf das Schneefeld niedersprühen ließen. Von allen Seiten zogen sich von den weißen Höhen feurige Pfade zur Tiefe nieder, durchschlängelten das Thal, alle nach einer Richtung zulaufend: nach Berchtesgaden, wo sie, flammenden Bächen gleich, zusammenfloßen und in einander verrannen. Sie kamen von Königssee, aus der Schönau, der Strupp, der Bischofswiese, der Gern, von den Salzbergen des Göhl. Während des Dahinziehens schossen die Burschen ohne Unterlaß ihre Büchsen ab. Hundertfach flammte es auf durch die Tannen, hundertfach knallte und

krachte es und Fels und Schlucht rollten den wilden Ton als Donner zurück. Wären die hellen Fodler, die wildlustigen Jauchzer nicht gewesen, so hätte man an eine nächtliche Schlacht denken können. Das währte so lange, bis das ganze Thal Pulverdämpfe erfüllten.

Schon hatten die Fackelzüge sich vereinigt und nur hier und da flackerten noch, zitternden Frrlichtern gleich, verspätete Nachzügler auf. Da wurden auf Kommando sämtliche Büchsen zu einer letzten Salve entladen. Plötzlich tiefe Stille, feierliches Schweigen! Aber nur einen Augenblick, dann begannen alle Glocken das Weihnachtsgeläute. Unter diesen gewaltig durch das Thal schallenden Klängen zogen die Scharen der Schweigsamen den Kirchen zu. Durch die weitgeöffneten Pforten traten sie aus der Nacht in blendenden Lichtglanz hinein. Vom Chore herab grüßte sie unter Trompetengeschmetter die hehre Weihnachtserkündigung:

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Erst lange nach Mitternacht kam Dedin nach Hause. Er war am Königssee gewesen, hatte den Vorberg des linken Ufers überklettert und war durch den tiefen Schnee auf Wildpfaden so weit vorgeedrungen, bis der ganze See vor ihm lag.

Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

In Bergasyl brannte noch ein einsames Licht. Es leuchtete

aus Alexandras Zimmer und hinter den herabgelassenen Vorhängen sah der spähende Mann ihren irrenden Schatten. Was für ein dunkler Strom von Leid und Leidenschaften mochte durch das Labyrinth dieser verschlossenen Brust brausen und fluten?



Fünfzehntes Kapitel.

Faust und der Königssee.

Nurz vor Weihnachten hatte Dedin angefangen, Faust vorzulesen. Er meinte scherzend, daß Alexandra vielleicht doch etwas mehr daraus erfahren werde, als daß „die Menschen sich überall gequält und hier und da ein Glücklicher gewesen.“ Gleich bei der ersten Vorlesung, dem Prolog im Himmel, horchte Alexandra hoch auf und bereits am nächsten Abend konnte sie gar nicht erwarten, bis Licht angezündet wurde. Wie ein Kind kauerte sie sich auf einen Schemel, weit fort von dem Platz des Vorlesers. Den Arm aufs Knie, den Kopf in die Hand gestützt, schaute sie unertwandt Dedin an. Zumeilen seufzte sie, sich dessen völlig unbewußt, tief auf. Wenn Dedin dann unwillkürlich mit Lesen innehielt, fuhr sie leidenschaftlich empor: Weiter! Weiter! und hing mit ihren Blicken an seinen Lippen, als wolle sie von diesen die Worte ablesen, noch ehe sie gesprochen wurden.

Hingerissen von solcher Zuhörerschaft, las Dedin, wie er nie zuvor den Faust gelesen, wie er ihn auch nie zuvor so gewaltig empfunden zu haben vermeinte. Nach jeder Szene wollte er das Buch hinlegen und über das Gelesene den Kommentar geben; aber Alexandra mochte nichts davon hören.

„Hältst du mich für ein Kind? Ich brauche deine Erklärungen nicht! Weshalb Erklärungen? Was willst du erklären? Etwas, daß es schön, wunderbar, großartig, gewaltig ist? Als ob sich das erklären ließe! Kannst du den Sturm erklären, die Wolken, das Meer, das Sonnenlicht? Ich will kein Wort davon hören! Uebrigens verstehe ich alles und was ich etwa nicht verstehen sollte, das brauche ich auch nicht zu verstehen. Dichtung ist etwas Geheimnisvolles, ein Mysterium, das unseren Seelen verkündigt wird. Eine Seele läßt sich auch nicht erklären, sondern nur empfinden, daß sie in uns ist.“

Bei einer anderen Gelegenheit sagte sie ihm ihre Meinung über sein Vorlesen; diese war günstiger.

„So lasse ich mir's gefallen! Du liest aber auch so wunderbar wahr, gar nicht, als ob es im Buche stünde, sondern so, als ob du es aus dir heraus sagtest. Da ist denn alles so wirklich. Freilich, du kannst es auch lesen; denn du bist solch ein Faust! Nur, daß der im Buche ein Riese ist und kein Mensch, du aber ein Mensch bist und kein Riese (obgleich du's gar zu gern sein möchtest). Gretchen ist eine Blume, eine rechte Wiesenblume, wie sie überall wächst. Das ist allerdings grade das Schöne an ihr. Du weißt aber: für mich blühen keine Blumen, wenigstens jetzt nicht mehr, und am allerwenigsten solche Margaretenblümchen. Das mag wohl daher kommen, weil ich selbst keine Blume bin. Du verstehst schon, was ich meine. Du müßtest ein Gretchen haben und nicht mich; ich habe dir das immer gesagt. Das wäre dann solch ein liebliches, liebenswürdiges Kind mit blondem Haar und weicher Seele. Frage nur deine Mutter; die denkt ganz ebenso,

der liegt es schwer genug auf dem Herzen, daß ich kein Blümchen Ueberall bin. Mit solch einem Gretelchen würdest du glücklich werden. Du liebst ja das Zarte und den Duft. Ich habe weder das eine, noch bin ich das andere.“

Sie sann nach.

„Nein, solch Gretchen wäre doch nichts für dich. Es würde auch dir damit ergehen, wie es sicher Faust mit seinem Mädchen ergehen wird. Ich weiß schon jetzt, wie alles kommt und werde gar nicht erstaunt sein, wenn ich höre, daß Faust eines Tags seinem blondzöpfigen Dingelchen davongelaufen ist. Faust muß eine ganz andere zur Liebsten oder zum Weibe haben: Eine, die als Frau dasselbe ist, was er als Mann. Solche oder gar keine!

Blume Gretchen blüht an der Stadtmauer, wird gepflückt, weggeworfen und mag hinter der Kirchhofsmauer verwelken.

Die andere wäre eine Eiche! Eine Eiche ist nicht so leicht zu brechen, nur von einer Gewalt, von Sturm oder Blitz. Dann wird sie jedoch nicht allein zermalmt, sondern zermalmt selbst; wobei sie donnernd niederkracht, oder von der Flamme der Himmelslohe verzehrt wird. Aber Faust und Gretchen. Es ist grauig, wie er nicht nur sich selbst, sondern auch das Mädchen dem Abgrund zutreiben muß, ob er will oder nicht. Anderes thut er überhaupt nicht auf der Welt, als dem Abgrund zujagen: der Selbstvernichtung. Diesem mächtigen Manne ist ja das Leben ein viel zu schales, nichtiges, ekles, gemeines Ding, um es lange in sich zu dulden. Daß ihm der Tod das Höchste ist, sagt er selbst. Dies das noch einmal. Es sind Worte wie Flammen. Mich durchdringt's dabei wie ein glühender Strom.“

Dedin blätterte zurück und las:

„O selig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet,
Den er, nach rasch durchrastem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet.
O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahin gesunken. —“

Alexandra nickte.

„Das mein' ich.“

Je mehr die Tragödie sich dem Schluß näherte, desto mehr wuchs Alexandras Erregung. Sie hörte mit einer wahrhaft unheimlichen Leidenschaft zu, so daß Dedin schon einigemal mit den Vorlesungen hatte aufhören wollen. Aber Alexandra duldete es nicht. Das Gebet im Zwinger, die Kirchenszene und Faust und Mephistopheles auf dem Feld am trüben Tag waren gelesen. Plötzlich empfand Dedin, welch eine gefährliche Lektüre er gewählt; denn trotz aller Verschiedenheit der Personen und Charaktere lag hier eine furchtbare Ähnlichkeit der Schicksale vor: Gretchen verführt — Alexandra verführt! Gretchen verlassen — Alexandra verlassen! Gretchens Kind auf schaurige Weise ums Leben gekommen — Alexandras Kind auf eine unheimlich räthelhafte Weise gestorben! Daran hätte er eher denken sollen; jetzt war es zu spät.

Um Alexandra vor der letzten Szene möglichst ruhig zu machen, schlug Dedin ihr einen Schlittschuhlauf auf dem Königssee vor. Am Vormittag brachen sie auf.

Der Tag war strahlend. Unter dem wolkenlosen Himmel lag die schimmernde Alpentwelt da wie ein Traumbild. Der

Glanz, der von allem, selbst von dem kleinsten Zweig und Palm ausging, blendete die Augen, so daß man sie schließen mußte, wo man dann ein Geflüte von Strahlen, ein Gewoge farbiger Lichtpunkte vor sich hatte.

Sie kamen an den Seestrand. Fest zugefrozen lag die Bucht mit schneefreier, spiegelglatter Decke, auf welcher die Königseer mit Eisbrechen beschäftigt waren. Um die Oeffnungen, durch welche die hellgrüne Flut aufquoll, türmten sich die eisigen Kristallblöcke zu Hügeln und wurden auf Schlitten ans nahe Land geschafft.

Die beiden schnallten sich die Eisen an und sausten dahin. Am Falkenstein vorüber, wo die Kreuze und Tafeln der Untergangenen unter ihren weißen Hüllen noch schauriger den Eindruck eines Kirchhofes machten wie an fröhlichen Sommertagen, gelangten sie in die offene Seeweite hinaus. Ueber dem lichten Grund erhoben sich die Tauern als ein einziges riesenhaftes Schneegebirge. Die bereiften, flimmernden Waldungen umfaßten diese königliche Natur wie mit einem Diamantgürtel und rings umstrahlte Eisgeschmeide die Majestät. Alle die Fälle, Bäche und Bächlein stürzten gefrozen mit phantastischem Gezack die bleichen Felsen hinunter, im Sonnenschein in einem wahren Irispiel von Farben leuchtend. Die vielen Uferhöhlungen hatte der Winter zu azurblauen Grotten verwandelt, von deren Wölbungen eijige Stalaktiten niederhingen und deren smaragdgrünem Grund wunderbare Blumen entsproßten.

Doch alle diese Wunder wurden von denen der Tiefe übertroffen. Durch den durchsichtigen Spiegel schauten die Eisläufer tief in den Wellenabgrund hinunter. Da wallten schwarze

Seemoose aus dem Dunkel auf; da ragten in die Flut gesunkene, verdorrte, verwesende Riesenfichten empor; da stürzten zerklüftete Felsen vom Ufer hinab. Und zwischen all dem Gewirr von Gestein und Pflanzen schwammen bunte Forellen, rosige Saiblinge und riesige Seehechte. Mit Grausen blickt der Wanderer unter sich. Er scheint über Abgründe hinzuschreiten, über den Tod. Jeden Augenblick erwartet er, das Seeweib auftauchen, das Geäst und Gestein emporzuklimmen zu sehen, ihr weißes Gesicht, das ihre langen grünen Haare umströmen, gegen die Eisscheiben drückend. Jeden Augenblick erwartet er, sie mit ihren blassen Händen voll „erstickten Jammers“ an der starren Decke tasten und pochen zu hören. Horch, was für graufige Laute! Es schluchzt und seufzt, es stöhnt und ächzt! Und jetzt — mit gellendem Aufschrei scheint's unter den Füßen des Wanderers zu bersten! Unter wildem Geklirr, als ob Saiten zerrißen, splittert es auseinander und das Grab öffnet sich.

Alexandra war entzückt. Die dämonische Schönheit der Landschaft, der wilde Reiz des Eislaufes, die saufende Eile desselben berauschten sie förmlich. Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten fieberhaft. Sie sprach laut, unzusammenhängend und wollte ihr Tuch von sich werfen. Auf Dedin's ängstliche Frage, ob sie sich unwohl fühle, erwiderte sie bacchantisch:

„So wohl, wie noch nie! Mir ist so leicht, so frei zu Mute, als glitte ich körperlos durch die Lüfte dahin. Es ist ganz unirdisch.“

Sie kamen nach Bartholomä. Alexandra wollte daran vorüber, aber Dedin bestand auf einen kurzen Aufenthalt.

„Jetzt unter Fischer und Holzknechte!“ meinte sie vornehm.

Es half ihr jedoch nichts.

Die Halle in dem alten, pröbftlichen Jagdschlosse war wohl durchwärmt. Aus der offenen Rüchenthür leuchtete der Schein des Herdfeuers, sich auf dem blanken Fußboden mit dem Gefunkel des Sonnenlichtes mifchend. Ein prächtiger Zwölfender war am Morgen bei der Paulskapelle erlegt worden; gerade bereitete die Förfterin mit den Mägden das Jagdgericht. Ein köftlich kräftiger Duft kündigte den hungrigen Schützen die nahen Tafelgenüffe an.

Auf der Ofenbank fchmauchte der Förfter; bei ihm faßen feine drei fchönen Töchter. Zwei fpannen, die dritte befezte ein grünes Nieder mit Goldgefchnür. Diese dritte war die blonde Lizbeth und das Nieder wollte die holdfelige Braut auf ihrer Hochzeit tragen. Gleich nach Dreikönig würde es im Ramsauer Hochfalterwirtshaus hoch hergehen! Dann faß neben der fchönften Jägerstochter der fchönste Jägerbursch als glückseliger Bräutigam.

Die Jagdgehilfen und Fischer hantierten an ihrem Handwerkzeug. Die einen pußten ihre Gewehre, die anderen befferten ihre Neze aus. Der alte Seebartel faß mitten unter ihnen und erzählte die alle Geschichte die dem Schwaab gefchehen war, als er einmal über den gefrorenen See von der Wildfütterung nach Bartholomä zurückgehen wollte.

„Das Eis hielt nicht mehr. Wir wußten's alle und hatten ihn verwarnt, bis zur Nacht zu warten, wo's dann wieder gefroren hätt'. Aber wollt' er wohl hören? Die Hirsch' hätten keinen Halm mehr. Schon den ganzen Tag hätt' das arme Wild im Futterstadel vor den leeren Klauen gestanden.

Dazu lag der Schnee so hoch, daß sie zu keinem Tännlein gekonnt. Also mein Schwaab ging, obgleich das Eis unter ihm knackte und krachte und wir ihm noch nachriefen, vorher sein Gebet zu thun und sein Seel' zu besorgen; denn der mochte Gott gnädig sein! Er kam auch glücklich hinüber, that sein Heu auf und wir sahen das Wild drüben stehen, daß es rings um den Stadl ganz schwarz ausgeschaut. „Dem hat die Muttergottes hinübergeholfen!“ meinte die alte Amrei und wir waren alle froh um den Buben; dachten, er würd' doch jetzt den Verstand haben und drüben bleiben, denn unterdessen hatte die Sonn' immer mehr aufgetaut.

Na, wir saßen denn gemütlich in der Stuben beisammen, schwaßten vom Bier und von der neuen Steuer, vom Wild- und Holzstand; waren halt recht gemütlich. Da schreit die Kathei, die junge Person, auf einmal auf: Jesus, Maria und Josef! Der Schwaab ist wieder auf dem Eis. Wir auf und hinaus und kommen grad' recht, um zu sehen, wie er vor unsern Augen einbricht, und hören ihn jämmerlich schreien: wir sollen ihm helfen!

Heiliger Nepomuk, hilf! Denn wir konnten's nicht. Das Eis war so aufgeschmolzen, daß es an manchen Stellen kein Kind mehr getragen hätt'. Mit dem Boot ging's auch nicht; denn bis wir uns zum Schwaaben durchgehauen hätten; wäre von dem längst nichts mehr zu sehen gewesen. Jesus! Und der Mann war so nah, daß wir mit dem Förster seinem Perspektiv sehen konnten, wie die Todesangst ihm ganz das Gesicht verzerrt hatte. Jedes Wort konnten wir verstehen, aber helfen konnten wir ihm nicht — Gott helf uns!

Das Schlimmste aber war die Kathei. Denn jetzt kam's heraus, daß sie des Schwaaben heimlicher Schatz war. Die junge Dirne war wie toll. Sie wollte immer hinlaufen zu ihrem Diebsten. Wir mußten sie gewaltsam zurückhalten. Dann schrie sie uns alle an: wir sollten hinüber und ihm helfen. Und hat uns graufig verwünscht, weil wir's doch nicht konnten. Mein Lebtag werd' ich nicht das Gesicht von dem Mädchen vergessen und wie sie im Schnee lag, sich das Haar raufte, die Muttergottes anrief und mit ihrem Schatz sprach: er solle an das Kind denken, das sie unter dem Herzen trüg' und am Leben bleiben. Die alte Amrei hochte sich zuletzt neben ihr hin und betete mit ihr zusammen. Nein, mein Lebtag vergeß ich das arme, junge Weibsbild nicht und sie war eine starke, bildsaubere Person.

Der Schwaab mußte grad' einen Platz getroffen haben, wo ein Hechtloch gewesen. Rings um ihn war's Eis noch fest. Er hielt sich mit beiden Armen darüber, aber hinaufziehen konnt' er sich nicht, sonst wär's immer weiter ausgebrochen. Nun ist der Schwaab ein ganz gewaltiger Mann, wie ihr alle wißt, mit Kräften wie ein Riese. Und Muskeln hat er, wie sie drei Mann zusammen nicht haben. Als wir alle jeden Augenblick glaubten; jetzt muß er hinunter! hing er noch immer an den Schollen, daß es ein Graus war zu sehen. Sein Hundel sprang um ihn herum und heulte, wie ich nie ein Thier hab' heulen hören. Jesus und die Kathei! Und wir standen da, ganz wie das Hundel, das auch nichts anderes für seinen Herrn thun konnte, als winseln. Zwei von uns hatten sich Stricke um den Leib binden lassen und waren hin-

gerutscht. Aber fünfzig Schritte von dem Mann mußten sie zurück: das Eis brach! Sie konnten ihm auch nichts zuwerfen, weil er mit keiner Hand loslassen durfte. Und er hielt sich immer noch! Wie wir ihn baten, ein Stoßgebet zu murmeln, damit seine arme Seel' nicht gar so jäh hinunterführ', rief er uns zu: daß er unter sich eine andere Eisschicht fühle; aber er dürft' sich nicht bewegen, sonst bräche die auch ein. Wir sollten guten Muths sein: er gäb' sein Leben noch nicht verloren. Denn die Sonn geh' unter und er spüre schon, wie er anfang einzufrieren. Wenn er einen Schluck Enzian bekommen könnt', so würde er's noch eine Weile aushalten; die Kälte sei graufig.

Da hättet ihr die Kathei sehen sollen! Nun war kein Halten mehr. Wir mußten ihr auch einen Strick umbinden und sie kroch hinaus, so weit vor, wie's möglich war. Sie hatte ein Fläschlein Enzian mitgenommen und einen langen, dünnen Stecken; mit dem schob sie das Fläschchen zu ihrem Liebsten, bis dicht vor ihm hin. Das war ein Jubel und das war ein Jammer! Denn der Unglücksmensch konnte die Flasche nicht aufnehmen; auch nicht mit den Zähnen, weil er ganz steif war und sich nicht rühren konnte. Die Kathei blieb auf dem Eis bei ihm und die beiden besprachen sich über ihre Lieb' und ihr Leben und das Angeborene. Als ihm dann die Sprach' ausging, tröstete sie ihn und sagte ihm alle die Gebete und geistlichen Lieder vor, die ihr in der Angst einfielen. Ja, die Kathei!

Aber er hielt aus! Wahr und wahrhaftig der Mann hielt aus! Auch ohne Enzian, aus lauter Lieb' zu dem Weibe! An den Abend will ich auf meinem Sterbebett denken. Wir

beteten alle am Ufer und in der Kirche um starken Frost und jede Minute war lang wie 'ne Stund'. Vier Stunden stach der Mann im Eis und die Kathei blieb bei ihm, vier Stunden lang! Dann konnten wir hin zu ihm und ihn hinausholen. Er fiel uns in die Arme wie ein Kind und sie mußten wir auch vom Eis aufheben und forttragen. Dreiviertel Jahr' hat er im Spital zu Berchtesgaden gelegen und sich nicht regen können und die Kathei hat ihn gepflegt wie eine barmherzige Schwester. Aber schon im nächsten Frühjahr war er wieder in seiner Jagdhütten am Funtensee droben und der Staat hat ihm gleich die Erlaubnis zur Heirat gegeben, auf die er sonst noch sechs' Jahr' hätt warten müssen.

Ja, der Schwaab, das ist ein Mann! Aber von den vier Stunden im Eis darf man noch heut' nicht sprechen, das verträgt er noch heut nicht, dann wird er ganz wild.

Ja, die Kathei, das ist ein Weib! Das Kind, das sie an dem Schreckenstag unter dem Herzen trug, ist ein Bub' gewesen. Der Bursch wird einmal ein Jäger werden, wie sein Vater einer ist. Aber auch die Dirnen sind nach der Mutter geschlagen. Die jüngste heißt Kathei. Wer die einmal zum Weib bekommt, der trifft's eben so gut, wie's der Schwaab getroffen hat und der traf mit seinem Weib mitten ins Schwarze. Zuhei!"

In der tiefen Stille, die der Erzählung des Seebartels folgte, ging plötzlich die Thür auf und auf der Schwelle stand die „Fremde“. Unter dem Anstarren sämtlicher Augen trat Alexandra in das Gemach. Sie grüßte laut. Dedin führte sie zum Tisch unter dem Heiligenbild. Die Männer, die dort saßen,

verließen einer nach dem andern die Bank. Einige gingen hinaus. Die Försterin kam aus der Küche und begrüßte das Brautpaar; aber nur Dedin gab sie die Hand und nur der Förster setzte sich zu ihnen.

Für die Bewohner von Bartholomä galt selbst Bergashyl als in der Welt liegend, mitten im Getriebe der Welt. So mußte denn Dedin erzählen und Bericht erstatten und war bald völlig umringt. Nach einer Weile erhob sich Alexandra und ging zur Ofenbank, wo die drei Jungfrauen ohne aufzublicken, spannen und nähten, als sie sich auf einmal von einer leisen, klangvollen Stimme angeredet hörten.

„Wenn's euch recht ist, seh' ich mich zu euch.“

Jetzt sahen die Mädchen auf. Die Frau, von deren unheimlichem, wüsten Wesen sie so viel fabeln gehört, sprach ganz sanft. Sie rückten verlegen auseinander und Alexandra nahm mitten unter ihnen Platz.

„Im Winter gefällt mir's bei euch“, begann sie das Gespräch. „Aber euch ist gewiß der Sommer lieber, wo die vielen Fremden kommen. Da giebt's Unterhaltung und Vergnügen. Warum lacht ihr?“

„Freilich ist's im Sommer lustiger; der Winter ist halt gar lang“, sicherte die jüngste, die schöne Marie.

„Ihr seid eurer hier viele zusammen,“ tröstete Alexandra. „Da wird's euch an Kurzweil nicht fehlen. Freilich, die langen Abende!“

„Die sind grad' am lustigsten“, ward wieder gesichert. „Da wird aufgespielt und getanzt, bis spät in die Nacht hinein. Lieder werden gesungen und Geschichten erzählt, so viel

einer hören mag. Wenn der See zugefroren ist, giebt's Sonntags Fremde genug bei uns. Bis von München kommen sie herüber und die Mutter muß Bunsch machen."

Die blonde Lisbeth legte ihre Arbeit hin, heftete ihre ruhigen, braunen Augen auf die fremde Frau an ihrer Seite und sagte mit ihrer milden Stimme:

"Ihr habt recht: jetzt ist's freilich am schönsten bei uns! Die Fremden im Sommer machen das Leben unruhig und gutes bringen sie grade auch nicht zu uns von draußen herein. Ich freu' mich jeden Sommer auf den Winter und im Winter denk' ich gar nicht gern an den Sommer; und liegt doch bei uns der Schnee oft sieben Monate lang. Aber schön ist's doch! Das viele Wild, das rings herum ist und die vielen hellen Tag', die es dann giebt, weit mehr, als im Sommer. Es ist gut, daß die Fremden nicht kennen, wie schön es bei uns im Winter ist. Freilich, wer weiß, ob es ihnen gefallen würde; dafür muß man seine besondere Art haben. Ihr solltet einmal in einer Mondnacht hier sein, oder beim klaren Sternenhimmel und wenn im April und Mai ringsum die Lawinen niedergehen, daß das Haus erschüttert wird von dem unaufhörlichen Donner. Das geht einem dann ganz in die Seele."

Auch die dritte faßte sich jetzt ein Herz und erzählte:

"Ja, wenn der See zugefroren ist, dann passiert's! Dann haben wir Sonntags lustigen Kirchgang hinein nach Berchtesgaden und der Weg wird einem gar nicht lang, wenn sich's auf dem glatten Eis auch manchmal recht schwer geht. Aber wenn Tauwetter kommt, hernach wird's schlimm! Dann

kann man oft viele Wochen lang nicht hinüber ans Land und viele Wochen treiben die Schollen, daß auch der Nachen nichts hilft. Einer kann hier sterben und verderben, kein Pfarrer oder Arzt kann geholt werden. Wer's nicht selbst erlebt hat, der glaubt's nicht."

So plauderten die drei Schwestern. Alexandra blickte von einer zur anderen. Sie hatte von den drei schönen Töchtern des Försters zu Bartholomä gehört; auch daß die älteste Braut sei, wußte sie. Marie, die jüngste, war die schönste; ein König hätte sie freien können! Walpurga, die zweite, schien von den dreien die Martha des Hauses zu sein. Jedoch die liebenswürdigste und zugleich die lieblichste war die blonde Lisbeth. Außerdem ruhte die Weihe der Braut auf ihr. Alexandra fühlte heißen Drang, das schöne Mädchen an die Brust zu ziehen oder nur ihre Hand in der ihren ruhen zu lassen. Sie wagte es aber nicht. Doch mußte sie ihr wenigstens etwas Freundliches sagen.

„Also du bist Braut? Ich bin es auch.“

Weiter brachte sie's nicht. Ihr fiel ein, was für eine Braut sie sei! Da stockten ihr dieser Jungfrau gegenüber die Worte.

„Sei nur recht glücklich!“ endete sie mühsam und ganz zusammenhanglos den Satz.

Das Mädchen hatte schon einigemal mit sichtlicher Unruhe hinüber nach dem Fenster gespäht und wie lauschend dagesessen. Plötzlich flog ein helles Rot über ihr Gesicht. Sie warf die Arbeit auf die Bank, sprang auf und eilte zur Thür, die in demselben Augenblick von außen geöffnet wurde. Ihr

Bräutigam trat ein. Es war der Forstgehilfe aus der Ramsau, des Seefarls Bruder, ein Mann, gewachsen wie eine der Tannen seines Waldes, ein junger Hüne der Berge. Die Försterstochter wollte sich ihrem Verlobten an die Brust werfen, hielt sich jedoch zurück und stand nun da, glutübergossen, in lieblichster Verwirrung der Braut. Der Jüngling begrüßte die Anwesenden. Nach einer Weile war das Pärlein in der Kammer verschwunden. Alexandra glaubte ihr zärtliches Flüstern zu hören.

Dedin war noch immer in das Gespräch vertieft, als er sich an der Schulter gerührt fühlte. Es war Alexandra, die mit verstörtem Blick und beinahe heiserer Stimme sagte:

„Ich habe mich genug ausgeruht. Laß uns gehen!“

Mit kurzem Gruß, ganz anders, als sie gekommen, verließ sie die Halle. Erst am Ufer holte Dedin sie ein.



Sechzehntes Kapitel.

Der Eislauf.

Sfeilschnell ging es von neuem die spiegelglatte Bahn dahin. Aus den Fichtenwäldern der Gokenberge trat das Wild auf die kleine Lichtung hinaus, in deren Mitte sich das Blockhaus des Futterstabels erhebt. Die Sonne neigte sich bereits dem Wazmann Gipfel zu. Blaue Schatten senkten sich in die Schlucht, alles Licht drunten verlöschend. Droben breitete sich tiefe Glut über die Schneegewänder der Alpen. Es wurde bitter kalt.

Je mehr sie sich dem Seeende näherten, je enger die Eisriesen zusammenrückten, desto herzbe-klemmender gestaltete sich diese Königssee-Tragödie. Ringsum ein Schweigen, als seien der schlummernden Natur die Atemzüge erstarrt, so daß es nicht mehr Schlaf war, sondern Tod. Dedin war ganz verwundert, als er von der Sageeggerwand einen Adler aufsteigen sah: es gab hier also außer ihnen auch noch lebende Geschöpfe! Wunderlich wahrlich hätte es sein müssen, wenn der gellende Schrei des Vogels das schwere Schweigen unterbrochen.

An der Salet legten sie die Eisen ab und gingen über das Schneefeld.

Keine Sonne scheint winters am Obersee! Kein Lichtschein berührt die funkelnden Felsen und den leuchtenden Tann. Kein warmer Strahl des Tages streift ringsum von dem Schimmer ein Stäubchen hinweg. Kein goldiges Gefunkel dringt in die dämmerungsvolle Tiefe hinab und entblättert dort die Bauberggärten des Winters, alle Blumen pflückend. Obgleich sich auch hier der Himmel wölbt, ist es doch, als ob sich hier das Gebirge über dem Abgrund zusammen schloße, einen ungeheuren Felsendom bildend, dessen Wände statt des Marmors Eiszschollen bekleiden. Die erhabene Kuppel bescheint dann die Sonne.

Sie standen unter dem Eschenbaum. Zu ihren Füßen lag der See mit Reifgeflock überschüttet; gegenüber, auch fahl und blaß, die Fischungl. Ueber ihnen hing, noch immer nicht hinabgestürzt, noch immer die Felsen umklammernd, die Zirbe, deren grünes Antlitz verdorrt sein mochte, weil es jahraus, jahrein, in den furchtbaren Grund herabschauen mußte.

Endlich unterbrach Dedin das lange Schweigen, in welches beide seit ihrem Ausbruch von Bartholomä verfallen waren. Zur Fischungl hinüberdeutend sagte er:

„Was dort drüben ist, liegt — so nah es uns auch erscheint, — in weiter Ferne für uns. Wir können nie wieder dahin zurück gelangen. Ist es nicht wunderbar: am Rande eines Grabes sich plötzlich als Geretteter und Lebendiger zu empfinden?! Nur eines Ruckes hätte es bedurft und wir wären hinabgestürzt. Aber wir sind im Licht der Sonne geblieben! Mit Grauen blicken wir hinter uns und hinunter, mit Entzücken vor uns und aufwärts. Und seltsam ist es,

wie ein verirrter Mensch sich zuletzt doch noch wieder finden und zu einem Ziel gelangen kann. Ich begreife, wie man von einer wunderbaren Fügung, von einer unbegreiflichen, unerforschlichen Allmacht reden kann, welche Schicksale bestimmt und erfüllt. Dort oben stand ich mit dir, völlig bereit zum Untergang — jetzt möchte ich nur unsere Vergangenheit in einen Abgrund werfen und jenes dunkle Etwas, das uns verhindert, anderen Geschöpfen gleich zu leben und glücklich zu sein.“

Er faßte ihre Hände und sah ihr mit mächtigem Flehen in die Augen. Da war es plötzlich — und ihn durchzuckte ein seliger Schreck! als wollte sie sich in seine Arme stürzen. Es war nur eine Bewegung gewesen; dann stand sie ihm wieder gegenüber, so wie er sie stets gesehen.

Tiefste Dual in Antlitz und Stimme rief sie aus:

„Warum wühlst du das auf? Muß denn an alles gerührt werden, was man im Herzen trägt und was vielleicht totkrank in uns ist?! Als ob man nicht selber Gedanken hätte. Am besten wär's, wenn der Mensch zur Vergangenheit auch Gegenwart und Zukunft in einen Abgrund werfen könnte. Warum mußte ich droben so schwindelfrei dastehen! Warum es nicht dem Schmetterling nachthun? Er taumelte so freudig hinab! Wozu all das Quälen? Eine stolze Seele erniedrigt sich, erträgt sie's zu lange; und zu lange schon ist es ertragen worden. Es hilft uns ja doch nichts!“

Sie stand und blickte mit dem Gesicht einer Niobide empor. Dedin mußte sie anrufen. Ohne ihre Augen sinken zu lassen, sagte sie:

„Der Baum droben sollte auch längst von einem Sturme

hinabgerissen sein! Wozu ist er nutz auf der Welt, verkrüppelt und verdorrt wie er ist! Etwa, um von einem, der gern fallen möchte und doch nicht den rechten Mut dazu hat, zum rechtzeitigen, feigen Anklammern benützt zu werden? Das ist gerade nichts gutes! Denn um einen Menschen, der sich sehnt, sein Leben wie ein wertloses Ding in einen Abgrund zu werfen, ist es nicht schade! Sagtest du etwas?"

Und ohne seine Antwort abzuwarten, sprach sie hastig und verworren weiter.

„Hast du in Bartholomä die Braut gesehen? Ja, ja: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. Als du mich neben der Braut sitzen sahst — das waren Gegensätze dicht neben einander, nicht wahr? Du bist ja ein Stück von einem Dichter, mache ein Gedicht darüber und nenne es: zwei Bräute!"

Sie fuhr sich mit zuckenden Fingern über die Brust nach dem Kopf hin.

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu?

deklamierte Alexandra mit wildem Pathos und erhob dabei ihren Arm mit einer Bewegung, als winke sie einem Hinabstürzenden zu.

Auf einmal wurden ihre Augen starr; entsetzt schrie sie auf:

„Wir stürzen! Wir stürzen! Und jetzt sind wir zerschmettert.“

Ein Stück der am Abgrund hängenden Schneemasse hatte sich gelöst und rollte hinab, senkrecht in die Tiefe nieder, auf der Eisdecke des Sees schwer auffallend und zerschellend.

„Alexandra!“ rief Dedin tödlich erschrocken. „Du redest im Fieber, du bist krank.“

Die Vision war vorüber — sie kam wieder zur Besinnung.

„Ja, ich bin krank! krank an dieser Welt, krank an diesem Dasein, krank an allem, was Leben ist. Laß uns gehen! Es war eine böse Stunde, als wir hier zusammentrafen und es ist dies eine böse Stunde gewesen. Ich verwünsche den Ort!“

Sie wollte fort, aber sie wankte und wäre zu Boden gefallen, hätte Dedin sie nicht aufgefangen. Sie fühlte jedoch kaum seine Berührung, als sie sich mit jähem Ruck wieder aufrichtete.

„Lehn' dich an mich,“ bat Dedin. „Ruh' dich aus! Dann wollen wir versuchen, langsam nach Bartholomä zu kommen.“

„Ich will nicht zur Braut,“ murmelte Alexandra von neuem verstört.

Er führte sie zu der Esche zurück, streifte dort von einem Felsblock Schnee und Reif vom Moos und wollte seinen Rock ausziehen, um ihn auf den feuchten Platz zu legen. Alexandra wehrte es ihm, mit einem Blick und dem schwachen Versuche eines Lächelns, daß Dedin sich abwenden mußte. An den Stamm zurückgesunken erholte sie sich allmählich. Sie hielt die Augen geschlossen, aber das matte Lächeln war auf ihren Lippen geblieben. Dedin stand neben ihr und betrachtete sie. Mit diesem Lächeln auf ihrem blassen Gesicht kam sie ihm unendlich rührend vor. Namenloser Schmerz, unnennbares Mitleid ergriffen ihn. Er kniete neben ihr nieder, die von seiner Nähe nichts zu wissen schien, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, ließ es auf ihren Schoß sinken. Er fühlte Alexan-

dras Körper erschauern. Da richtete er sich auf. Nach einer Weile that das auch sie.

Wie sie über die Landenge dem Königsee zuschritt, hätte man es ihrem Gang und ihrer Haltung nicht angesehen, wie jeden Augenblick das Fieber sich ihrer mehr und mehr bemächtigte. Dabei fing es bereits an, Nacht zu werden.

Wie eine Heldin kämpfte Alexandra gegen die Krankheit an. Sie zwang ihre müden Augenlider offen zu bleiben, ihre bleis schweren Glieder sich aufrecht zu halten. Ihr Kopf, in dem es wühlte und zuckte, stach und brannte, wollte ihr immer auf die Brust niedersinken; doch sie litt es nicht. Selbst ihre schwärmenden Gedanken, die sich mehr und mehr verwirrten, vermochte sie anfänglich noch zu regieren. Sie mußte sich mächtig zwingen, nicht in laute, wilde Phantasieen zu verfallen. Wenn sie den Mund öffnete, um Dedin zu beruhigen und ihm Mut zuzusprechen, war sie jedesmal in Furcht, daß sie einen ihrer wüsten Gedanken äußern würde und lauschte angstvoll auf das, was sie sagte, ganz erstaunt darüber, daß alles ganz vernünftig und selbst ihre Stimme ganz wie gewöhnlich klang. Nur als wäre dieselbe gefangen und gewaltsam zurückgehalten, kam ihr vor.

Dedin, der von ihrem wirklichen Zustand keine Ahnung hatte, schnallte ihr bei der Salet die Eisen an. Wenn er sie an beiden Händen halten würde, hoffte er, bald mit ihr Bartholomä zu erreichen. Eine Zeitlang gelang es Alexandra auch wirklich, sich mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte auf der glatten Bahn zu behaupten.

Plötzlich hörte Dedin sie aufstöhnen. Zugleich entriß sie

sich ihm, bewegte heftig die Arme, fing an unverstündlich vor sich hin zu murmeln, schrie auf, sie wäre die Eiszungfrau! umklammerte Dedin, begann an seiner Brust zu schluchzen, sich die Flechten vom Kopfe zu reißen und die Haare aufzuwühlen. Im nächsten Augenblick wurde sie sich ihres Zustandes bewußt, kämpfte dagegen, überwältigte ihn, zwang sich möglichst verständlich und verständig zu sprechen, versicherte, daß es nichts wäre, sprach von der Mutter, dankte ihm, daß er so gut gegen sie sei, bat ihn um Verzeihung, um bald darauf wieder völlig abwesend zu werden.

Unterdessen war die Nacht eingebrochen, Nebel brauten auf und verhüllten den Sternenschimmer. Wie in weiter, unerreicherer Ferne leuchtete das Licht von Bartholomä durch den dichten Dunst. Unaufhörlich ertönten unter der Eisdecke die gefesselten, schaurigen Stimmen der Wellen. Sie wirkten fürchterlich auf den Zustand der Kranken. Bei jedem seufzenden, schluchzenden, gurgelnden Laut fuhr sie zusammen, stöhnte sie auf, phantasierte immer wilder und wilder: daß sie verfolgt würde und hinunter müsse, daß sie bereits die eisigen Schollen ihres Grabes auf dem Haupte fühle.

Dedin hatte mit seinem Eisen kleine Eisstücke abgesplittert, in sein Taschentuch gebunden und es ihr um die Stirne gelegt. Sie riß sich jedoch das Tuch wieder ab: „die eisigen Schollen ihres Grabes.“

Dann begann sie von ihrem Verlobten und ihrem toten Kinde zu reden, stockte aber sogleich wieder, schien sich mit gewaltiger Anstrengung zur Besinnung zu zwingen, zu begreifen, was sie gesagt hatte, zu ahnen, was sie sagen würde und plöz-

lich — ehe Dedin verstand, was sie wollte, ehe er sie anrufen und zurückhalten konnte, war sie von seiner Seite fort und bereits in dem immer mehr sich verdichtenden Nebel unsichtbar geworden.

Er war so überrascht, so erschrocken, daß er stehen blieb und ihr in den Nebel hinein nachschrie. Als keine Antwort erfolgte, bat er sie, beschwor er sie, flehte er sie an, zurück zu kommen, oder auf ihn zu warten, oder ihm anzugeben, wo sie sei. Zuletzt geriet er außer sich; er drohte ihr, gebot ihr. Doch wie er auch lauschte; er vernahm nichts, als das Glucksen der Wellen und das Knarren der Eises. Dann stürzte er ihr nach, fortwährend ihren Namen rufend:

„Alexandra! Alexandra! Alexandra!“

„Alexandra! Alexandra!“ riefen ringsum die gespenstischen Stimmen des Echos zurück.

Das Nebelgewoge schlug über ihm zusammen, das Licht von Bartholomä war untergetaucht in Dunst und ganz darin verschwunden. Unmöglich etwas vom Ufer zu erkennen! Wenn es zuweilen für einen Augenblick vor ihm oder über ihm zerriß, so sah er eine weiße Wand, einen Eiszacken des Wagemann oder ein Stück Sternenhimmels. Mehr wie ein Verfolgter, als wie ein Verfolgender, sauste er dahin. Er warf seinen Hut fort, riß sich den Rock auf, Weste und Hemd. Er war halb ohne Besinnung. Denn — die Eislöcher! die Eislöcher! Und wiederum sein gellender, verzweiflungsvoller Schrei:

„Alexandra! Alexandra!“ Und wiederum nur die Stimme des Echos als Antwort.

In seiner wütenden Hast glitt er aus, strauchelte er,

stürzte er. Das Eis krachte unter ihm, als berste es auf. Er lag und hörte wie unter ihm die Wellen anrauschten und tasteten. Er sprang in die Höhe.

„Die Eiszungfrau! Die Eiszungfrau!“ dachte er schauernd und gleich darauf wieder:

„Die Eislöcher! Die Eislöcher!“ Und in seiner Todesangst um die Geliebte schrie er auf, als sei er ein Sterbender.

Weiter ging der wahnsinnige Lauf.

Plötzlich vernahm er weit hinter sich lautes Rufen. Er blieb stehen, horchte aber nicht, sondern lief den Weg besinnungslos sogleich wieder zurück. Jetzt sah er auch durch den Nebel Lichter auftauchen, rotglühende Fackeln, lodernde Rienspäne. Er war an Bartholomä vorüber gejagt. Galten die Stimmen und Fackeln Alexandra?! Hatte man sie in der Todesgefahr rufen hören, war man gekommen, um sie zu retten? Hatte man sie gerettet, oder sie nicht mehr gefunden?! Denn auch bei Bartholomä waren Eislöcher und sie würde sich nicht am Rande anhalten können, es vielleicht nicht wollen! Dann war sie bereits unter die Decke hinab gezogen worden, hinunter, wohin sie in ihren Phantasien immer beehrte. Eben jetzt schlug sie vielleicht mit ihrem Haupte an die Schollen an, mit einem letzten Wimmern, einem letzten Versuch sich zu retten, mit erstarrenden Händen an dem glatten Deckel ihres gräßlichen Sarges tastend.

Vielleicht, daß man sie noch bei ihren langen Haaren fassen und heraufziehen konnte.

„Die Eiszungfrau! Die Eiszungfrau!“

Die Nebel wollten nicht weichen, sondern wurden dichter

und dichter. Die Lichter von Bartholomä waren wieder wie in weite Ferne entrückt. Das Rufen war schwächer geworden und dabei mußte er doch Bartholomä bereits ganz nahe sein! Noch einige fürchterliche Augenblicke und er war mitten unter ihnen.

„Alexandra! Alexandra!“

Sie hatten nur ihn vernommen, von ihr wußten sie nichts. Sie waren alle auf dem Eise, auch die Frauen. Er sah — oder glaubte zu sehen — daß die blonde Lisbeth totenblaß war und sich zitternd an ihrem Bräutigam hielt, der einen der Rienspäne trug. Mit Mühe brachte Dedin einige Worte über seine Lippen, von denen die Leute nicht viel mehr verstanden als: „die Eislöcher! die Eislöcher!“ Dann war er bereits wieder weit von ihnen fort, ihren Blicken entschwunden.

Die Männer verteilten sich und suchten, jeder für sich.

Selbst Fischer und Jäger, die doch die Plätze genau kannten, waren oft genug hinein gestürzt in das grausige Grab. Einmal that es sich dicht vor Dedin auf. Er fuhr zurück; dann beugte er sich weit vor und erwartete Alexandras Leiche in der dunklen Lache liegen oder doch jeden Augenblick auftauchen zu sehen. Ihr rotes Haar würde gewiß leuchten. Er warf sich nieder, rutschte auf den Knien vor, bis dicht an den Rand und war wahnsinnig genug, ihren Namen unter das Eis zu rufen. Dann sprang er auf die Füße. In demselben Augenblicke, wo er sie hier rief, konnte sie wo anders hineinstürzen, nach Hilfe schreien, umkommen. Fort! Fort!

„Alexandra! Alexandra! Lebe! Lebe!“

Wenn er Zeit dazu gehabt, so hätte er wie ein Kind bitterlich angefangen zu weinen. Es mußte schön sein, sich

herzlich ausweinen zu können! Dann wiederum murmelte er vor sich hin:

„Ich habe dich ja so lieb! Bleibe bei mir! Bleibe bei mir!“

So ging der fürchterliche Lauf weiter und weiter! Am Kessel vorbei, am Falkenstein vorüber, der Sankt Nepomuksinsel dem Lande zu. Hier wäre er trotz seiner Todesangst völlig erschöpft zu Boden gesunken, hätte er nicht im Nebel, ganz nah, auf dem bleichen Grund neben einem Eisloche, eine dunkle Gestalt liegen sehen. Er stürzte auf sie zu, er warf sich neben ihr hin. Ein Schrei wahnsinnigen Jubels entrang sich seiner Brust: er hörte ihr Herz schlagen.



Siebzehntes Kapitel.

Margarete.

Es war längst tiefe Nacht geworden und die beiden waren noch immer nicht zurückgekehrt. Der alten Frau ward todt bang. Zuerst schickte sie Friederich zum See; dann als dieser auch nicht wieder heimkam, den Sepp. Sie selbst setzte sich unten bei Burgel in die Küche: droben in den öden Gemächern war es nicht zum Aushalten! Burgel machte frisches Feuer an; bald knisterten und prasselten fröhlich die Flammen. Es war drinnen so behaglich, so hell, so gesichert vor der kalten, dunklen Nacht.

Sie blieben noch immer aus!

Um ihre alte Gnädige zu zerstreuen und zu trösten, erzählte Burgel. Aber sie war in der Wahl ihrer Stoffe nicht glücklich. Was sie nur wußte an Schauergeschichten: die ganze Tabelle der Unglücksfälle auf dem Königssee ward getreulich recapituliert; natürlich immer in der festen Voraussetzung, daß der jungen Herrschaft gar nichts geschehen könne! Dieser beruhigenden Gewißheit folgte umgehend ein ausführlicher Bericht der traurigen und schrecklichen Historie: wie derjenige oder

diejenige in einer gerade so nebligen und dunkeln Winter-
nacht in einem Eisloch verunglückt, oder sonst auf schauer-
hafte Weise um ihr Leben gekommen seien! Und das während
man zu Hause — grade so wie sie heut hier, am Feuer
oder hinter dem Ofen gesessen und auch geglaubt habe: es
könne gar nichts geschehen. Dabei stand die hübsche, rotwangige,
rundliche Burgel am Herde und vergaß vor lauter Behagen
an der Situation das Theewasser aufzusetzen und alle die Er-
wärmungsapparate zu beaufsichtigen, die Mama zur Wieder-
belebung der halb Erfrorenen oder Ertrunkenen befohlen hatte.

Die alte Frau saß auf der Bank neben dem Herde, die
Hände gefaltet, mit wachsender Todesangst Burgels realistischen
Schilderungen zuhörend. Dabei horchte sie immer hinaus.
Alle Augenblicke sprang sie auf, lief zum Fenster, hauchte die
zugefrorenen Scheiben an, drückte ihr Gesicht dagegen, als ob
sie mit ihren schwachen Augen durch die Nacht dringen könne,
den beiden Entfernten entgegen — ihrem Sohne entgegen!
Oder sie öffnete gar die Thür, als ob beide — als ob ihr
Sohn hereintreten müßte! Wenn dies dann doch nicht geschah,
sie auch nichts hörte, sank sie von neuem verzagend auf die
Bank zurück, bei jedem Geräusch auffahrend, bei jedem Ton
vermeинend: jetzt kämen sie und brächten ihn angetragen. Wenn
im Walde unter der Schneelast ein Ast brach, die Quelle unter
ihrer Eisdecke einmal stärker schluchzte, stöhnte die Mutter
laut auf, als vernehme sie das Krachen der auseinander ber-
stenden Schollen, zwischen denen ihr Sohn in die dunkle Tiefe
versank, als höre sie seinen erstickten Hilferuf.

Endlich litt es sie nicht länger im Hause. Sie gebot

Burgel, in allen Zimmern Licht anzustecken, damit es weit durch die Nacht leuchte, und alles warm zu erhalten. Dann wandte sie hinaus.

Erst jetzt fiel ihr Alexandra ein. Wenn dieser etwas zugestoßen wäre, wenn man diese ins Haus zurückgetragen brächte? Es würde ein großes Unglück sein, ein großer Jammer! Aber, aber — sie entsetzte sich selbst über das, was sie denken mußte. Dedin liebte diese Frau leidenschaftlich, mehr, als seine Mutter, mehr, als er jemals irgend jemand geliebt hatte. Sie war sein einziges Glück und einziger Stern! Die einzige Versöhnung mit seinem verfehlten Leben, seine einzige Hoffnung, dieses als neuer Mensch mit neuen Kräften noch einmal zu erfassen. Sie hätte dieser Frau, die ja auch ihr lieb geworden, die Rettung ihres Sohnes, um welche sie vorhin den Himmel angefleht, danken müssen. Dennoch konnte sie in demselben Augenblick, wo sie sich Alexandra verunglückt vorstellte, einen Gedanken fassen, der ihr fast Trost war. Schrecklich, wie leicht der Mensch in Gedanken zum Verbrecher werden konnte! Wenn das, was sie dachte, auf dem Königssee geschehen wäre — sie hätte sich ja den ganzen Rest ihres Lebens als Mörderin fühlen müssen! Und wenn dann ihr Sohn trotz ihres trostvollen: „Aber, aber!“ für immer zerstört und vernichtet worden wäre; dann hätte sie sich als die Mörderin des Lebensglückes ihres Sohnes verwünschen müssen.

Nein, nein! Sie sollte leben, sie sollte ihren Sohn nehmen, ihn seiner Mutter entreißen, ganz und für immer; nur, daß dieser leben blieb und glücklich würde!

Es war Glatteis. Die alte Frau schwankte die Land-

straße dahin, langsam und mühsam; bei jedem Schritte Gefahr laufend, auszugleiten und zu stürzen. Die Augen hatte sie immer starr vor sich in das neblige Dunkel gerichtet, in ihrer Herzensangst stammelnd, Gebete murmelnd und das jetzt nicht mehr bloß für den Sohn. Da sah sie es in der Ferne durch den dichten Dunst blutrot aufleuchten — Fackeln! Sie brachten Einen getragen — wen?

Auch diesesmal sank die Greisin nicht zu Boden; aber rühren konnte sie sich nicht. Keinen Schritt vermochte sie vorwärts zu thun. So stand sie denn am Wege, regungslos den Zug erwartend. Langsam, langsam kam er näher. Als er ihr so nahe war, daß sie bereits Gestalten erkennen konnte, wollte sie aufschreien, rufen. Aber sie bekam den Namen nicht über die Lippen. Rief sie doch vielleicht einen, der ihr nicht geantwortet hätte, der ihr nicht hätte antworten können — nie mehr! Jetzt hörte sie Stimmen! Jetzt sahen selbst ihre trüben Augen eine Bahrre. Mit einem dunklen Tuche zugedeckt, lag darauf jemand — wer? Gleich würde sie es erfahren. Doch regen konnte sie sich noch immer nicht. Da wurde sie gesehen und erkannt; da wurde sie angerufen:

„Mutter!“

Da wankte sie. Doch sofort richtete sie sich wieder auf und ging auf ihren Sohn zu, der ihr entgegen stürzte.

„Lebt sie?“

„Ja! Ja!“

Sie griff nach Dedins Hand, faßte sie, küßte sie. Dann trat sie mit ihm an die Bahrre, welche die Männer niedergesetzt hatten.

Totenblaß, scheinbar ohne Leben, die Augen geschlossen,

lag Alexandra unter dem schwarzen Mantel. Der Schein der Kienspäne beleuchtete sie. Die Mutter kniete neben ihr nieder und sah ihr eine Zeit lang stumm ins Gesicht. Dann strich sie ihr das wirre Haar aus der Stirn, auf welche sie einen Kuß hauchte. Darnach setzte sich der Zug von neuem in Bewegung.

Dedin wollte seine Mutter führen, aber diese duldete es nicht: er sollte an Alexandras Seite bleiben! Sie selbst ging an der anderen und hätte fortwährend laut preisen und danken mögen, daß der Himmel sie diese Nacht nicht hatte zu einer Uebelthäterin werden lassen.

Sie erreichten das Haus. Heulend kam Burgel herausgestürzt; Friedrich mußte sie fortschaffen. Sepp war vorausgelaufen und hatte den alten Gröhl geweckt. Dieser kam sogleich herauf. Er und Dedin trugen Alexandra in ihr Zimmer, wo sie auf das Bett niedergelegt ward, an dessen Fußende Michelangelos sterbender Jüngling aufgestellt war. Als Dedin den Kopf fortsetzen wollte, war es bereits geschehen: der alte Gröhl hatte es gethan. Er wollte nicht eher fortgehen, als bis der Arzt gekommen war. Als die Mutter und Burgel Alexandra entkleidet hatten, kam er mit Dedin wieder herein und setzte sich in eine Ecke, so daß er Alexandra ansehen konnte. In diesem Winkel schüttelte er viel den Kopf, seufzte verstohlen und fuhr sich von Zeit zu Zeit über die Augen.

Während die Mutter in einer Geschäftigkeit, als hätte sie statt siebenzig Jahre deren sieben, treppauf, treppab lief und alles mögliche und unmögliche für die Kranke anschaffte, saß Dedin am Bette und wandte kein Auge von dem bleichen, stillen Antlitz. Er dachte, wie es hätte werden können: Mit

ganz demselben Gesicht hätte sie morgen vor ihm im Sarge liegen können! Nach zwei Tagen würde man dann über dem stillen Antlitz den schweren, schwarzen Deckel geschlossen haben. Der Sarg wäre aufgenommen worden, fortgeschafft, in die Grube gesenkt. Gräßlich! Wie die Schollen darauf niederpolterten, dumpf! dumpf! Immer mehr und mehr! Immer höher und höher über die Gestorbene sich türmend, bis das Grab vollgeschaufelt war, bis der Hügel sich wölbte, bis er an dem frischen Grabe stand — mutterseelenallein! Er wollte aufschreien; zuerst vor Verzweiflung, sodann vor Jubel: sie war nicht tot! Das stille Gesicht würde sich wieder beleben, die starren Züge würden wieder Ausdruck gewinnen, die Lippen, die Augen sich wieder öffnen; sie würde ihn wieder ansehen, zu ihm sprechen. Wie schön doch solch ein Blick, solch ein Wort war, welches göttliche Leben darin! Konnte das sterben?!

Er warf sich neben dem Bette nieder, sank mit dem Kopf auf die Kissen und wieder wie heute schon einmal, brach er in lautloses, krampfhaftes Weinen aus. Aber diesesmal fühlte er unter seinem Haupte ihren Körper nicht wieder erschauern. So lag er, bis die Mutter kam und ihm sagte, daß der Arzt da sei. Gerade dämmerte der graue Morgen. Der alte Gröhl hatte sich aus dem Zimmer geschlichen.

Im Walde, aber so fern, daß man es in Bergastyl nicht hören konnte, erdröhnten schon in aller Frühe Arttschläge. Der alte Gröhl hieb eine mächtige Fichte um, die im Herbst verdorrt war. Seit vielen Jahren war es nicht geschehen, daß er die Art so kräftig geschwungen, daß er beinahe mit heller Lust einen seiner geliebten Bäume umgehauen hatte. Sonst

war das seine schwerste Arbeit, die einzige, die er ungern that. Aber heute, die Splitter flogen um sein altes Gesicht, der Baum frachte und knarrte, schwankte und wankte. Ringsum rollte und rieselte der Schnee von den Bäumen herunter. Dann — ein letzter gewuchtiger Schlag und der Wipfel neigte sich, bog sich wie ein Halm im Sturm. Einen Augenblick hielt die gebrochene, stolze Waldessäule sich noch schwebend in den Lüften, um sodann mit Donnergepolter nieder zu stürzen, manch ein junges Tännlein unter sich zermalmend und begrabend. Der Alte stieß einen lauten Jauchzer aus. Das war ihm auch seit vielen Jahren nicht vorgekommen. Die fröhliche Arbeit und sein Jubelruf waren sein Dankgebet, weil der Arzt gesagt hatte, daß Alexandra leben bleiben würde.

Da kam ein Rückfall, der alle Hoffnung zerstörte und in helle Verzweiflung umwandelte.

Viele Tage hatte sie ohne Bewußtsein dagelegen, in totenähnlichen Schlummer versunken und das in einen Schlummer ohne Träume: ohne Phantasien. Es glich einem Starrkrampf. Alle ihre Lebensgeister schienen entflohen zu sein. Nedin begriff nicht, wie sie je wieder zurückkommen sollten, und an Wunder glaubte er nicht. Auch, daß alle im Hause auf den Behen herumschlichen und nur flüsternd sprachen, deutete auf eine Leiche im Hause. Es war ganz grausig! Oft glaubte er, daß sie wirklich tot sei oder eben gestorben. Ihr Schlaf brauchte nur um ein wenig tiefer zu werden und es war des Schlafes Bruder, in dessen Arme sie sank. Ein stets neues Glück und Geschenk ihres Lebens war es dann, wenn er sich tief über sie neigte und ihren Atem hörte. Wie leise, wie schwach!

Ein Hauch, der jeden Augenblick in einem Seufzer ausgeatmet werden konnte.

Er saß an ihrem Bette, als sie eines Morgens — es war der fünfte oder sechste nach jener ersten Nacht, die Augen aufschlug. Sie blickte ihn an, der sich nicht zu rühren wagte, ohne ihn, wie es schien, zu erkennen. Fast daß er ihr zugejauchzt hätte, wer er sei. Er war so außer sich, daß die Mutter ihn beschwor, das Zimmer zu verlassen. Sie ging mit ihm hinaus, schlug ihre zitternden Hände um seinen Hals, zog ihn an ihre Brust, stammelte einige hastige wirre Worte, löste sich aus seiner Umarmung, winkte ihn hinweg, eilte zu der Erwachten zurück.

Diese hatte nicht das geringste Bewußtsein von dem, was vorgefallen war. Sie beklagte sich, daß man ihr das Zimmer verdunkelt und die Büste ihres blassen Freundes und Gefährten fortgenommen habe. Die Mutter mußte den Kopf wieder auf die Säule zurückstellen. Alexandra sah ihn an, bis ihre Augen wieder zufielen und sie von neuem einschlief. Diesemal war es der Schlaf einer Lebendigen. Als Dedin sich wieder ins Zimmer zurückschlich, hörte er schon an der Thüre die ruhigen Atemzüge. Der starre Ausdruck war von ihrem Gesicht gewichen. Frieden ruhte auf ihren bleichen Zügen.

Dedins Kräfte waren beinah zu Ende. Die letzte glückselige Aufregung erschöpfte ihn völlig. Alle Nacht war er aufgeblieben und hatte kein Auge geschlossen. Seine Mutter bestand darauf, daß er sich legen und schlafen solle. Er wollte nichts davon hören: Alexandra konnte jeden Augenblick zum zweitenmal aufwachen, wo dann ihr erster Blick auf kein anderes

Gesicht fallen durfte, als auf das seine: hatte sie ihn doch bis jetzt nicht einmal erkannt! Auf ihr Erwachen wartend, blieb er bei ihr, aber ihr Schlaf dauerte ununterbrochen fort. Bis zum Abend hielt er sich auch wirklich wach. Er hatte seinen geliebten Faust heraufgeholt, sich dicht an das Bett gesetzt und zu lesen begonnen. Als es später wurde, trieb er die Mutter gewaltsam zur Ruhe. Dann stellte er die verhüllte Lampe neben sich und fuhr fort zu lesen. Bei jeder Szene erinnerte er sich des Eindrucks, den dieselbe damals auf Alexandra gemacht, sich womöglich auf Ton und Ausdruck besinnend, mit dem er dieses und jenes damals zu Alexandra rezitiert hatte. So erlebte er denn an diesem Abend alle jene Abende von neuem wieder und das wiederum in Alexandras Gegenwart. Er las soweit, wie er in der letzten Vorlesung vor dem Eislauf und dem Ausbruch der Krankheit gekommen, schlug die letzte Szene auf — da, von seiner Mattigkeit überwältigt, schlief er ein.

Ein Schrei weckte ihn. Er fuhr auf. Was war geschehen? Alexandra! Sie war nicht in ihrem Bette. Den Schrei hatte die Mutter ausgestoßen. Sie stand auf der Schwelle und starrte entsetzt an Dedin vorbei in das Zimmer hinein, sprachlos, mit der Hand hindeutend nach dem, was sie sah. Dedin wandte sich um. Gegen die Wand gepreßt, stand starr und steif Alexandra. Sie hatte sich in ihr Betttuch eingewickelt und dieses über der Brust zusammengeknötet. In langen Falten schlug es um die Füße, die sie zusammengedrückt hielt, als seien sie mit Ketten aneinandergeschlossen. Sie hatte ihr Haar gelöst, es in zwei dicke Strähne geteilt und sich dieselben wie einen Strick um den Hals gelegt. Den Kopf an

die Mauer gedrückt, versuchte sie, sich mit ihren langen Haaren zu erdroffeln. Sie war so von Sinnen, daß sie den Schrei der Mutter nicht gehört hatte, daß sie jetzt auch Dedin nicht sah. Dieser stürzte auf sie zu. Sie erkannte ihn nicht, schrie gräßlich auf, rang mit ihm, warf sich auf den Boden, lag wie tot. Sobald Dedin jedoch von ihr abließ, begann sie, mit dem Gesicht auf dem Boden liegen bleibend, sich von neuem die Haarschlinge umzulegen und zuzuziehen. Dedin mußte Gewalt anwenden. Sie raste.

Eine entseßliche Nacht wurde verbracht: Alexandra schien wahnsinnig geworden zu sein. Nachdem sie sich ausgetobt hatte, kauerte sie in einer Ecke, aus der sie nicht fort zu bringen war. Sie saß, starrte vor sich hin, murmelte, legte sich den einen Arm in den andern und wiegte diesen hin und her, als ob ihr eigener Arm ein Kind wäre. Sie selbst war eine junge Mutter, eine entseßlich, graufige, unnatürliche Mutter, denn in allen ihren Phantasieen ermordete — erwürgte sie ihr Kind.

Dedin begann zu begreifen. Er hatte geschlafen, als Alexandra aufgewacht war. Sie mußte bei vollem Bewußtsein gewesen sein, das aufgeschlagene Buch gesehen, es genommen und darin gelesen haben: die Kerkerszene — Gretchen in ihren Phantasieen als Kindsmörderin. Ihr Nervensystem war noch so zerrüttet, daß die Wirkung derartig fürchterlich war: über Margaretens Wahnsinn bekam sie selbst einen Anfall davon. Dedin grauste es.

Aber wie von Grausen erstarrt war die Mutter. Sie hatte nicht die Hand rühren können, um bei der Bändigung der Rasenden behilflich zu sein. Sie war auf einen Stuhl

niedergefallen. Mit dem Kopf auf die Brust gesunken, die Arme schlaff herabhängend, saß sie da, so daß Oedin bei aller seiner Verzweiflung um Alexandra, sich über das Entsetzen seiner Mutter entfetzte. Er wollte sie beruhigen, ihr Mut einsprechen, ihr den Trost geben, daß der Anfall gewiß vorübergehen werde — aber mit einer Gebärde, welcher er gehorchen mußte, wies die Greisin ihn von sich fort. Dann saß sie wieder da, als würde sie auch jeden Augenblick den Verstand verlieren.

Die ganze Nacht hindurch war Alexandra eine Kindsmörderin. Die ganze Nacht hindurch erdroffelte sie ihr Kind. Sie that es mit ihrer Hand an ihrem Arm, den sie als den Hals des Kindes umklammert hielt, den sie in einem fort erwürgen wollte.

Es wollte gar nicht gehen! Und das Kind wimmerte und winselte so schrecklich! Es that ihm weh! Aber das Leben würde ihm noch weher thun — denn es war ja wahnsinnig! Deshalb war es besser, jetzt den Schmerz zu ertragen, viel besser! Endlich ward es stiller. Da wickelte sie ihr Haar um das kleine Hälschen — jetzt ging es! Nun war es ganz still, starr, kalt, tot! Es war eingeschlafen. Seine Mutter hatte ihm ein Wiegenlied gesungen, welches es so fest eingeschläfert, daß es nie wieder erwachte. Sie war eine gute Mutter.

Dann mußte die Leiche versteckt werden. Sie war ja so klein! Gewiß war dafür leicht ein Ort zu finden. Sie suchte; trug es hier hin und dort hin. Aber überall hörte man das Kind wimmern, obgleich es doch schon tot war. Nur an der Brust seiner Mutter war es still. So saß sie denn und hielt die kleine Leiche an ihrer Brust. Sie war so kalt, daß

es ihr das Herz durchschauerte. Um das Tote zu wärmen, wickelte sie es warm ein. Sie selbst fror.

Dann grauste ihr vor dem, was sie gethan. Sie wollte es ungeschehen machen und das Kind wieder aufwecken. Sie herzte und küßte die blauen Flecke, die von dem Druck ihrer Finger auf dem Halse zurückgeblieben waren. Als es jedoch tot blieb, schrie sie fürchterlich auf, um gleich darauf in ein sinnloses Gelächter auszubrechen. Dann graute der Morgen, dann kam man, dann fand man das tote Kind an der Brust seiner Mutter, dann schleppte man diese vor Gericht, dann verurteilte man diese zu Tode, dann sollte sie hingerichtet werden, dann ward sie hingerichtet — —

„Stumm liegt die Welt, wie das Grab.“

Dedin warf sich neben ihr hin, ging auf ihre tollen Ideen ein, spielte mit ihr die ganze Tragödie. Vergebens! Zuletzt mußte er sich seiner völligen Ohnmacht und Hilflosigkeit bewußt werden. Jetzt saß auch er mit gelähmten Lebensgeistern wie seine Mutter der Unglückseligen gegenüber, sie bewachend, bis der Morgen dämmerte, bis der Tag anbrach — welcher ein Tag! Das Licht von Alexandras Vernunft, wie es schien, für immer verdunkelt, über Nacht ausgelöscht wie eine Flamme.

Und kein Gott schien sie wieder entzünden zu wollen!

Mehrere Wochen lang blieb Alexandras Zustand beinahe unverändert derselbe; kaum, daß ihn Stunden von barmherziger Ermattung unterbrachen. Dedin mußte einen berühmten Irrenarzt berufen. Der Ausspruch dieser Autorität war: wenn kein Nervenfieber hinzutritt — wo dann der Tod wahrscheinlich

ist — unheilbarer Wahnsinn! Also wahrscheinlicher Tod oder gewisser Wahnsinn. Dedin hoffte auf den wahrscheinlichen Tod.

Daselbe hoffte in Bergasyl auch noch jemand anderes. Jede Nacht wandte die Mutter in ihrem Zimmer umher, die Hände ringend, betend, murmelnd: „Laß sie sterben! laß sie sterben!“ Ihr Haar war in den letzten Wochen schneeweiß geworden; sie selbst erschien um viele Jahre älter. Matt und müde schlich sie im Hause umher; kaum, daß sie sich die Treppen hinausschleppen konnte. Jeden Augenblick mußte sie sich setzen, sank sie irgendwo nieder. Dann blieb sie stundenlang an demselben Platz, betend, murmelnd: „Laß sie sterben! laß sie sterben!“ Selbst in ihrer Mutterliebe war sie völlig gebrochen und zermalmt. In dieser ganzen schrecklichen Zeit vermochte sie nicht ihrem Sohne Trost zu geben, ihm Halt und Stütze zu sein. Sie haderte und grollte mit Gott, daß er Alexandra einige Schritte vor dem Eisloch hatte zusammenbrechen und nicht in dieses hineinstürzen lassen. Sie haderte und grollte mit Gott, daß es ihr Sohn nicht gewesen war, den sie ihr ins Haus gebracht hatten; aber tot! Es wäre besser gewesen.

„Laß sie sterben, laß sie sterben!“

In Bergasyl warteten sie darauf Tag für Tag. Noch immer schloß der Schnee in hohen Wänden das Haus ein. Daß es einmal Sommer gewesen, daß einmal Blumen geblüht, Alexandra einmal Herbstzeitlosen auf der Wiese gepflückt und einen Kranz aus Genzianen gewunden — diese glückselige Zeit schien Dedin eine Ewigkeit her zu sein. Aber der Schnee sollte ja wohl schmelzen und fortgehen! Die Wiesen sollten einmal wieder grün werden! Die Bäume wieder Knospen

treiben! Es würden wieder Blumen blühen, Veilchen und Genzianen, welche junge Mädchen pflückten und zu Sträußen oder Kränzen wanden! Es würde wieder Sommer werden! Frühling! Frühling! Die Herden zogen auf die Almen. Auf der Goken und dem Regen jauchzten Hüterbuben und Sennerinnen. An den Abgründen über dem Königssee und dem Obersee blühten Alpenrosen. Schmetterlinge gaukelten darüber hinweg. Drunten, im kleinen Nachen, fuhr ein junges, glückliches Paar. Es fuhr am Falkenstein vorüber nach Bartholomä, wo die blonde Marie den beiden aufwartete, denn die blonde Lisbeth hatte ihren Jäger gefreit. Und das Pärlein schiffte weiter zur Salet: zum Obersee. Dort grünte der Eschenbaum, gerade wie vor einem Jahr und drüben lag die Fischungl, friedlich und traumhaft, grade wie vor einem Jahr! Aber die Frau, die vor einem Jahr dort gestanden, lag längst im Grabe und das war noch ein großes Glück.

Welche Welt! Jener düstre Denker hatte recht: Sie zu sehen, das war schön! Sie zu sehen, das war schrecklich!

Die Mutter kam wenig zu Alexandra. Dedin gestattete es nicht. Jedesmal war die alte Frau von neuem an Körper und Seele zermalmt. Sie mußte sich schonen. Ihr Sohn flehte sie täglich darum an — so „schonte“ sie sich denn.

Dedin wich nicht von Alexandra. Er war ihr Wärter. Nur mit Widerstreben duldete er, daß für die Nächte aus Berchtesgaden eine Schwester kam. Er war für Alexandra durchaus ein Fremder. Sie nannte ihn ihren Kerkermeister, haßte ihn, fürchtete sich vor ihm. Oft bemerkte sie seine Gegenwart gar nicht. Uebrigens rastete sie nie mehr. Seitdem man ihr die Flechten abgeschnitten, hatte sie auch nicht wieder versucht,

sich zu erdroffeln. Gewöhnlich stand sie mit geschlossenen Füßen an der Wand. Oder sie kauerte in einem Winkel, fortwährend die Hände in einander reibend und vor sich hinmurmelnd. Sie fuhr fort, sich für Gretchen im Kerker zu halten; nur die furchterliche Phantasie des Blutgerichts kam immer seltener. Sie erklärte Dedin, daß sie zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt worden sei, wo sie sich nun zeitlebens die Hände reiben könne, die ihr noch immer von der Erdrofflung des Kindes schmerzten: sie hätte gar so fest drücken müssen! Da sie sich stets mit Gewalt in Leintücher einwickeln wollte, wurde ein langes, weites Gewand gemacht, welches sie leidenschaftlich gern trug. Sie war fast immer sehr matt, so daß Dedin wenigstens körperlich den furchtbaren Dienst aushalten konnte. Nach einigen Wochen war er so daran gewöhnt, daß er zu hoffen begann: sie würde nicht sterben, sondern von Sinnen bleiben. In dieser Stimmung fing er an, ihren Wahnsinn fast für lieblich zu halten und ihren Tod nicht für eine Erlösung.

Er plante, wie er Alexandras Wärter bleiben wolle, Jahr für Jahr, hoffentlich recht viele Jahre! Sie sollte in Bergahl bleiben. So war dies unglückselige Haus denn wirklich zu einer Behausung des Wahnsinns geworden.

Beinahe voll Glücks äußerte er seine neue Lebenshoffnung zur Mutter. Diese schien ihn gar nicht zu begreifen, so stumpf sah sie ihn an.

Plötzlich, eines Tages, verwandelten sich Alexandras Phantasieen in ein wildes Delirium — endlich war das Fieber ausgebrochen! Nun würde es sich entscheiden. Am neunten Tag kam die Krisis.

Bei der Kranken waren der Arzt, die Mutter und die Schwester. Dedin hatte es in den letzten Stunden nicht länger ertragen können und sich hinunter in sein Zimmer begeben. Hier saß er unter seinen Büchern und Statuen. Ueber ihm lag Alexandra. Er hätte jedes Geräusch gehört. Vielleicht würde seine Mutter weinen — dann war sie tot. Jeden Augenblick erwartete er, sie aufschluchzen zu hören.

Während er darauf lauschte, mußte er allerlei denken, tolles, sinnloses Zeug. Da ist die Welt voller Herrlichkeiten: Dichtungen, Kunstwerke, Wissenschaft! Da mühen und quälen die Menschen sich! Da leiden sie und darben, hoffen, wünschen und begehren: Ruhm, Reichtum, Genuß, Aemter, Ehren, Würden! Da jagen sie dem Glück nach, ruhlos! ruhlos! Thoren, Narren, Verrückte, welche einem Phantom nachheizen. Glück — da haben sie's! Sie brauchen nur die Hand auszustrecken; dann haben sie's! Da streckt schon der Tod seine Hand darnach aus und sie können helfen, ihr totes Glück zu Grabe zu tragen.

Wahnsinniges Leben! Wahnsinniger Mensch!

Und weiter.

Ueber ihm lag Alexandra im Sterben. Wie und er lebte?! Da war er, mit pochendem Herzen und strömendem Blut und konnte seinem sterbenden Weibe von seiner Lebenskraft keinen Atemzug einhauchen. Sie würde sterben und er mußte es geschehen lassen, machtlos, hilflos! Das unerbittliche Schicksal zermalmte und der Mensch mußte stillehalten und sich zermalmen lassen. Der prometheische Mensch war also schließlich auch nichts besseres, als der Wurm, der es sich gefallen

lassen muß, von dem ersten, besten zertreten zu werden. Aber wie war denn das mit Gott? Es gab ja wohl Menschen, die sich in solchen Augenblicken völliger Ohnmacht an jenes höchste, unbegreifliche, unfaßliche Wesen anklammern, an jenen gewaltigen und zugleich gütigen und gnädigen Allgeist, der die Welten geschaffen, lenkt und regiert. Und in Stunden der Verzweiflung, in denen der „gottgeschaffene“ Mensch dem Rohr gleicht, das ein Windhauch knickt und bricht, drängt dieser sich an das Herz seines Schöpfers, ringt sich Gott aus seinem Himmel herab in seine Brust hinein und siehe — das Wunder vollzieht sich: der schwankende Halm erhebt sich zum Stamm, der kraftvoll, mächtig dasteht und den Sturm über sich dahin brausen läßt, als ob es säuselnde Abendlüfte wären. Es gab ja wohl glückliche, begnadete Menschen, welche glauben und beten konnten? Bei solchen Auserwählten sollte es dann vorkommen, daß ihnen geholfen ward, wo andere stärkere und mächtigere Geister, die sich trotzig und eigentwillig ihren eigenen Gott geschaffen, kraftlos zusammenbrachen? Wunderbar, sehr wunderbar!

Dedin blickte auf. Durch einen Spalt der Vorhänge, die das Fenster verhüllten, sah er einen Stern wehmütig zu sich herniederblinken. Es war, als ob dieser auch völlig einsam sei, von den Milliarden seiner leuchtenden Gefährten verbannt und ausgestoßen. Dedin grüßte ihn. Vielleicht war es sein Stern.

Dann senkte er sein Auge wieder wie gedemütigt durch seine Gedanken. Er haßte Feigheit; er, der Feigling! An eine andere Gottheit wandte er sich: an die Gerechtigkeit des Schicksals! War diese wirklich keine abscheuliche Ver-

zerrung des Göttlichen, wie konnte Alexandra dann sterben, wo noch so vieles geschehen und sich erfüllen mußte, bis dieses Leben sich vollendet hatte. Hatte sie alle die Martern ihres Lebens überstehen müssen, um aufgespart zu werden, an einem elenden Fieber oder abscheulichen Wahnsinn zu Grunde zu gehen?! Konnte dies das gemeine Ende des Dramas ihres Lebens sein? Zu verschleiden oder verrückt zu bleiben, ohne mit ihm Versöhnung geschlossen zu haben, ohne mit der Sache, für welche sie so lange qualvoll genug dagewesen, fertig geworden zu sein? War solch eine Ungerechtigkeit möglich!

Nein! Jedes Geschöpf ist da, eine Bestimmung zu erfüllen, irgend eine; einen Zweck, irgend einen. Auch er hatte sich selbst zu vollenden, ehe er sein Leben enden durfte. Und sie mit ihrer groß angelegten Natur, ihr sollte der Lebensfaden mit solcher abscheulichen Willkür zerrissen werden? Es war sinnlos!

Was man auch dagegen schreien und zetern mochte, was er selbst auch pessimistisch dagegen geeifert hatte: das Schicksal war dennoch ein gerechtes! Jedem gab es, was jedem zukam und Alexandra kam mehr zu, als zu sterben, ohne jemals geliebt zu haben. Ohne diese Gerechtigkeit des Schicksals wäre die ganze, als göttlich gepriesene Schöpfung eine Ungeheuerlichkeit, eine Unthat, ein Verbrechen, für welches jene fürchterliche Ewigkeit des Schöpfers eine milde Strafe sein würde, eine himmlische Gnade, eine göttliche Vergebung! Eine gerechte Strafe würde sein, wenn Gott bei der Erkenntnis dessen, was er gefrevelt, von Wahnsinn gepackt würde, daß er im Wahnsinn die Welt zerstören müßte und so selbst das Elend

seiner Geschöpfe beenden, für das er verantwortlich ist. Für diese aber wäre die Weltzertrümmerung dann der gerechte Lohn ihrer Leiden.

Dedin fuhr auf. Die blassen Bilder starrten ihn mit ihren toten Augen an. Wie die Geister seiner Gedanken entstieg es dem tiefen Schatten des Zimmers. Noch immer nicht hatte über ihm seine Mutter aufgeschluchzt. Er wollte es auch nicht hören. Er würde dann gewiß von Sinnen kommen: denn dann gab es kein gerechtes Schicksal.

Er floh hinaus.

Es mochte Mitternacht sein. Dedin bemerkte, daß der Himmel klar und voller Sterne, daß die Alpen glanzvoll dastanden, daß es eine schöne, friedliche, feierliche Nacht war. Er kam an der erleuchteten Küche vorbei und blieb unwillkürlich am Fenster stehen. Drinnen saßen die Dienstleute auf. Der alte Gröhl, Kesi und viele Nachbarn waren gekommen. Sie hockten alle um den Herd, in dem ein helles Feuer brannte. Es sah so behaglich aus! Sie schienen sich auch alle äußerst behaglich zu fühlen. Gar zu gern wäre Dedin einer von ihnen gewesen. Gott, wie die glücklich waren! Daß es solch ein Glück auf der Welt gab! In einer Ecke saß ganz allein der alte Gröhl. Ob er wohl weinte?

Dedin kam nicht fort von dem Fenster. Er mußte immer hineinstarren auf die glücklichen Menschen, denen es nicht weh that, wenn es heute nacht eine Leiche im Haus gab — im Gegenteil!

Die Weiber hatten sämtlich ihre Rosenkränze mitgebracht, die sie murmelnd abbeteten. Dazwischen seufzten sie tief auf

und tranken dann zur Stärkung Kaffee, den sie höchlich lobten. Dann fiel es ihnen ein, daß sie für den guten Kaffee Dank schuldig seien und sie lamentierten eine Weile laut. Dedin hörte ihnen zu. Sie sprachen von Alexandra, als sei sie schon tot. Nun, von einem Toten soll man ja nichts schlechtes reden! Blieb Alexandra am Leben, so würde sie den guten Weibern eine schlimme Enttäuschung bereiten. Sie begruben sie bereits jetzt. Es wird eine „schöne“ Leiche geben. Ein paar Stunden kann man schon davon sprechen. Die ganze Gegend kommt zusammengelaufen. So etwas sieht man nicht alle Tage. Die Rothaarige, von der die Leute so viel geschwätzt hatten, zu begraben, das verlohnt sich schon der Mühe! Auch giebt es bei der Gelegenheit einen extra Feiertag. Vom Kirchhof geht's dann ins Wirtshaus zum Bier. Schade, daß es kein katholisches Begräbniß ist. Keines der guten, frommen, mitleidigen Weiber kann hinter dem Sarge herlaufen und Gebete plärren! Die halbe Freude ist ihnen verdorben! Aber man kann doch wenigstens ein jämmerliches Gesicht machen und die gute Gelegenheit benutzen und sich einigemale nach den Augen fahren. Der liebe Gott sorgte doch immer für kleine Freuden seiner Gläubigen. Sie sprachen auch von der Mutter, auch von ihm. Na, er würde sich bald trösten und da er einmal Lust zum Heiraten bekommen, bald eine andere nehmen. Das kannte man! Die andere würde der Mutter gewiß lieber sein. War das eine gute Frau! Die verdiente die himmlische Seligkeit schon auf Erden und wäre es nur darum, weil sie für arme, alte Weiblein so guten Kaffee kochen ließ und so christlich duldsam zu der „Roten“ gewesen.

Da stand der alte Gröhl auf. Dedin hörte nicht, was er sagte. Die Weiber verstummten, beteten eifriger, tranken eifriger. Der Alte setzte sich wieder in seine dunkle Ecke zurück. Wäre er allein drinnen gewesen, so würde Dedin hineingegangen, ihm um den Hals gefallen sein; und wenn es auch nur gewesen wäre, um ein einzigesmal aufschluchzen zu können. Es erstickte ihn fast!

Er trieb sich fort. Nach einer Weile kehrte er wieder um, ging ins Haus zurück, die Treppe hinauf, trat bei Alexandra ein, schritt geradentweg, ohne einen der drei anzusehen, auf das Bett zu, beugte sich über Alexandra, küßte sie — zum erstenmale auf die Lippen. Es war ein Abschiedskuß. Wie er gekommen, entfernte er sich wieder.

Er begab sich weit vom Hause fort in den Tann hinein, warf sich nieder und drückte sein Gesicht in den Schnee. So fand ihn am Morgen der alte Gröhl. Dedin fragte nicht. Wäre sie tot gewesen, so würde seine Mutter gekommen sein. Er taumelte auf, stürzte hinunter nach dem Hause. In der Thür stand seine Mutter. Sie mußte doch tot sein! Sonst würde seine Mutter ihm ja entgegenjubeln und mit welch' einem Gesicht stand sie vor ihm! Er fühlte wie ihm die Sinne schwanden und sank gegen die Wand. Da stammelte die Mutter; kaum, daß sie sprechen konnte:

„Alexandra ist zum Bewußtsein gekommen und verlangt dich zu sehen.“



Achtzehntes Kapitel.

Auferstanden.

Auferstanden! Die Osterglocken läuteten das Wunder in die auferstehende Natur hinaus. Auferstanden! Die Berge riefen die Verkündigung im Lawinen-Donner in die schneebefreiten Thäler hinab. Auferstanden! Dedin hätte den höchsten Gipfel erklimmen mögen, um das selige Wort hineinzujauchzen in die leuchtende Maienwelt.

Und welch ein Auferstehungsjubel in der ganzen Natur! Erde und Himmel wiederhallten davon. Die Vögel stimmten mit ein und die Lüfte trugen den Klang weiter und weiter, daß der göttliche Frühlingsgesang schallte und hallte überall, wo der Himmel blau und die Sonne warm herniederschien.

Allmutter Erde schenkte der Welt Legionen von Auferstehenden. Sie bedeckten ihren heiligen Leib. Jeder aufgrünende Halm, jede aufbrechende Knospe, war ein neues Dasein, hervorgegangen aus Tod und Verwesung. Dem Moder des Winters entquollen die Duftfluten des Frühlings. Dieser Auferstehungsodem war das Dankopfer, welches die Natur dem Himmel darbrachte, der ihr das Leben wiedergegeben.

Als an den Buchen, die um Bergajyl standen, aus den braunen Knospen die ersten lichten Triebe hervordrangen, als der Moosgrund des Tanns sich mit den ersten blauen Leberblumen und blassen Waldveilchen bedeckte, auf den Wiesengründen und Abhängen der Terrassen die ersten gelben Primeln und weißen Anemonen die junge Welt grüßten — an solch einem festlichen Tage führte Dedin zum erstenmale Alexandra hinaus.

Sie war noch immer sehr matt. Dedin mußte seinen Arm um sie schlingen: von seinen Armen umschlungen, wankte sie in das neue Leben. Das war so sonnendurchflutet! Noch fühlte die Auferstandene es kaum; aber diese halbe Bewußtlosigkeit war schön! Es war Sein und Nichtsein zugleich. Was sie von der Welt empfand, war nur die Schönheit der Welt: ihren Sonnenschein, ihren Vogelgesang und Blumen-duft, ihre warme, wohlige Luft. Auch von sich selbst fühlte sie nur ihre wonnevolle Mattigkeit, die ihr alle Erscheinungen des Lebens zu Traumbildern machte. Sie wunderte sich gar nicht darüber. Es war ihr ganz natürlich, daß sie plötzlich die Welt schön fand, plötzlich auf den Gesang der Vögel lauschte, mit kindlicher Freude den Blumenstrauß, den Dedin ihr gepflückt, vor das Gesicht drückte, daß ihr Freund plötzlich zärtlich gegen sie sein durfte, seinen Arm um sie schlingen, sie an seine Brust ziehen, ihr mit dem Ausdruck unendlichen Glückes, unaussprechlicher Liebe in die Augen sehen durfte! Daß auch sie plötzlich ihm zulächelte, ihm freundlich zunickte, wohl gar ein inniges Wort zuflüsterte. Alle diese Wunder dächten ihr ganz natürlich. War es jemals anders gewesen? Sie konnte sich nicht darauf besinnen. Sie hatte schwer krank gelegen: am

Nervenfieber. Dedin hatte sie gepflegt, mit solcher wunder- vollen, wunderbaren Liebe, Tag und Nacht. Ein Menschen- dasein gehörte dazu, ihm das zu danken! Kaum, daß ihr wiedergeschenktes Leben dafür ausreichen würde. Es war ge- wiß nur geträumt gewesen, daß sie einmal verlassen worden war, daß einmal etwas Schreckliches geschehen, daß sie einmal hatte hassen, rächen und vergelten müssen. Gewiß — Alles war nur geträumt gewesen! Aber jetzt wachte sie — jetzt war sie erwacht!

Sie wollte Tags über gar nicht wieder in das Haus zurück. Dedin ließ einen Teppich unter die Buchen breiten, den bequemsten Lehnsessel hinaustragen, Fußschemel und Kissen. Im weißen Kleide ruhte sie nun in dem milden Sonnenschein des jungen Sommers. Das Haupt zurückgelehnt, die Augen geschlossen, den Schoß voller Blumen, darin sie die eine Hand ganz ver- graben hatte, während Dedin ihre andere stundenlang halten mußte. In stummer Glückseligkeit saß er neben ihr, sie fort- während anstarrend, anstaunend. Wie die Krankheit sie ver- klärt und verjüngt hatte! Wie jungfräulich sie aussah, bei- nahe holdselig! Und wieder und wieder pries er das gerechte Schicksal, das jedem gab, was jedem zukam: ihm nach vielen verdienten Leiden dieses gerettete, schöne Leben zur lebens- länglichen Buße und sühnenden Erfüllung einer schwer vernach- lässigten Pflicht. Alexandras schmale, abgezehrte Hand in der seinen haltend, leistete er sich selbst ein Gelübde.

In diesem Jahr war der Mai wirklich ein Wonnemonat: ein Tag wie der andere voll gleicher strahlender Schönheit! Alexandra atmete die Frühlingsluft als Lebensodem ein und

fühlte ihre Kräfte wachsen zugleich mit den Blüentrieben. Mit jedem Tage mehr und mehr kam sie zum Bewußtsein der schönen Wandlung, die in der Welt und in ihrer Seele vorgegangen war. Mit Erstaunen und Entzücken beobachtete sie das Werden und Gestalten in sich und um sich: wie die Knospen der Buchen sich zu kleinen Blättlein entfalteten und diese auf einmal kleine Blätter waren! Noch einige Tage und bereits warf das zarte Laub wohlthuenden Schatten auf den sonnigen Rasen. Auch hier regte es sich mit unerschöpflichem Werdetrieb. Die Erde trug in ihrem Schoß Keime zu Wundern ohne Zahl und Ende. Jeden Morgen war über Nacht eine neue Blume erblüht, um deren Kelch auch schon sofort Käfer schwirrten, Schmetterlinge gaukelten, deren Honigseim sogleich Bienen naschten. Alexandra wurde nicht müde zu schauen und alle diese Daseinswonnen, die sich alle in ihrer Seele wiederholten, zu fühlen. Sie hätte immer so daliegen und ihr neugeschaffenes Antlitz der Sonne zuwenden mögen, ihr Antlitz und ihre wiedergeborene Seele. Eine fromme Begeisterung war über sie gekommen, eine liebliche Schwärmerei, die sie für Dedins Augen immer unirdischer machte. Was sie jetzt mit so leiser Stimme zu ihm sagte, daß er sie oft gar nicht verstand, waren zuweilen wahre Poesien, ungereimte Gedichte, Dithyramben! Wirklich mußte Dedin ihr Papier und Bleistift geben. Sie schickte ihn fort und saß nun da, in den Frühlingstag hinausträumend, dann und wann mit zitternder Hand eine Zeile aufschreibend. Dedin bekam jedoch nichts zu lesen. So oft er sie auch scherzend bat, ihn in ihre dichterischen Geheimnisse einzuweihen; es ward ihm jedesmal mit einem geheimnisvollen, lichten Lächeln verweigert.

Sie verriet ihm nur, daß auch in ihrem Herzen endlich der Frühling gekommen, daß auch aus dieser geheimen Welt der Winter gewichen und es nun unaufhörlich darin treibe, Blüten und Blumen, eine ganze Unendlichkeit von Wünschen und Hoffnungen, die sich alle erfüllen würden, grade so wie es sich erfüllen mußte, daß nach dem Frühling der Sommer kam. Einmal sprach sie mit verklärtem Gesicht von der Veröhnung einer großen Schuld, die sich auf geheimnißvolle Weise vollzogen. Sie habe eingesehen und verstanden, wie auf Erden keine Schuld unsühnbar und unverzeihlich sei. Sie vertraute ihm feierlich: Sühne wäre nichts Schreckliches wie man allgemein glaube. Im Gegenteil: Sühne sei das Einzige, was vor Verzweiflung bewahre; die einzige Rettung einer Verlorenen. Dann bat sie ihn in rührenden Worten um Verzeihung für alles Leid, das sie ihm angethan. Oedin konnte nicht enden im Dank gegen das gütige Schicksal, das ihr von der fürchterlichen Wirklichkeit des Wahnsinns nicht einmal die Ahnung eines Traumes zurückgelassen hatte.

Eine schöne Stunde war es auch, als der alte Gröhl heraufkam, um Alexandra zum erstenmal zu begrüßen. Alexandra war zu Mute, als ob sie nach langer Trennung ihren treuesten Freund wiedersehe. Scheu und schüchtern, wie ein Jüngling, der für sein Mädchen das „Schönste auf den Fluren“ gesucht, überreichte er ihr ein Schächtelchen. Darin lagen ein paar Zweiglein kaum aufgeblühter Alpenrosen, von jener schönen, seltenen Art, wie sie nur auf dem höchsten Gebirge wächst. Am Sonntag war der Alte auf den Funtenseetauern gestiegen und hatte, hoch bei der Schönfeldspitze, an schneefreien, sonnigen

Stellen den kleinen Strauß mühsam zusammengesucht. Als Alexandra die Blumen aus der Schachtel nahm, fand sie darunter ein ganzes Häuflein kleiner, prächtig bunt bemalter Kinderpfeifen. Der Alte stammelte hervor: sie möge die Pfeiflein nur aufheben; es würde ihr Glück in die Ehe bringen und reichen Kinderseggen dazu. Daß er die Pfeifen aus dem Holz der Fichte gedrechselt, die er an jenem Wintermorgen fröhlichen Herzens umgehauen, sagte er ihr nicht. Ebenso wenig wann er sie gemacht: In der Nacht, in der sie fast eine Sterbende gewesen. Als er's in der Küche bei den schwanzenden Weibern nicht länger hatte aushalten können, war er nach Hause gegangen, in seine Werkstatt hinein und hatte sich dort an die Arbeit gesetzt und Pfeifchen gedrechselt, bis die Kesi angelaufen gekommen: die Alexandra sei am Leben geblieben! Ob er wisse, wo der Dedin sei? Nun, er hatte es gewußt.

Als er ging, begleitete ihn Dedin. Alexandra blieb allein. Das Kinderspielzeug lag auf ihrem Schoß, halb mit dunkelroten Blüten bedeckt, deren Blätter auf der Rückseite wie vergoldet schimmerten. Sie sah das armselige Geschenk an, lange, lange. Sie weinte. Als sie sich einmal über das Spielzeug beugte, fielen ihre Thränen darauf. Dann betete sie. Kinderseggen — ein Kind! Sie noch einmal ein Kind wiegen — —

Es würde die schönste Sühne sein! Noch vor kurzem hatte der Gedanke, daß sie noch einmal Mutter werden könnte, geholfen, sie von Sinnen zu bringen, sie mit Grauen und Entsetzen vor sich selber erfüllt. Jetzt betete sie, daß sie würdig sein möge, ihre Schuld durch diese schönste und — schwerste

Sühne zu büßen. Von diesem Tage an kam ein Zug in ihr Wesen, beinahe von Feierlichkeit.

Ihre erste Ausfahrt, die sie mit Dedin machte, war in die Ramsau, zur blonden Lisbeth.

Auf Dedin's junges, sonniges Glück fiel gleich ein schwerer Schatten: die Mutter war krank. Sie klagte nicht, sie war keine Stunde bettlägerig; aber die Veränderung, die mit ihr vorgegangen und für welche Dedin erst jetzt Augen hatte, war so erschreckend, daß er es nicht anders annehmen konnte: sie mußte krank sein, schwer krank.

Sie leugnete es heftig und verbot, daß Dedin den Arzt für sie holen lasse; ja, es überhaupt erwähne. Sie behauptete, angegriffen zu sein, nur angegriffen! Etwas Ruhe und Schonung werde sie bald wieder herstellen. Dedin mußte sich damit zufrieden geben, daß er erreichte, ihr das Versprechen abzugewinnen, sich diese Ruhe und Schonung auch wirklich zu gönnen. Dem Anschein nach, hielt sie ihr Versprechen: kam sie doch fast nie herunter und heraus. Da Dedin Alexandra selten verließ, so konnte er annehmen, daß seine Mutter fast den ganzen Tag über ruhte. Oft ging er nur deshalb nicht zu ihr, weil er sie in dieser Ruhe, die ihr so noththat, nicht stören wollte. Sein Glückstaumel war auch noch immer zu groß, seine Seele noch immer zu berauscht. In diesem bacchantischen Zustande fiel ihm nicht einmal auf (wie auch früher nicht in seiner Verzweiflung), wie herb, beinahe hart, beinahe feindselig seine Mutter plötzlich geworden und das sogar gegen ihn; sie, die in seinen Blicken und Worten gelebt hatte, deren ganzes Wesen

überquellende, sentimentale Bärtlichkeit gewesen. Mußte bei besonderen Gelegenheiten selbst er einmal bemerken, wie kalt und ablehnend, um nicht zu sagen: abstoßend sie war, wie apatisch und gleichgültig sie sich gegen ihn und sein Glück zeigte, so schrieb er das natürlich ihrer tiefen Abspannung zu. Täglich mehreremale suchte er sie in ihrem Zimmer auf. Auch er war auf einmal verwandelt. Aus dem selbstüchtigen, rücksichtslosen, launischen Mann war plötzlich ein besorgter, zärtlicher, beinahe gefühlvoller Sohn geworden. Es kam jetzt oft vor, daß er seinen Arm um seine Mutter schlang, sie auf die Stirn küßte, sie liebte. Wortlos duldete es die alte Frau. Wie hätte sie früher aufgejubelt, wie ihm allein schon ein herzliches Wort, einen freundlichen Blick gedankt.

Alexandra sah sie fast nie, aber sie sorgte für sie nach wie vor. Keines der beiden wußte wie die Mutter den ganzen Vormittag über in der Küche stand, um selbst für die Reconvalescentin die Speisen zu bereiten, die kräftigsten, die sie sich aussinnen konnte. Sepp mußte nach wie vor von Berchtesgaden Pakete heraus schleppen: alle die Mittel, die Mama zur völligen Genesung Alexandras aus allen Städten Deutschlands herbeikommen ließ. Aber nicht wie früher stand sie, das Vornnon vor den Augen, schon eine halbe Stunde vor der mutmaßlichen Ankunft des Boten auf ihrem Posten. Kam Sepp dann endlich schwer beladen mit bösem Gewissen heim, so war er jedesmal von neuem völlig verblüfft, daß seine Schelte, an die er bereits so schön gewöhnt war, völlig ausblieben. Ja er wurde zuletzt schier melancholisch. In der Welt mußten kuriose Dinge vorgehen, schlimme Dinge: die alte Gnädige war ganz sanft geworden!

In der unteren Region war über diesen Wundern die alte, schöne Zeit des Verwunderns mit allen ihren heimlichen Freuden und Genüssen wiedergekommen. Namentlich Burgel leistete in dieser Empfindung so außerordentliches, daß von ihrem Gesicht der Ausdruck des Erstaunens gar nicht mehr fort kam. Sie hielt ihren hübschen, braungezöpften Kopf schon immer voraus zu einem erstaunten Schütteln bereit, wollte schon immer im voraus ihre kräftigen Hände höchlichst verwundert ineinander schlagen. Ihre großen, braunen, unschuldigen Augen schienen fortwährend zu fragen: was wird jetzt kommen, worüber muß ich jetzt wieder erstaunen? Eigentlich verwundere ich mich über nichts mehr! Wenn aber die alte Gnädige täglich dreimal eine Speise macht, ehe sie ihr gerät, und dann nicht ein einzigesmal in lautes Lamento ausbricht, auch gar nicht mir die Schuld giebt — dann, ja dann muß der Mensch sich verwundern.

Da seine Mutter nicht herunterkam, wollte Dedin Alexandra hinauf schicken; aber die alte Frau hatte jedesmal irgend einen triftigen Grund, allein bleiben zu müssen.

Als Alexandra anfing, allmählich zu Kräften zu kommen, mußte sie das Benehmen der Mutter befremden. Nie war ihre Verehrung, Liebe und Dankbarkeit für die ehrwürdige Greisin so stark gewesen wie jetzt. Sie hätte vor ihr hinknien, ihre Hände, ihr Kleid küssen, ihr auf alle Weise zeigen mögen, daß ihr hochmütiger Stolz sich in tiefe Demut verwandelt; daß sie ganz still, bescheiden und unansehnlich geworden, dabei so der Verzeihung, so der Liebe bedürftig! Zugleich so sehnsuchtsvoll, jedes herbe, ungerechte Wort, das sie früher gesprochen, doppelt und dreifach wieder gut zu machen.

Sie ward so beglückt, sie hätte so gern beglückt. Die ganze Zukunft lag vor ihr so sonnendurchflutet; da war denn die plötzliche Entfremdung der Mutter der erste große Schmerz, den sie seit langer Zeit gefühlt. Dedin verschwieg sie es sorgfältig. Berührte er diesen wunden Punkt zuweilen selbst, so mußte sie ihn zu überzeugen, daß er sich täusche. Fand sie dann abends in ihrem Zimmer all die kleinen Beweise von Sorgsamkeit, so war sie davon bis zu Thränen gerührt; und jeden Abend hatte die Mutter etwas für sie hingestellt, sei es eine Süßigkeit oder auch nur eine Blume.

Solange Mutter und Sohn in Bergasyl zusammen wohnten, verbrachte Dedin regelmäßig eine Stunde vor dem Zubettgehen der Mutter bei dieser in deren Schlafzimmer. Der Frieden dieses kleinen Gemaches wirkte auf ihn wie ein Schlummerlied. Er mochte es noch so ruhelos, so innerlich zerrissen und durchwühlt betreten, mit sich und der Welt zerfallen — wenn ihm die Mutter beim Fortgehen den Gutenachtkuß auf die Stirn drückte, so ging er als ein anderer, wie er gekommen war. Der alten Frau war diese Stunde die schönste des Tages, eine wahre Feststunde. Manchen Tag sah sie ihren Sohn nur zu dieser Zeit. Sie empfing ihn jedesmal bereits halb entkleidet, in einer jener berühmten Nachtjacken, die sie sich als junges Mädchen selbst gestickt hatte, den grauen Scheitel ganz unter dem schneeigen Häubchen verborgen. Wie ehrwürdig sie ausah! Wie traulich es um sie her war! Auf dem Tisch vor dem Sofa stand die Lampe mit dem grünen Glasschirm und beleuchtete matt die einfachen Geräte aus guter, alter Zeit. Das weiße Gardinenbett mit seinem Faltenhimmel durchstrahlte

die Dämmerung. Der Teppich, den die schweren Fußtritte, die Nacht für Nacht unaufhörlich darüber hinwankten, so abgetreten hatte, daß an seinen Blumen keine Farbe mehr zu erkennen war, gab sich den Anschein, als ob er noch ein ganz anständiger Teppich sei. Der schwache Schein fiel auf einige vergilbte Kupferstiche an den Wänden. Auf dem einen segnete eine alte, blinde Frau ihren Sohn, der mit Weib und Kind auswanderte und die blinde Mutter allein sterben ließ. Ganz wehmütig zitterte der blasse Lichtstrahl über dem Bild des toten Vaters, über Dedins eigenes und über eine Zeichnung des einzigen, treulosen Freundes, den der Vereinsamte jemals besessen. War Dedin in diesem Zimmer, so befand er sich unter lauter verstaubten Erinnerungen, unter lauter wurmstichigen Reliquien, die jedoch nicht aufhörten, zu seinem Herzen eine mächtige Sprache zu reden: die längst verhallte Sprache seiner Kinderjahre, dieser Gesang aus der Jugendzeit, auf dessen Klänge er noch immer lauschte. Bei diesen frommen Besuchen saß die Mutter gewöhnlich auf ihrem Lehnstuhl am Fenster, während der Sohn langsam im Zimmer auf und abging. Oft wurde von keinem der beiden ein Wort gesprochen; trotzdem hatte jeder dem andern viel gesagt, alles, was sie einander zu sagen hatten: Ich habe noch einen Sohn — ich habe noch eine Mutter.

Ein Unglücklicher, dessen ganzes Leben ein Exercitium über das Thema war: wie es mit dieser „besten“ aller Welten eigentlich herzlich schlecht bestellt ist; ein Darbender, dessen Dasein jede Erquickung, jedes Labfal versagt ist; ein unstäter Nachkomme Kains, der das Zeichen seines Variatums auf der Stirne

trägt — ein solcher wird in der trostlosen Zerstörung des Besigtes alles dessen, was Menschen sonst „glücklich“ zu machen pflegt, eines behalten können, was ihm unantastbar bleibt, daran er sich anklammern kann, wenn es ihn in den Untergang hinein reißen will und wäre dies auch nur die graue Locke seiner Mutter. Glauben an Gott, Liebe zur Menschheit, Hoffnung auf eine bessere Zeit, mit einem würdigeren Menschengeschlecht, in einer göttlicheren Welt, alle diese lieblichen Irrtümer und holden Illusionen können in der allgemeinen Verwüstung mitzer schlagen werden; aber unvergänglich schön bleiben das Lächeln und der Blick und das Wort der Mutter, leuchtende Erinnerungen aus einer verklärten Zeit. Sie selbst, die Heilige, mag das Grab umschließen — ihre unsterbliche Liebe hat sie dem Sohne zurückgelassen, um die verlorene Seele sich nachzuziehen, der Gottheit in die Arme. Wehe dem Manne, der nie das Evangelium der Mutterliebe vernommen.

Auch in dieser glückseligen Osterzeit kam Dedin jeden Abend zu seiner Mutter hinauf. Die Greisin saß still in ihrem Stuhl. Ihr in der kurzen Glückszeit wieder so rundlich gewordenes Gesicht mit den glänzenden Wangen, die der Aebtissin eines wohlgespeisten Klosterleins in dem segnetsten katholischen Zeitalter keine Schande gemacht hätten, war von neuem eingefallen und sah bei der trüben Beleuchtung so blaß, verweltt und vergrämt aus, daß es kaum wieder zu erkennen war. Ihre Züge trugen jenen starren Ausdruck, der bis vor kurzem auf Alexandras Antlitz gelegen. Sie kniff fortwährend die Lippen zusammen, als wolle sie sich das Reden verwehren: als dürfe sie nicht reden! Dadurch kam es, daß sich um diesen

sonst so liebenswürdigen, freundlichen und gütigen Mund ein Zug von fast grausamer Härte legte. Man sah es ihr an: mit diesem Gesichte konnte sie unerbittlich sein! Wenn Dedin aufgeregt das Zimmer durchschritt, wandte sie nicht die Augen von ihm. Diese waren trüber und schwächer, als je; aber keine heimlich vergossenen Thränen waren die Ursache davon.

Dedin sprach kaum von etwas anderem, als von dem einen, was ihn so ganz erfüllte, so völlig alle seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch nahm, daß er für alles andere nur halbe Sinne hatte: Alexandra! Ihre wunderbare Rettung, ihre schöne Auferstehung, ihre Wandlung, ihre Liebe, sein Glück! Er machte die schimmerndsten Zukunftspläne, baute die herrlichsten Lustschlösser, fand kein Ende in Träumereien und verzückten Phantasien. Wie entgeistert hörte die Mutter zu, jeden Abend dasselbe eine volle Stunde lang. Einmal kam es zwischen Mutter und Sohn zu einem Austritt. Die alte Frau verlangte von Dedin, daß er, wie es im Herbst beschlossen worden, fortreisen sollte. Dedin entgegnete: daß jetzt alles ganz anders sei, daß er gar nicht mehr daran denke, fort zu gehen, daß er sich keinen Tag mehr von Alexandra trennen werde. Die Mutter bestand darauf, heftig, gebietend, fast drohend. Dedin wurde gereizt, entgegnete leidenschaftlich, ließ in seiner früheren rücksichtslosen Weise ein hartes Wort fallen — wie von einem Schlag getroffen brach die Mutter zusammen.

Sie war rücklings niedergestürzt und lag mit steifen Gliedern auf dem Teppich. Dedin glaubte, sie sei tot und stand da, als habe er einen Mord begangen. Sie brachten sie wieder zum Leben zurück. Ihre erste Bewegung war, daß sie alle

von sich wies. Als keiner sie verstand, lag sie eine Weile, Kräfte sammelnd, still, dann erhob sie sich. Ohne sich abhalten, ohne sich stützen zu lassen, ohne für Dedin weder einen Blick noch ein Wort zu haben, schickte sie alle hinaus und schloß hinter ihnen ab.

So oft Dedin in der Nacht auch kam und um Einlaß bat — sie antwortete ruhig, beruhigend, freundlich! aber sie öffnete nicht.

Ungefähr eine Woche nach diesem Ereignis trat Dedin mit niedergeschlagenen Augen vor seine Mutter: Er halte es nicht länger aus! Alexandra sei wieder völlig hergestellt, es sei eine Tollheit, die Hochzeit noch länger hinauszuschieben. Er habe mit Alexandra gesprochen, jetzt wolle er das mit ihr. Noch heute würde er dem Geistlichen in Salzburg schreiben. Am Sonntag könne das dreimalige Aufgebot stattfinden und nach einer Woche die Trauung. Wie seine Mutter darüber denke?

Seine Mutter schwieg. Dedin hielt ihr Schweigen für ihre bejahende Antwort, bedeckte ihre Hand mit Küssen, gab ihr die zärtlichsten Namen, stürzte davon.

Als sie allein war, wankte die Greisin zu ihrem Schreibtisch, schloß auf und nahm einen Brief heraus, der an Dedin gerichtet und vor einigen Tagen angekommen war. Sie hatte ihn ihrem Sohn unterschlagen. Es war ein Gerichtsschreiben aus der Stadt, in welcher Alexandra, nachdem sie von Dedin verlassen worden, gelebt hatte, und wo sie ihr Kind geboren. Der Brief war erbrochen.

Auch diese Nacht las sie ihn wieder und wieder. Da Gott nicht geholfen, so zauderte sie jetzt nicht länger, selbst zu helfen. Gott helfe ihr — sie konnte nicht anders!

Am nächsten Morgen schrieb sie mit fester Hand im Namen ihres Sohnes: Die bewußte, unter polizeiliche Aufsicht gestellte Person, nach welcher durch das Berchtesgadener Gericht Anfrage eingelaufen, befinde sich allerdings im Hause, werde dasselbe aber in der allernächsten Zeit verlassen. Uebrigens seien ihr Verhalten und Lebenswandel tadellos.

Am Vormittag äußerte die Mutter den Wunsch spazieren zu fahren. Dedin bestellte sofort den Wagen. Da der Tag kühl war, konnte Alexandra nicht mit. Die Mutter fuhr also allein, da auch Dedin zu Hause bleiben mußte. Bei dem Schulhaus in Unterstein ließ die Mutter umkehren und nach Berchtesgaden fahren. Sie machte einige Besuche, ging zur Post und von dort auf das Landgericht.



Deunzehntes Kapitel.

Des Glückes Anfang und des Glückes Ende.

Am Anfang der Woche, an deren Ende die Vermählung stattfinden sollte, wollte Dedin nach München reisen. Seine Mutter hatte ihn dazu veranlaßt. Sie erinnerte ihn, daß mancherlei Einkäufe nötig seien, auch dieses und jenes Geschäftliche zu besorgen. Dedin mußte über sich selbst lächeln: Eine Trennung von wenigen Tagen war ihm schmerzlich. Das Einzige, was ihn mit der Reise versöhnete, war der Umstand, daß er über Salzburg fahren wollte, dort selbst mit dem Geistlichen sprechen und mit diesem den Hochzeitstag bestimmen. Er dachte es sich schön, erst am letzten Abend zurück zu kommen. Derselbe sollte in Bergasyl festlich begangen werden. Das Haus, in welches sich Jahre lang sein kranker Welt Schmerz geflüchtet und verborgen, sollte für einige Stunden seine höchste Seligkeit beherbergen. An den Wänden, die so lange jene trostlosen Sprüche auf sich tragen mußten, sollte bei Musik und festlichem Lichtschein die Schrift gelöscht werden, um später eine andere, hoffnungsvollere darauf zu schreiben, welche die schöne Wandlung bezeugte. Bevor er abreiste, ordnete er

alles an, sogar das Kleid wählend, das Alexandra an diesem, ihrem „Polterabend“ tragen sollte. Während sie im Hause nur ihrer drei sein würden, sollte es rings um das Haus, unter den Buchen und auf den Wiesen, wimmeln von fröhlichen Menschen. Wer kommen wollte, war willkommen! Alle sollten sich freuen, alle an seinem Glück teilnehmen. Auch für seine Mutter war es ihm lieb. Er kannte sie. Je mehr es zu thun gab, desto größer die Arbeitslust und die Arbeitskraft. Ueber die Vorbereitungen zum Fest würde sie völlig vergessen, daß dieses ein Abschiedsfest sei. Er besprach alles mit ihr; vielmehr: er sagte ihr, wie er alles wünsche. Die Länge der letzten Tage machte er sich dadurch erträglich, daß er selbst alles besorgte und betrieb. In seiner fieberhaften Thätigkeit sah er die Mutter fast gar nicht, sogar Alexandra nur wenig. Diese bereitete auch vor: sich selbst! Da kam sie denn nicht aus ihren Zimmern heraus. Es war so bestimmt worden: Am Morgen nach dem Fest, sollte das Brautpaar mit der Mutter in aller Frühe nach Salzburg fahren und sofort nach der Trauung allein weiter: über Innsbruck und das Stillsferjoch an den Comersee nach Bellaggio. Hier wollten die beiden Neuvermählten einen glückseligen Monat verleben.

Den letzten Abend vor der Abreise des Bräutigams verbrachten die beiden allein. Bis nach Mitternacht blieben sie im Musikzimmer zusammen. Dedin saß stundenlang am Klavier und phantasierte. Auf dem Platz der Mutter hörte Alexandra zu, plötzlich die Sprache verstehend, die Dedin in Tönen zu ihr redete. Sie hatten kein Licht anzünden lassen. Vom Klavier aus sah Dedin den Mond aufgehen. Lichter Dunst quoll um

die Tannentwipfel. Langsam, feierlich kam es leuchtend heraufgestiegen. „Beethoven!“ flüsterte Dedin. Er wandte sein Gesicht nicht ab. Die ersten Strahlen fielen auf Alexandras Stirn — still grüßte er zu ihr hinüber. Dann begann er die Mondscheinsonate.

Der Mond stieg höher und höher. Ueber die ganze Schönau, bis weit hinüber in die Ramsau flutete der Glanz. Die Häupter der Berge verhüllten schimmernde Schleier. Silberne Wolken glitten in dem blauen Dunstozean dahin. Die letzten Klänge der Sonate verhallten.

Neben dem Klavier stand Alexandra. Regungslos hatte sie den Tönen gelauscht. Dedin wollte sie an sich ziehen; da glitt sie an ihm herab, ihm zu Füßen. Sie flüsterte:

„Daß mich hier liegen; einen Augenblick nur. Nur so lange, bis ich dir etwas gesagt habe. Blicke mich nicht an. Spiele! Spiele! So ist es schön! Dedin, Dedin! Ich soll dein Weib werden. Zum zweitenmal soll ich dein Weib werden, heiliger, als es das erstemal geschehen. Mir ist's, als müßte ich dich auf meinen Knieen um Verzeihung bitten, daß ich mich so unlöslich an dich binden will, als müßte ich dir jammernd zurufen, daß es nicht sein dürfe, daß es dein Unglück wäre, daß ich ein schweres Unrecht an dir begehe. Ich wollte es begehen! Spiele weiter! Damals am Obersee und auf der Gozen wollte ich es an dir begehen. Ich sollte noch im letzten Augenblick nicht zugeben, daß es geschieht. Noch im letzten Augenblick sollte ich dich vor mir retten. Ich müßte fort von dir gehen, entfliehen, dich verlassen, mich verwünschend, daß ich gekommen bin. Erst heute dein Spiel hat mir das zu

vollem Bewußtsein gebracht. Aber ich kann nicht; ich kann nicht! Ich will die Schuld auf mich nehmen, die Schuld und die Verantwortung. Ich bin stark Dedin, Dedin! Ich will dich glücklich machen jede Stunde deines Lebens. Ich fühle eine solche Liebesfülle in meiner Brust, die ich alle ausströmen lassen möchte, hinsluten lassen für dich, wie ich es gewiß mit meinem Herzblut thäte, könnte dich das glücklich machen und geschehene Dinge ungeschehen. Etwas Unsterbliches, Göttliches lebt in mir, das ich nicht nennen kann. Ja, spiele! Spiele! Nenne du es. Diese jauchzenden Saiten, diese jubelnden Klänge, diese gewaltigen Akkorde — das nennt es: Liebe! Liebe! Liebe! Mein Haß ist Liebe geworden. (Als ob es jemals Haß gewesen wäre?!) Nie habe ich einen anderen geliebt, als dich; nie hat mich ein anderer beseffen, als du. Du empfängst mich zurück wie du mich fortgegeben hast. Blicke nicht auf! Spiele! Spiele!

Er spielte. Leise erhob sich Alexandra. Dedin fühlte wie sie sich von ihm entfernte. Er hörte ihr Kleid rauschen. Er spielte — Jubel! Jubel! Alexandra war bis zur Thüre gekommen; hier blieb sie stehen. Sie schien die Schwelle nicht überschreiten, das Zimmer nicht verlassen zu können, bis sie ihm noch etwas gesagt. Dann ging sie aber doch. Dedin spielte weiter — Dithyramben in Tönen.

Als Dedin zu seiner Mutter wollte, fand er die Thür verschlossen und die Mutter bereits zu Bett gegangen. Sie rief ihm gute Nacht und Lebewohl zu. Es that ihm leid, mit diesem Abschied fortreisen zu sollen. Eine heftige Sehnsucht ergriff ihn, sich ein letztesmal mit seiner Mutter zu be-
reden, ihr die ganze Vergangenheit abzubitten, ihr die ganze

Zukunft zu versprechen. Bögernd begab er sich fort, sogleich in sein Schlafzimmer, um sich die ganze Nacht im Bette herumzuwälzen. Als der Morgen dämmerte, stand er auf: für sechs Uhr war der Wagen bestellt.

Alexandra stand im Nachtkleid am Fenster. Hinter dem Lattengebirge sank der Mond unter, fahlgelb, unheimlich grell. Ein Schauer schien durch die Natur zu gehen. Von den Wiesen stiegen Nebel auf. Zu gespenstischen Gestalten zusammengeballt, schwebte es in der Tiefe langsam dahin. Alles war grau und trüb. Aber die erwachten Vögel zwitscherten ihren Morgengesang und die Menschen regten sich auch schon. Der Wagen kam und hielt unten auf der Landstraße am kleinen Thorweg. Das Haus wurde aufgeschlossen. Dedin trat heraus, ging den Buchengang hinunter. Er sah sich nicht um. Die Nebel empfingen ihn. Bald war seine Gestalt ganz darin untergetaucht und verschwunden. Als wäre er ihr für immer verloren, riß Alexandra das Fenster auf:

„Dedin!“

„Alexandra!“

Durch den dichten Dunst drang der Ruf wie aus weiter Ferne herüber. Wie in weiter Ferne vernahm Alexandra eine Thür knarren, einen Wagenschlag zuwerfen. Dann zogen die Pferde an.

„Dedin! Dedin!“

Dieser angstvolle Ruf ward nicht mehr beantwortet.

Von einem anderen Fenster aus hatte eine andere Dedin abreisen sehen. Sie hörte Alexandra rufen, hörte die Antwort. Ihre Hand tastete nach dem Fensterriegel; aber sie öffnete nicht.

Alexandra begab sich nicht wieder zu Bett. Sie kleidete sich gleich völlig an und ging hinaus, die Bangigkeit zu ver scheuchen. Alle Trübe war draußen gewichen, alles war voll von der Freudigkeit eines erwachenden, sonnigen Tages. Das Zwitschern der Vögel war zum hellen Jubilieren geworden, in Berchtesgaden und Unterstein läuteten die Glocken zur Früh messe, auf der thaurischen Wiese mähte der alte Gröhl. Von allen Bauernhöfen quoll blauer Rauch auf und stieg kerzengerade in die Höhe. Die Sonne ging auf. Auch in Alexandras Seele zog der neue Tag ein und füllte sie mit Jubel und Glanz.

Bergastyl lag da wie ein Bergidyll. Auf den Terrassen waren über Nacht die ersten Rosen aufgeblüht. Das duftete! Alexandra pflückte einen großen Strauß. Sie wollte ihn der Mutter bringen und ihr dann sagen, was sie so schwer auf dem Herzen trug. Das sollte eine schöne Stunde werden, eine rechte Versöhnungsstunde! Ob sie schon wachte? Alexandra sah nach. Unter dem Giebeldach, in dessen Schnitzwerk Dedin die Wahrzeichen der Hausfrau hatte einfügen lassen: auf der Spitze über den Namenszügen zwei, den Morgen auskrähende Hähne, in den unteren Feldern den berühmten Schlüsselbund und den berühmten Strickstrumpf — unter diesem idyllischen Dache waren die Läden noch fest geschlossen. Wie gönnte Alexandra der Müden ihren Schlaf! Sie ging auf die Terrasse zurück und hatte nun denjenigen Giebel vor sich, der, über ihrem Wohnzimmer liegend, von Dedin „Alexandra-Giebel“ getauft worden war. Hier lagerten schwerfällig und geheimnisvoll zwei Sphinge über dem Dache, während die Felder die Lösung dieser Rätselgeschöpfe enthalten sollten: ein Medusen-

gesicht und der Spiegel der Selbsterkenntnis und Wahrheit. Lächelnd betrachtete Alexandra die Zeichen, die ihr Wesen bedeuten sollten. Sie hätte etwas anderes sagen können, was die Sphinx besser löste. Am Hochzeitmorgen sollten zu dem A die Chiffren ihres neuen Namens hinzugefügt werden. Dann stieg sie zur Landstraße hinunter und besuchte auf seinem Feld den Alten, dem sie durchaus bei seiner Arbeit helfen wollte. Er mußte ihr seine Sense geben und ihr zeigen, wie das Mähen gemacht wird. Alexandra begriff es sogleich. Mit kräftigem Schwung holte sie weit aus, mit der scharfen Schneide dicht über den Boden hinweg fahrend, so leicht und sicher, als ob das Mähen ihr eine gewohnte Lebensbeschäftigung sei. Schmunzelnd sah der Bauer ihr zu.

„Um dich ist's schad'! Du hättest eine prächtige Bäuerin gegeben.“

„Sennerin gefällt mir besser. Wie hoch ist mein Lohn bei euch auf der Funtenseealm? Ja so! In drei Tagen muß ich den Dedin heiraten. Da geht's denn freilich nicht. Aber im Herbst konnt ich hinauf und wenn mein Mann nicht mit will — desto besser! Dann hau' ich mit euch eine ganze Woche lang droben allein.“

Aber bedenklich wiegte der Alte seinen Kopf.

„Das würde eine graufige Eifersucht geben. Ich thu's nicht.“

„Verleugnet ihr mich so?“ klagte Alexandra. „Ich muß vor allen Leuten ein Zeugnis haben, wie es mit uns beiden steht. Da geht grade der alte Bartel nach Berchtesgaden zur Kirche und schaut auch grade herüber. Bartel Bartel! Er soll etwas zu sehen bekommen.“

Und die Sense fortwerfend, fiel sie dem Alten um den Hals und gab ihm einen herzhaften Kuß.

„In einer Stunde weiß es ganz Berchtesgaden, daß wir es mit einander halten. Ich glaube gar, ihr schämt euch, weil es jetzt herauskommt: Oder steht ihr nur so schamhaft da, weil auch eure Resi mit angesehen hat, wie lieb wir zwei uns haben? Ihr habt recht, das wird eine grausliche Eifersucht geben! Ich kann euch aber nicht helfen. Und mit der Funtenseealm, dabei bleibt's. Wenn ihr auch nicht wollt — ich will!“

Damit verließ sie ihren alten Freund. Sie ging aber noch nicht nach Hause, sondern machte einen weiten Spaziergang: den sogenannten Promenadentweg an der Ache entlang, dann bei dem Annafall abbiegend zum Oberförsterhaus hinüber; und durch die schöne Ahornwaldung der Ortschaft Königssee, über den steilen Bergrücken der Hundskehl wieder zurück nach Bergasyl. Zuletzt war es derselbe Weg, den sie mit Dedin gegangen, als er sie vor der Gohzen in sein Haus geführt. Damals hatte sie keinem Grusse gedankt. Jetzt grüßte sie jeden, der ihr begegnete, zuerst und wo sie Leute auf dem Felde sah, rief sie sogar ihr „Grüß Gott“ zu ihnen hinüber.

Die Mutter war noch immer nicht erschienen. Alexandra ging in ihr Zimmer hinauf, mit dem Vorsatz, die Mutter, sobald sie diese unten höre, aufzusuchen und um eine Unterredung zu bitten. Sie konnte es kaum erwarten.

Im Oberlichtzimmer lag, bereits vollkommen fertig, ihr Brautkleid ausgebreitet; darauf der Schleier. Nur der Kranz fehlte noch; der würde auch am Hochzeitstag fehlen. Das Gewand schimmerte ihr so licht und festlich entgegen, daß sie

nicht widerstehen konnte. Sie entkleidete sich und schmückte sich dann als Braut. Zuerst wagte sie nicht, vor den Spiegel zu treten. Als sie es dann that und im Glase ihr feierliches Bild erblickte, war sie tief erschüttert. Sie sah so geweiht aus, so entzündigt! Jetzt legte sie sich auch den Schleier über das Haupt, stand da und konnte keinen Blick von sich abwenden. Plötzlich mußte ihr ein entsetzlicher Gedanke kommen. Ihr Antlitz erhielt wieder seinen früheren erstarrten Ausdruck. Sie schauderte, schlug beide Hände vor das Gesicht, stöhnte laut auf, als ob ihr Herz von ihrem Gedanken zu Tode verwundet worden, schwankte vom Spiegel fort und flüchtete in ihrer Angst, sich nicht noch einmal selber sehen zu müssen, in das Oberlichtzimmer zurück. Hier warf sie den Schleier von sich, wollte mit zitternden Händen das Kleid aufreißen — da klopfte es an der Thür, die Mutter trat ein.

Alexandra hatte sich aufgerichtet. Vor ihr lag der Rosenstrauß, den sie vorhin auf den Tisch gelegt. Mechanisch nahm sie die Blumen, ging der Mutter entgegen, reichte ihr den Strauß hin. Die Mutter nahm ihn nicht. Entsetzt starrte sie auf die Hand, die ihr die Blüten entgegenhielt und als Alexandra auch die andere nach ihr ausstreckte, trat sie schauernd zurück. Alexandra ließ die Rosen fallen. Sie wollte fragen, was die Mutter habe, was ihr geschehen sei? Plötzlich wußte sie es. Mit einem gebrochenen Laut sank sie zusammen.

Unversöhnlich, unerbittlich stand die Greisin vor ihr.

Endlich sprach sie; so leise, als ob Dedin im Nebenzimmer sei:

„Du mußt fort!“

Alexandra schien nicht verstanden, oder wenn sie verstanden, nicht begriffen zu haben. Sie lag mit dem Gesicht am Boden und wimmerte leise.

„Du mußt fort! Wenn Dedin wiederkommt, mußt du bereits fort sein.“

„Fort?“

Es war ein unterdrückter Schrei, ein erstickter Ruf. Dann fuhr sie fort, vor sich hin zu wimmern.

„Nimm deine Kraft zusammen wie ich sie zusammennehmen muß, wie mein Sohn seine Kraft wird zusammennehmen müssen. Wende dich an Gott. Weil Gott erbarmungslos gegen dich war, muß auch ich es sein. Er war es auch gegen mich. Obgleich ich mir die Hände wundgerungen, hat er mich doch nicht gehört und hat dich am Leben gelassen.“

Alexandra fuhr auf, machte eine Bewegung, als ob sie der Mutter Kniee umklammern wollte. Diese wehrte ab.

„Rühre mich nicht an! Seitdem ich weiß, was diese Hände Gräßliches gethan, bin ich fast vor Grausen umgekommen, so oft sie mich berührten. Und diese fürchterliche Hand sollte am Altar in die meines Sohnes gelegt werden?! Mit dieser gottverfluchten Hand wolltest du ihn einmal zu der Wiege deines Kindes führen?! Mit dieser mörderischen Hand willst du an meinem Sohne rächen, was er an dir verbrochen hat?! Siehe die meine aufgehoben: Diese, meine Mutterhand, wird ihn vor der deinen bewahren. Zum letztenmal: Du mußt fort.“

„Ich kann nicht!“

„Ich denke, du liebst meinen Sohn.“

„Ja! Ja! Ja! Laß mich bleiben!“

„Nein!“

„Höre mich! Ich bin nicht so entsetzlich schuldig, als du glaubst. Ich habe schrecklich gebüßt! Ich will es noch mehr: mein ganzes Leben lang, als das treue Weib deines Sohnes. Laß mich bleiben!“

„Nein!“

„Sei nicht so grausam! Laß mich bleiben!“

„Nein!“

„Dedin! Dedin! Hast du daran gedacht, wie er es ertragen wird?“

„Hast du daran gedacht, wie er es ertragen wird, wenn er es eines Tages erfährt, was er für ein Weib hat, eine — —“

„O still! Er wird es nicht erfahren, niemals!“

„Meinst du? Er hätte es schon erfahren. Heute wüßte er es bereits, wenn ich es nicht verhindert.“

„Wie? Verzeih! Ich kann nicht denken. Ich verstehe kaum deine Worte. Heute wüßte er es bereits? Was wüßte er und von wem wüßte er?“

„Was er wüßte? Was deine Hände gethan haben! Von wem er es wüßte? Ich will es dir sagen.“

Sie raunte es Alexandra zu. Diese schrie auf:

„Was wollen sie denn noch von mir? Warum verfolgen sie mich noch? Ich habe nichts mehr mit ihnen zu thun. Sie können mir nichts mehr anhaben. Ich bin frei! frei! frei!“

„Deshalb ist es plötzlich nicht ungeschehen gemacht. Du bleibst, was du bist. Und wenn du deine Hände in Himmelsglanz gewaschen hättest — du könntest die That nicht von

ihnen abreiben und ich könnte sie nicht in die Hand meines Sohnes legen lassen, ihm angetraut.“

„Sei nicht so grauenhaft hart! Du willst deinen Sohn ja doch nicht vernichten, sondern erretten. Du hast nicht an seine Liebe gedacht.“

„Ich habe an alles gedacht.“

„Es wird ihn töten.“

„Und wenn es ihn tötete. Es wird ihn nicht töten. Du vergißest, daß seine Mutter noch lebt.“

„Du wirst ihm nicht helfen können.“

„Mein Sohn liebt mich. Daran denkst du nicht.“

„Du wirst auch dir nicht helfen können. Kannst du denn nicht vergeben, wo doch gewiß selbst dein rächender Gott vergeben hat, wo ich doch so grausig gebüßt habe?! Du sagst, du wüßtest es! Du wüßtest alles? Alles kannst du gar nicht wissen, das weiß nur ich allein. Wenn Dedin auch alles erführe, so würde selbst er mir vergeben, er zu allererst! Ich will ihm alles sagen.“

„Das wirst du nicht!“

„Willst du mir das verwehren?“

„Ja.“

„Das kannst du nicht. Wenn er kommt, sage ich es ihm.“

„Du wirst ihm nichts sagen, kein Wort! Wenn er kommt, wirst du nicht mehr hier sein.“

„Du jagst mich also wie eine Verbrecherin zum Hause hinaus?“

„Als eine Verbrecherin!“

Alexandra erhob sich.

„Ich werde gehen — augenblicklich! Irgendwo werde ich warten, bis er zurückkommt. Ich werde ihm entgegen gehen. Ich habe mir dies Glück zu blutig erkaufte, um es mir jetzt entreißen und töten zu lassen, ehe es noch recht gelebt hat. Du weißt, was ich gethan habe, — was ich gelitten habe, das weißt du nicht.“

„Du weißt, was ich thue — was ich gelitten habe, das weißt du nicht. Du wirst ihm nicht entgegengehen; du wirst ihn nicht wiedersehen, niemals!“

„Das zu verhindern steht nicht in deiner Macht.“

„Meine Macht über dich und meinen Sohn reicht über mein Leben hinaus. Auch im Tode werde ich ihn vor dir schützen. Du willst ihm alles sagen? Möglich, daß er nicht vor dir zurückschaudert, wahrscheinlich, daß er dich dennoch in seine Arme nimmt. — Unglückselige, wenn er das thäte! Zehnfach unglückseliger, als du jetzt bist. Begreifst du denn nicht? Was für ein Leben würde das sein, das ihr zusammen führtet, wenn er es wüßte? Jeder Tag eine neue Qual, jeder Tag ein neuer Fluch für euer Dasein. Oder wähnst du, daß du ihn mit aller deiner Liebe — ich will dir glauben, daß du ihn liebst, daß selbst er mit aller seiner Liebe, die groß und gewaltig ist, dich und sich vor dem Jammer bewahren könnte? Meinst du, ihr würdet eine einzige glückliche Stunde zusammen verleben, einen einzigen seligen Augenblick des Vergessens? Kannst du dir vorstellen, wie Dedin dich an seine Brust ziehen, dich küssen, deine Hände fassen könnte, ohne in seiner Seele vor Grausen halb zu erstarren. Und wenn du ihm zum zweitenmale ein Kind gebären solltest — —“

„Nicht weiter! Du hast recht: ich muß fort! Sage mir wann und wie es geschehen soll. Ich kann noch immer nicht denken. Gewiß! Du hast gewiß an alles gedacht! Was sagst du ihm nur, wenn er zurückkommt und mich nicht mehr findet? Ich könnte sterben. Das wäre das Beste, auch das Natürlichste und Schnellste. Damit wäre dann alles abgethan. Mancher, der am Morgen sang und lachte, ist am Abend tot. Warum kann ich das nicht auch sein? tot! Er darf nur nicht merken, daß es gewaltsam geschehen ist; sonst könnt ich's ja im Notfall mit einer Haarnadel thun. Wir wollen überlegen, hilf mir etwas finden. Ich könnte eine Fahrt auf dem Königssee machen, der Rachen könnte umschlagen, irgend etwas könnte geschehen. Was kann nicht geschehen! Dann wäre mit einemmal alles aus. Hilf mir doch!“

„Du mußt leben.“

„Du mußt! Du mußt! — — — Wer will mich dazu zwingen?“

„Ich.“

„Das ist zuviel!“

„Wenn du dich tötest, so würde ich Debin den Grund sagen müssen.“

„Es giebt hier ja so viele Abgründe. Auf der Goken ist einer und einen andern weiß ich, der noch schöner ist. Ich könnte ja Sehnsucht bekommen, diese Plätze, wo ich mit Debin war, wiederzusehen. An dem einen wurde sogar ich vom Schwindel gefaßt. Nun und so auch diesmal. Ich trete dicht an den Rand, fasse zum Halt einen Zweig der Birbe — ich will in den Obersee hinabsehen, der drunten so

schön blau daliegt, ich beuge mich vor, etwas zu weit — der dürre Ast bricht — da muß ich natürlich hinunterstürzen — ich stoße nicht einmal einen Schrei aus — ich fühle es kaum — ich zerschmettre nicht einmal, sondern falle gleich in den Obersee hinein. Es thut gar nicht weh. Wenn er es nicht glaubt, so kann er es mir ja nachthun. Ich weiß, er thut es mir nach.“

„Willst du auch meinen Sohn morden?! Hast du noch nicht genug Jammer über mich gebracht?! Soll ich mutterseelenallein sterben und dir und ihm fluchen?!”

„Deine mütterliche Liebe kommt mir wie mütterliche Selbstsucht vor. Bete, daß Gott es nicht an dir rächen möge. Ich werde leben bleiben.“

„Wohin willst du gehen! Du weißt, er darf dich nicht finden.“

„Ich verspreche dir, daß er mich nicht finden soll.“

„Noch einmal: wohin gehst du?“

„Ich glaubte, du habest an alles gedacht? Freilich, daran wohl nicht. Was geht es auch dich an. Genug, wenn ich fort bin, wenn du mich aus dem Hause geschafft hast. Wohin ich gehe? Was weiß ich's? Was kümmert es mich. Die Welt ist ja so weit. Irgendwo wird wohl ein Winkel zu finden sein, wo ich unterkriechen kann. Ich bin noch jung, und werde noch lange leben müssen. Dein Sohn wird mich vielleicht suchen. Aber du kannst ruhig sterben: auch nach deinem Tode wird er mich nicht finden und sände er mich, so wird es nicht auf lange sein. Ich schwöre dir das! Gott im Himmel, ich habe ja noch mein Hochzeitskleid an!“

Die Mutter wollte reden. Da hörten sie auf der Treppe

eine Stimme, bei deren Ton beiden das Blut stockte. Jetzt hastige Schritte auf dem Korridor, jetzt wurde die Thüre aufgerissen — Dedin! Als er Alexandra so feierlich geschmückt vor sich sah, stand er zuerst sprachlos da, dann stürzte er auf sie zu, riß sie an seine Brust, darauf auch ungestüm die Mutter umarmend, sich belustigend über den Schreck, den er beiden verursacht. Strahlend vor Glück erzählte er, daß er in Salzburg vom Geistlichen gehört: da das dreimalige Aufgebot bereits am Sonntag stattgefunden, so stünde ihnen nichts im Wege, sich jede Stunde trauen zu lassen. Der Gedanke, daß Alexandra schon morgen sein Weib sein könne, habe ihn so gepackt, daß er den Pferden kaum Ruhe gegönnt und förmlich zurückgejagt sei. Die ganze Fahrt über habe er sich Alexandra im Brautkleid vorstellen müssen: im Brautkleid sei sie ihm entgegen getreten! Anstatt über das Bergwerk zu fahren, habe er den Umweg über Berchtesgaden gemacht und gleich das Musikchor herausbestellt. Sepp laufe bereits in der Nachbarschaft umher, um das Fest für den Abend anzufagen und unten erwarte ihn Friedrich mit den Arbeitern, um die Pfähle für die Pechbrände aufzuschlagen. Alle würden überreichlich zu thun haben: Alexandra mit Backen, die Mutter in der Küche, am meisten er mit seiner Seligkeit.



zwanzigstes Kapitel.

„Mein Hochzeitstag sollt' es sein.“

Rings um Bergasyl glühte und leuchtete es. Um das ganze Haus schlang sich ein Gewinde von Glut. Von allen Terrassen lohte es auf. Die Wiesengründe bekränzte es feurig. Aus den Gebüsch und Blumenbeeten erhob es sich flammend. Unter den Buchen, tief im Innern des Parkes und längs des Tanns loderten die Pechbrände.

In den Ranken, die über alle Giebel bis hinauf zum Turm kletterten, hasteten bunte, zitternde Flämmchen, als hätten sich Scharen großer, wunderbarer Johanniskwürmer auf dem Grün niedergelassen.

Weithin erhellten Debins und Alexandras Hochzeitsfackeln die Nacht. Der wilde Schein überstrahlte das Mondlicht. Aller Glanz schien von Bergasyl fortgeschlachtet zu sein, in die Schönau und Ramsau hinüber und auf das Gebirge.

Die Musik spielte. Auf den Terrassen wurde getanzt, unter den Buchen gegessen und getrunken. In den Pausen schossen die Burschen ihre Büchsen ab. Raketen stiegen auf. Man jauchzte und jodelte, man ließ das Brautpaar und die Hochzeitsmutter leben, lebte selbst.

Dedin war mitten unter seinen Gästen; sie wollten aber auch Alexandra sehen. Der Bräutigam wußte nicht, wo sie war, rief und suchte sie. Sie trat ihm im Hause entgegen.

Alexandra hatte gethan, um was Dedin sie gebeten und sich festlich angezogen. Als er nachdem das Fest schon begonnen, nach ihr sah, saß sie noch im Dunkeln. Er wurde fast heftig. Sie schickte ihn hinaus: gleich würde sie angezogen sein. Es dauerte aber noch eine Stunde, ehe sie kam.

Dedin ließ sich Zeit, einen entzückten Blick auf sie zu werfen. Wie die Frau aus dem Märchen stand sie vor ihm, im meergrünen, schleppenden Seidenkleid. Aber ihr Haupt war so ungeschmückt. Was für einen wunderlichen Kranz hatte sie auf? Einen verwelkten Alpenrosenzweig. Welch ein Einfall!

„Was hast du dir denn in dein Haar gesteckt?“

„Etwas Verdorrtes. Einst blühte es auch.“

„Was ist es?“

„Kennst du es nicht mehr? Es ist der Alpenrosenzweig, den du mir auf der Höhe aufsetztest. Es sollte mein Brautkranz sein. Ich riß mir ihn ab und warf ihn fort. Damals wollte ich keinen Brautkranz tragen. Wie du siehst, nahm ich den Zweig wieder auf und heute trage ich ihn — meinen verdorrten Brautkranz. Gefällt er dir nicht?“

Ohne zu antworten, nahm er sie bei der Hand.

„Du bist ja eiskalt.“

„Mir fehlt aber nichts.“

Sie gingen beide hinaus. Jubel begrüßte sie. Hand in Hand traten sie zu den Leuten. Alexandra war wieder einmal

Boll für Boll Majestät. Der alte Gröhl stand von ferne und zog sein Rapplein. Die Braut nickte ihm zu. Sie dachte: „Dich sehe ich heute noch.“

Die Burschen schossen wieder wie toll. Alexandra lauschte auf das donnernde Echo. Schade, daß die Büchsen nicht mit Kugeln geladen waren. Man konnte leicht unvorsichtig sein und sich so aufstellen, daß man getroffen werden mußte. Es müßte wohl thun, so ins Herz getroffen zu werden — mitten ins Herz.

Dedin wurde von ihr getrennt. Sie hörte ihn fröhlich auflachen. Könnte sie ihn nur vorbereiten. Er würde es ja nicht glauben. Man war mit dem Feuerwerk beschäftigt. Niemand beachtete sie. Sie ging in den Wald, tief hinein.

„Wenn doch ein Sturm ausbräche, ein Gewitter, so wie damals am Obersee in der Fischungl. Wie leicht hätte mich damals ein Blitz treffen können oder ein niederschmetternder Baum. Wie schön würde es sein, erschlagen zu werden, meinen Brautkranz im Haar. Und wie schön Dedin mich dann würde begraben können, wie schön um mich trauern und weinen. Ich will recht darüber nachdenken. Vielleicht, daß ich von Sinnen komme. Wie schön es sein muß, von Sinnen zu sein! Am Obersee und auf der Gogen war ich's nur halb. Schade!“

Sie blieb stehen, schloß die Augen und stellte sich das Glück vor: in einem Irrenhause, unheilbar!

„Aber noch himmlischer wäre, wenn ich meine Augen gar nicht wieder aufzuschlagen brauchte. Gott! Gott! Kann es so etwas Herrliches geben wie Tod ist? Im Sarge zu liegen, den Deckel fest über sich geschlossen, recht viele Schollen über sich, zum Ueberfluß einen schweren, schweren Stein darauf, daß man

gar nicht wieder auferstehen könnte, auch am jüngsten Tage nicht. In aller Ewigkeit begraben liegen, nicht schlafend, nicht träumend — nein, tot und verwest. Welch ein göttliches Nichtsein!“

Sie schreckte zusammen.

„Immer noch dieser entsetzliche, grausame, mörderische Jubel! Und wenn ich die Augen öffne, so werde ich den gräßlichen Feuerschein sehen. Wenn es noch wenigstens in mein Gehirn dränge und mir den Verstand zerstörte. Ich bin so schrecklich klar bei Vernunft. Nur nichts mehr sehen und hören.“

Sie warf sich nieder, wo sie grade stand.

„Dedin hat mir von einem Philosophen erzählt, der gelehrt habe. — Ich weiß nicht mehr recht was. Ich verstand es nicht. Ich glaube, es war, daß der Mensch sterben könne: sich selber töten, nur allein dadurch, daß er den rechten Willen dazu habe, den gewaltigen Willen! Dieser Wille des Menschen sei so mächtig, daß man mit diesem seinem bloßen Willen erreiche, was andere mit Gift oder Dolch. Wohl! Ich habe den Willen zu sterben, den rechten, gewaltigen Willen. Ich will sterben! Ich will! Ich will! Höre mich, Gott, ich will!“

Sie lag regungslos da, den Tod erwartend; aber der kam nicht. Selbst ihr gewaltiger Wille zwang ihn nicht herbei.

„Ich muß leben!“

Sie riß mit zuckenden Händen den feuchten Boden auf.

„Ich will mir mit meinen Händen mein Grab wühlen. Die Erde wird mich ja wohl ersticken.“

Da hörte sie sich rufen:

„Alexandra! Alexandra!“

Sie biß sich in den Arm, um nicht laut aufschreien zu müssen. Sie fühlte das Blut rinnen. Nach einer Weile erhob sie sich und schritt zurück, der Richtung zu, wo ihre Hochzeitsfackeln ihr entgegen leuchteten, wo sie das Volk jubeln hörte. Eben begann die Musik einen neuen Tanz.

„Wo warst du denn? Hast du mich nicht rufen hören? Wie siehst du aus!“

„Ich war im Walde und fiel.“

„Du blutest!“

„Ich verletzete mich.“

„Sie spielen uns den Brautwalzer auf. Liebchen, komm!“

„Wivat das Brautpaar!“

Die beiden traten an. Dedin umschlang Alexandra; dicht schmiegte sie sich an ihn. Dann tanzten sie. Als es zu Ende war, applaudierte das Publikum, die Musik blies Tusch. Alexandra wollte sich gar nicht von Dedin's Brust trennen. Er mußte sich zuletzt sanft von ihr lösen.

„Morgen!“ flüsterte er ihr zu.

Er wollte fortgehen und die Mutter aus der Küche holen: die Sprüche sollten gelöscht werden. Alexandra rief ihn leise zurück.

„Was willst du?“

„Morgen“ — —

„Morgen ist es still um uns. Auf der Welt sind dann nur du und ich.“

Sie begann von neuem.

„Morgen wirst du etwas erfahren haben.“

„Ja, wie glücklich der Mensch sein kann! Wie schön das Leben!“

„Morgen wirst du erfahren haben, daß — daß ich dich belog.“

„Wann?“

„Gestern abend, nachdem du Beethoven gespielt.“

„Was fällt dir ein! Womit hättest du mich wohl belügen können?“

„Das wirst du morgen erfahren. Bereite dich darauf vor.“

„Alexandra! Heute solltest du nicht wunderbarlich sein. Es ist unrecht!“

„Denke morgen an das, was ich dir gesagt habe. Heute sei noch glücklich.“

Er wollte von ihr Aufklärung über ihr sonderbares Benehmen verlangen; aber sie trat von ihm fort, in eine Gruppe von Frauen hinein, von denen sie sich anstaunen und ihr seidenes Kleid betasten ließ. Zum erstenmale fühlte Dedin sich schwer verlezt. Seine Hochzeitsfackeln dünkten ihm nicht mehr so hell zu brennen; einige waren auch wirklich dem Erlöschen nahe. Er ließ die Ausgehenden nicht wieder durch neue ersetzen. Schwermütig sah er dann zu, wie ein Maurer die Sprüche überstrich. Wenn man auch die Vergangenheit so auslöschen könnte.

Die Freudenfeuer verglühten. Eine Fackel nach der andern ging aus. Diese und jene flackerten noch einigemal trübe auf, verlöschten dann auch. Rings um das Haus war es ein trauriges Hinsterben: die Gluten, die Klänge, der Wiederhall der letzten Büchsen-Salven, die Jauchzer, die Stimmen — alles erstarb! Bergasyl sank in Ruhe und Schweigen. Der Lär-

menden Festlichkeit der Menschen folgte die erhabene Feierlichkeit der Nacht. Haus, Wiese und Wald verklärte das Mondlicht.

Alexandra stand auf dem Balkon, den Stimmen der Nacht lauschend: dem Rauschen der Bäume, dem Murmeln der Quelle, den wehklagenden Rufen der Käuzchen. Hier und da dampften die toten Gluten noch. Bei einem Luftzug ward hier und da unter der Asche ein Funken noch einmal angefaßt: für einen Augenblick loderte es auf. In den Gewinden des wilden Weins hingen noch einige brennende Lämplein. Der wehmütige Schein zuckte hin und her, konnte nicht zur Ruhe kommen, so sehr sein Lebenslicht auch bereits aufgezehrt war. Einige armselige Tropfen nährten die Flammen noch immer kümmerlich. Alexandra hätte sie gerne gelöscht. Endlich that das der Wind.

Eine Sternschnuppe fiel. „Tod“ wünschte sich Alexandra. Sie sagte es ganz laut.

Unten in der Küche waren die Dienstleute noch auf. Bis diese zu Bett gegangen, würde sie wohl warten müssen. Das konnte noch lange dauern! Aber jeder Augenblick länger war trotz aller seiner Qual ein Geschenk verlängerter Lebensfrist.

Dedin hatte sie von weitem gute Nacht gesagt, der Mutter nicht: die Mutter wollte noch einmal zu ihr kommen. Sie würde doch nicht länger warten können! Aber Dedin war gewiß noch nicht in seinem Zimmer, sondern streifte draußen umher. Sie kannte ihn. Er mußte sein Glück und seinen Schmerz erst zur Ruhe bringen. Den Schmerz hatte sie ihm heute abend zugefügt — welcher einen Schmerz würde sie ihm morgen zufügen müssen! Dieser ließ sich von keiner schlaflosen Nacht müde machen! Um diesen zur Ruhe zu bringen, mußte

er zuerst für sich selbst die Schlummerstätte suchen. Hoffentlich fand er sie bald.

Wie der Gipfel des Watzmann im Mondschein erglänzte! Der würde nun immer dastehen, ewig! Ihr grauste vor dieser „ewigen“ Welt. Würd sie denn niemals müde, das Leid ihrer Geschöpfe auf sich zu tragen? Arme Mutter Erde und du?!

Sie mußte fort! Sie konnte die Mutter nicht noch einmal sehen.

Sie war bereits angekleidet: ihr schwarzes Kleid. Alles andere ließ sie zurück: sie floh ja! Ihr Geld hatte sie bei sich: Wunder, daß sie daran hatte denken können. Sie trat in das Zimmer zurück. Jeden Gegenstand in den drei Gemächern sah sie sich an. Lange stand sie vor dem sterbenden Haupt ihres Freundes, lange unter dem Christusantlitz. Sein Blick war also doch in ihr Herz gefallen! Ja, und der göttliche Blick hatte ihr Herz zermalmt.

Sie hatte an Dedin geschrieben. Den Brief legte sie auf ihr Brautkleid, nachdem sie ihn mit einer Flechte ihres Haares umwunden. Den verwelkten Alpenrosenzweig ließ sie ihm auch da. Gott im Himmel! Wenn er morgen früh kam, an ihre Thüre pochte, fragend, ob sie fertig sei? Keine Antwort! Er öffnete, trat ein — —

Sie durfte es sich nicht vorstellen. Es lähmte alle ihre Kraft. Ueberhaupt durfte sie jetzt nicht denken. Es war gefährlich! Es hätte sie zur Gottesleugnerin und Gotteslästerin machen können. Was wußte sie überhaupt von Gott? Was ihr in der Armenschule gelehrt worden war: Märchen. Davon still!

Noch eines wollte sie mitnehmen; ihre Gedichte. Sie

hatte sie noch in den letzten Tagen gehabt. Sie suchte überall und vergaß darüber, was sie eigentlich suchte. Da sie sich nicht mehr darauf besinnen konnte, gab sie es schließlich auf.

Jetzt wartet sie nicht länger; jetzt geht sie. Leise öffnet sie die Thür. Sie hat die Schuhe ausgezogen; denn sie muß an dem Schlafzimmer der Mutter vorüber und die alte Frau hört das leiseste Geräusch. Wenn nur die Dielen nicht knarren! Auch atmen darf sie nicht. Gott sei dank! Sie ist glücklich vorübergehuscht. Durch den Thürspalt dringt ein matter Lichtschein. Sie wird gewiß jeden Augenblick zu ihr hinüber kommen wollen; diesesmal vielleicht in trostlosem Jammer; denn auch ihr brach ja fast das Herz. Ihr Gott, an den sie glaubt, möge sie segnen! Ihr Gott, zu dem sie betet, möge ihr den Sohn lassen. Ihr Leben war ja doch zerstört.

Alexandra streckt die Hand nach der Thüre aus, hinter welcher die Mutter betend auf den Knien lag. Dann gleitet sie die Treppe hinunter. Unten im Hausgang bleibt sie atemschöpfend, lauschend stehen. In der Küche schwagen und lachen sie. Sie kann die Hausthüre aufriegeln ohne gehört zu werden. Nur schnell! Sie steht draußen.

Ohne aufzuschauen eilt sie in den Buchengang. Noch hätte sie umkehren können! Nur einige Schritte hätte es ihr gekostet. Sie brauchte übrigens nur stehen zu bleiben: Dedin kam gewiß an ihr vorüber. Wenn er jetzt käme? Wenn sie ihm jetzt begegnen würde? Das wäre schrecklich! Denn dann würde es mit ihrer Kraft zu Ende sein. Er würde vielleicht gar nicht einmal erstaunt sein, sie noch so spät draußen zu sehen, es ganz begreiflich finden. Vielleicht, glaubte er, sie

sei hinausgegangen, um ihn zu suchen; er würde sie dafür zärtlich in die Arme schließen, herzen und küssen, die Nacht vor ihrem Hochzeitstag draußen mit ihr durchwachen wollen, bis der Morgen des glücklichsten Tages dämmerte. Fort! Fort! Fort! Sie schwankt vom Wege ab, läuft in den Park hinein und durch den Wald zur Landstraße hinunter. Jetzt hat sie auch diese Thür geöffnet und hinter sich ins Schloß fallen lassen — jetzt ist alles vorbei.

Vor dem Fenster der Kammer, in welcher der alte Gröhl schlief, wurde heftig und eindringlich geflüstert. Wohl schon eine Viertelstunde lang redete Alexandra in den Alten hinein, und dieser hatte noch immer nicht begriffen, was sie wollte und was er sollte. Er war ganz desperat.

„Fort willst du? In der Nacht vor deinem Hochzeitstag! Ja, um Gotteswillen, warum denn?“

„Das kann ich Euch nicht sagen. Ich muß fort! Wenn Ihr mir nicht helfen wollt, so geh' ich allein.“

„Warte doch! Jesus! Jesus! Was wird der Teufel dazu sagen.“

„Ich muß fort!“

„Hör' mich doch! Und die alte Frau! Die trifft ja der Schlag.“

„Ich muß fort!“

„Himmelsmutter! Was ist denn nur geschehen?“

„Ein großes Unglück! Wenn Ihr nicht mit mir geht, so kann es ein noch größeres geben.“

„Besinn dich, was du thun willst. Denk' an etwas Heiliges! Denk' an deine tote Mutter, die jetzt im Himmel über dich jammern wird. Herr! Herr! Wenn ich nur ein Geistlicher wär, daß ich dir ins Gewissen reden könnt'. Thu's nicht! Thu's nicht! Besinn dich! Nachher ist's zu spät. Besinn' dich! Denk', daß dein Vater zu dir spräch' und dir verwehren wollt', ein Unrecht zu thun. Ich kann's nicht beantworten, wenn ich dich gehen laß.“

„Noch einmal und zum letztenmal: kommt mit mir oder ich gehe allein.“

„Wart' bis morgen früh.“

„Nein.“

„Wo willst denn hin in der Nacht?“

„Ich hab's Euch ja gesagt: auf den Funtenseetauern, in Eure Alm. Ihr sollt mich nur über den See fahren. Es liegt kein Machen frei, sonst thät ich's selbst.“

„'s ist eine Sünd', 's ist eine große Sünd'! Denk' an die Schand!“

„Ich denke an mehr, als an das: Bauer, ich denke an den Tod, an meinen und an den von anderen. Wollt Ihr auch das verantworten? Redet jetzt: kommt Ihr mit mir oder nicht? Wenn die Kesi aufwacht, ist's zu spät. Besinnt Euch; aber schnell! Sonst kommt Ihr nicht wieder vor Tag zurück. Bis zur Sagereggerwand ist's weit.“

Aber noch immer zauderte der Alte. Da sagte Alexandra, die, vom Mond beschienen, in ihrem schwarzen Kleid, blaß wie eine Tote vor ihm stand:

„Denkt, daß ich die Annamirl wär, die Ihr so lieb ge=

habt habt. Denkt, daß die Annamirl Euch um Himmelswillen bitte, ihr zu helfen und ihr das Leben zu retten. Denkt, daß die Annamirl im Himmel hörte, wie ich Euch in ihrem Namen so jammervoll anrufe. Wollt Ihr mich noch allein gehen lassen?"

Nach einer Weile antwortete der Alte:

„Wart' einen Augenblick. Ich such' nur den Schlüssel zur Hütte und für dich den Bergstock. Dann komm' ich.“

Nach ein paar Minuten ward vorsichtig die Hausthür geöffnet und wieder eingeklinkt. Alexandra stand schon am offenen Gatter wartend da. Ohne ein Wort zu sagen, gingen beide schnell davon, die Landstraße hinauf, nach dem Königssee zu. Wo die Straße in die Kastanienallee führt, an der Stelle, von wo aus der Wanderer, der vom Königssee kommt, das Haus zum erstenmal erblickt, blieb Alexandra stehen, schaute sich um. Wie ein Stück Himmelsfrieden, das auf die Erde niedergesunken, lag mondbeschienen die Wiese mit Bergasyl da. Eben ging ein Mann über die untere Terrasse dem Hause zu. In Berchtesgaden läutete es Mitternacht. Alexandra zählte die Schläge. Dann — noch ein Schritt und von Bergasyl war nichts mehr zu sehen. Dedin war ins Haus gegangen.

Sie schifften über den See. Alexandra hatte drauf bestanden, auch ein Ruder zu nehmen: der Gröhl mußte durchaus vor Sonnenaufgang wieder in Königssee zurück sein. Er durfte von keinem auf dem Wasser gesehen werden, auch nicht allein zurückkehrend. Sie hatten sich bereits viel zu lange aufgehalten.

Eine Zeit lang regierte Alexandra kräftig die schwere Schaufel. Auf einmal schwankte sie, das Ruder entsank ihr, sie stürzte

mit einem dumpfen Aechzen hin. Der Alte wollte zu ihr hinüber; aber sie rief ihm stöhnend zu: daß er bleibe und so schnell als möglich rudere, ohne sich um sie zu kümmern; sie würde ihm gleich wieder helfen. Wortlos ward ihr gehorcht. Das Gesicht gegen das Holz gedrückt, kauerte Alexandra im Vordertheil des Raches. Rauschend schlugen die Wellen an die Planken. Sie begriff nicht, daß ihr das Wasser nicht das Gesicht benezte. Sie wollte immer mit dem Kopfe hinein und schlug sich dann an das Holz. Zuweilen schauerte sie zusammen und stöhnte wie eine Sterbende. Dann wiederum fühlte sie gar nichts von sich. Einmal öffnete sie die Augen — sie wußte nicht mehr, wo sie sich befand. Es war ganz schwarz vor ihr. Sie tastete mit der Hand um sich, griff an die Planken und glaubte, daß diese der Deckel ihres Sarges seien. Die Wellen hielt sie für die Schollen, die man über sie warf. Ein freudiger Schreck durchzuckte sie. Darüber verlor sie von neuem das Bewußtsein.

Der Alte wußte ihr und sich nicht anders zu helfen, als daß er alle Gebete murmelte, die ihm in seiner Angst einfallen wollten. Auch an die Annamirl dachte er: morgen wollte er für sie eine Totenmesse lesen lassen. So schnell er konnte, trieb er den schweren Rachen vorwärts. Wenn er am Ufer, daran er dicht entlang hinfuhr, ein Kreuz sah, betete er schnell das Notgebet für die arme Seele, die hier jäh und wild aus dem Leben geschieden. Er hätte dieselbe Bitte gerne für Alexandra gesprochen. Der würde auch wohl sein, wenn sie drunten läge!

Der Mond war hinter den Waßmannwänden unter-

gegangen. Fahle Dämmerung füllte die Seeschlucht. Dunkel lag die regungslose Flut, wie ein riesiges, offenes Grab den blaffen Felsen zu Füßen. Am Himmel verlöschten die Sterne. Kalter Morgenwind erhob sich. Alexandra kam zum Bewußtsein. Sie fror. Nach einer Weile stand sie auf und griff von neuem zur Schaufel. Der Rachen fuhr grade an Bartholomä vorüber.

Diesesmal hielt sie sich aufrecht. Noch eine halbe Stunde schweigenden, angestregten Ruderns und der Gröhl lenkte dem rechten Ufer zu. Man konnte bereits den Strand der Saletalp erkennen und die Spitzen der Teufelshörner. Eine kurze Strecke hinter dem Wasserfall, der hier aus der Schlucht der Hachelkopfwände und des Grünseetauern im steilen Sturz in den See niederbraust, fuhr der Alte ans Land. Alexandra stieg zuerst aus.

„Jetzt gebt mir den Schlüssel und — ich danke Euch!“

„Wenn du unterwegs rasten willst — im Unterlahner steht die Hütte offen; gutes Wasser ist auch da.“

„Wie lang bleiben die Funtenseealmen noch unbezogen?“

„Vor Johanni zieht niemand auf.“

„Und in die Jagdhütte?“

„Kommt der Schwaab. Das ist ein braver Mann! Sein Weib, die Kathei kennst du ja.“

„Rehrt jetzt um! In zwei Stunden könnt Ihr wieder daheim sein. Nicht wahr?“

„In zwei Stunden kannst du wieder daheim sein. Freilich! Kein Mensch merkt, daß du fort warst.“

„Ade, Gröhl!“

Sie wandte ihm den Rücken.

„Warte! Wo Mehl und Schmalz aufbewahrt sind, weißt

du. Salz findest auch oben und Rienspän' zum Feueranmachen. Ja und die Bündhölzer hab' ich dir gegeben. Die droben sind, werden feucht geworden sein. Das trockene Holz liegt im Stall. Was ich sagen wollte. In diesen Tagen muß ich hinauf, und neue Schindel legen. Der Schnee hat schauderhaft droben gewirtschaftet. Ich wollt' schon letzte Woche nachsehen. Dann bringe ich dir Brot und Kaffee. Ihre wollene Schlafdeck' hat die Sennerin auch oben gelassen. Du wirst sie gut gebrauchen können für die kalten Nächte. Gib fein obacht auf dich. Du bist dem Himmel Rechenschaft für dich schuldig und dir selber auch. Wenn's einmal nicht länger gehen will, dann schau dir die Schönfeldspiz an. Die muß auch ertragen, daß sie neun Monat Winter hat. Einmal kommt aber doch das Frühjahr, daß man Almenrausch und Edelweiß auf ihr pflücken kann. Der ewige Schnee hat in Ewigkeit Winter. Dagegen hat die Schönfeldspiz es noch gut. B'hüt dich Gott."

Ohne zu antworten, klimmte Alexandra die steile Wand in die Höhe. Der Gröhl schob den Rachen in den See zurück. Er that es mit so starkem, beinahe wildem Ruck, daß das Wasser hoch ausspritzte. Er war schon ein Stück hinausgefahren, als er Alexandra noch einmal nachrief:

„Ich halt' mein Wort und schweig. Halt du auch deins.“

Alexandra blieb stehen, wandte sich, winkte grüßend hinab. Dann verschwand sie in den Tannen. Noch lange hörte der Alte das gleichmäßige Aufstoßen ihres Bergstockes. Es ward niemals unterbrochen. Sie mußte die Steile aufwärtssteigen, ohne einen Augenblick stille zu stehen. Es klang schon von hoch droben hinab.

„Der braucht' ich auch nicht die Dummheit zu sagen, sich die Schönsfeldspitz anzuschauen. Die erträgt den Winter, sollte der auch das ganze Jahr über dauern. Und sie will nicht einmal leiden, daß einen das jammert. Der ewige Schnee droben frägt auch nicht darnach, was wir hier unten zu seiner armen Kälte sagen und wenn's ein Gebet wär'! Das würd' allein den Himmel kümmern. Herrgott, hilf ihr!“

Und doch schleppte Alexandra sich mühselig empor. Oft genug mußte ihr Stecken sie am Fallen aufhalten; oft genug strauchelte sie dennoch. Sie wollte aber nicht ausruhen, keinen Augenblick! Eine fieberhafte Hast war über sie gekommen und trieb, hegte sie vorwärts. Sie mußte oben sein, ehe ihr ein Jäger oder Holzknecht begegnen konnte. Niemand durfte sie sehen, Niemand sie verraten können. Also hinauf! hinauf!

So raffte sie sich denn immer von neuem wieder auf. Mehrere Male hätte sie ohne ihr geringstes Zuthun stürzen können, in Abgründe hinunter, in deren Tiefe sie kein Mensch gefunden. Es war eine große Versuchung; aber jedesmal riß sie sich gewaltsam zurück. Als der Morgen graute, war sie bereits bei der Oberlahneralp angekommen. Aber — hinauf! hinauf!

Jetzt kam das mühseligste Stück Wegs: eine enge, fast senkrecht aufsteigende Gasse, zwischen zwei mächtigen Felswänden hinan, immer über Geröll hinweg, das sich unter ihren Füßen löste und in die Tiefe rollte. Manchmal glitt sie einige Schritte mit hinab. Zuletzt kroch sie förmlich empor. Mit keuchendem Atem blieb sie dann und wann einige Minuten auf dem Gestein liegen. Jedoch — hinauf! hinauf! Es war, als ob sie

eine Mörderin sei, die ihren Henkern entflohen, als diese sie zum Schaffot schleppen wollten.

Hinauf! Hinauf!

Der Alpstock war ihr längst entfallen. Gesicht und Hände bluteten, ihre Züge waren verzerrt, ein wahnsinniges Lächeln lag auf ihren Lippen. Aber sie blieb bei Verstand.

Endlich stand sie droben, mitten in der Dede des Winters. An manchen Stellen lag der Schnee noch so hoch, daß sie tief darin versank. Sie verlor den Weg. Aber die Schönfeldspitze zeigte ihr die Lage des Sees, an dessen Rand die Hütte stand.

Es war unterdessen Morgen geworden. Der Sonnenaufgang hatte die Schönfeldspitze zu einer Fackel gemacht. In blasser Rosenröte leuchtete sie der Vermählung des Himmels mit der Erde, als diese von den ersten Sonnenstrahlen geküßt ward. Der Tag brach an!

„Mein Hochzeitstag sollt' es sein.“



Einundzwanzigstes Kapitel.

Bermalmte Herzen.

Was Alexandra heute abend nur haben mochte. Du weißt es auch nicht? Vielleicht bilde ich mir vieles nur ein. Mir ist ganz wirr im Kopf. Aber du bist müde. Gute Nacht, Mutter.“

„Gute Nacht.“

Er ging jedoch noch immer nicht.

„Du hast dich heute wieder überanstrengt. Und nun morgen diese Aufregung! Auch für dich bin ich herzlich froh, daß du endlich zur Ruhe kommst. Wenn wir uns im Herbst wiedersehen, wirst du dich vollständig ausgeruht haben. Dann wollen wir alles nachholen. Du sollst deinen Sohn nicht verlieren, wie das so oft der Fall ist, wenn die Söhne sich verheiraten. Im Gegenteil! Erst jetzt sollst du mich besitzen, doppelt besitzen! in mir und in Alexandra. Wir werden sehr glücklich zusammen sein. Dann mußt du uns nach Italien begleiten. Ich werde dir Rom zeigen. Ich komme wieder einmal aus diesem Zimmer nicht fort.“

Er sah sich um, jedem Gegenstand mit einem Blick dankend:

war ihm doch jeder Gegenstand in diesem Raum ein Freund, der ihm unzähligmahl wohl gethan. Auf dem Bild seines Vaters blieben seine Augen haften. Er grüßte hinüber.

„Wenn ich dich nicht verloren hätte, dann wäre vieles anders gekommen!“

Die Mutter zuckte zusammen. Dedin schien gar nicht zu fühlen, welch einen schweren Vorwurf, welch eine Anklage er gegen seine Mutter erhoben hatte. Er küßte sie noch einmal auf die Stirne. Dann ging er endlich.

Als die Mutter allein war, sprach sie zu dem Bilde ihres toten Mannes.

„Dann wäre vieles anders gekommen! Aber du starbst. Wenn einer von uns beiden sterben mußte, warum dann ich nicht? Dann wäre auch vieles anders gekommen — besser, viel besser! Die Mutter tot und der Vater lebend, dann wäre unser Sohn vielleicht, dann wäre er gewiß der unglückliche Mann nicht geworden, der er ward, weil sein Vater starb und seine Mutter am Leben blieb. Ich trage die Schuld! Weil ich ihn verzärtelt, verweichlicht, vergöttert habe, konnte er nachher dem Leben nicht Widerstand leisten, wurde er nachher von dem unzärtlichen, harten, wilden Leben vernichtet. Sein Vater hätte ihn für die Welt erzogen — ich erzog ihn für mein Herz, zermalmte dadurch das seine und nachdem er sich von meinem Herz gelöst, auch das meine. Das war gerechte Strafe! „Deine mütterliche Liebe kommt mir wie mütterliche Selbstsucht vor.“ Ich klagte sie an und wurde von ihr angeklagt. Sie hatte Recht und Unrecht zugleich. Meine Liebe ist Selbstsucht gewesen und noch immer ist dieses

Verbrechen, von mir an meinem Sohne begangen, nicht genug gebüßt. Ich muß selbstlos handeln! Ich muß handeln, wie sein Vater gehandelt haben würde: hart! hart, aber gerecht. Mein Sohn soll mich nicht auch noch dieser Schuld gegen ihn anklagen können.“

Sie kniete nieder, sank mit dem Kopf auf den Stuhl, darin ihr Mann seinen letzten Seufzer ausgehaucht und betete mit tiefer Inbrunst für Alexandra. Dann erhob sie sich und ging hinüber. Sie war bereits fort.

Dedin umstreifte das Haus. Er war müde und wollte nur noch einmal das Licht in Alexandras Zimmer sehen. Es brannte nicht mehr. Sie mußte also schon zu Bette gegangen sein. Er wollte das auch. Hoffentlich schliefen sie beide gleich ein — wie hätte er in dieser Nacht die wachen Stunden hinbringen sollen?! Mit Alexandra war es gewiß auch nicht anders: sie liebte ihn ja! Ihr wunderliches Wesen von heute abend war, er wußte nicht was; jedenfalls nicht Wahrheit. Er vergab ihr; um der schönen Wahrheit willen, die der morgige Tag für ihn bringen sollte, vergab er ihr.

Eine Sternschnuppe fiel.

„Leben!“ wünschte Dedin mechanisch. Auch er sagte es fast laut.

Eine halbe Stunde verträumte er noch im Park; dann empfand er, wie der Traum anfang, halber Schlaf zu werden. Er begab sich nach Hause. Als er über die Terrasse schritt, hörte er in Berchtesgaden Mitternacht schlagen. Der neue Tag hatte begonnen — sein Hochzeitstag!

Er ging ins Haus und gleich in sein Schlafzimmer. Ohne sich auszukleiden, warf er sich auf das Bett und schlief sofort ein, fest, traumlos.

„Heut' ist dein Hochzeitstag!“

Damit wachte er auf. Einen Augenblick blieb er noch liegen. Wie viele Morgen war er aufgewacht mit dem fürchterlichen Gedanken: heute beginnt die alte Qual von neuem! Da wollte er sich denn den einen Augenblick gönnen, mit dem Gedanken: heute beginnt dein neues Glück, das kein Ende nehmen wird, nicht eher, als bis du selbst ein Ende genommen. Es war zu mächtig! Er mußte fühlen, daß sein Erwachen kein Träumen sei und sprang in die Höhe.

In dem holzgetäfelten Kämmerchen, das der Zelle eines Mönches glich, war es fast noch dunkel. Durch die in Blei gefaßten Scheiben des einzigen, hochliegenden Fensters schlich sich mühsam der erste, graue Schein des Morgens hinein. Der Epheu, der sich von innen um das ganze Fenster rankte, es wie ein Vorhang überziehend, ließ das Licht noch trüber erscheinen. Einige blasse Heilige von Fra Angeliko und Perugino sahen in ihren dunklen Rahmen unsäglich leidensvoll und schwermütig aus. Dedin öffnete die Thür, damit vom Gange aus mehr Helle hereinkäme. Dabei trat er selbst heraus, plötzlich von einem heftigen Verlangen ergriffen, Alexandra zu wecken:

„Liebchen wach auf! Liebchen! Liebchen! Unser Hochzeitstag!“

Er ging hinauf, am Schlafzimmer der Mutter vorüber. Sie mochte noch eine Weile ruhen. Leise schlich er den Korridor entlang. Alexandra mußte ebenfalls schon auf sein: die Thüre war

nur angelehnt. Leise öffnete er vollends, trat leise ein. Auf dem Teppich war sein Schritt unhörbar. Die Portiere von Alexandras Schlafzimmer war heruntergelassen. Er rief sie — —

Die Mutter hätte ihn heraufkommen hören. Sie blieb auf den Knien liegen; nur den Kopf erhob sie etwas, um besser horchen zu können. Er ging hinein. Jetzt stand sie aber doch auf. Er würde gewiß aufschreien, gewiß hereingestürzt kommen. Sie mußte stark sein.

Sie hörte nichts; er kam auch nicht. Eine halbe Stunde faßt ertrug sie es; immerfort lauschend. Dann, von Todesangst gepackt, wankte sie hinüber:

Dedin stand in Alexandras Schlafzimmer, selbst als die Mutter eintrat, regte er sich nicht. Sie schwankte auf ihn zu:

„Mein Sohn.“

Er regte sich nicht. Sie umschlang ihn:

„Mein Sohn! Mein Sohn!“

Er regte sich nicht. Da schrie die alte Frau so furchtbar auf, daß er es hören mußte.

„Ja,“ sagte er und nickte ihr zu. „Sie ist fort.“

Und wieder der verzweiflungsvolle Ruf seiner Mutter, das einzige Wort, das sie über die Lippen zu bringen vermochte.

„Mein Sohn! Mein Sohn!“

„Ja, ich weiß: sie ist fort!“ wiederholte er lallend. Dann wankte er, dann fiel er hin, hart auf den Boden aufschlagend.

Seine Mutter kauerte sich neben ihn und legte sich seinen Kopf an die Brust. Er war schwach und hilflos wie ein Kind. Sie streichelte seine Stirn, küßte sie, küßte seine kalten Hände,

seinen stummen Mund; dabei in einem fort ihr altes Zauberwort flüsternd:

„Mein Sohn! Mein Sohn!“

Er blieb liegen und sie hielt seinen Kopf fest an ihre Brust gedrückt, bis es voller Tag geworden, bis die Dienstleute kamen und die beiden so fanden. Die Mutter schickte alle hinaus, verbot, daß jemand hereinkäme. Nach einer Stunde stand Dedin auf. Er war unheimlich ruhig; zu seiner Mutter sagte er nur:

„Laß mich allein.“

Sie mußte gehorchen und schleppte sich hinaus. Dedin schloß hinter ihr zu. Die Mutter wich draußen nicht von der Thür.

Dedin war wieder in das Schlafzimmer zurückgegangen. Die Sonne schien so grell hinein! Er schloß die Läden. Als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er um sich. Alexandra war noch immer da; überall war sie noch da! In jeder Sache, die ihr gehört, die sie berührt und benutzt hatte, die sie umgeben, war sie für ihn noch da. Das ganze Zimmer war noch von ihrer Gegenwart erfüllt; wie es ihm erschien, noch von ihren Atemzügen. Sie würde gewiß jeden Augenblick hereintreten. Dedin wartete darauf. Als sie nicht kam, sah er sich alles an, was ihr gehörte, betastete alles. In ihre Kleider wühlte er seinen Kopf hinein und bedeckte sie mit Küssen. Nur ihr Brautkleid rührte er nicht an. Aber ihre Haarflechte nahm er, preßte sie an sein Gesicht, liebte sie, murmelte, schluchzte, weinte darüber. Zuletzt schlang er sie sich um den Hals wie Alexandra das gethan hatte. Es überließ ihn.

Darnach ward er sehr müde. Er konnte kaum das Bett erreichen. Wenige Stunden früher hatte auch Alexandra darauf gelegen. Auf den Decken war noch der Eindruck ihres Körpers sichtbar. Wo ihr Kopf geruht, drückte Dedin sein Gesicht hinein. Er sprach mit ihr, raunte ihr zu: süße, selige Heimlichkeiten; flüsterte zärtlich, rief sie, bat, flehte, weinte wieder. Zuletzt lag er von neuem still und starr. Vor der verschlossenen Thüre hörte er seine Mutter jammern. Er hätte ihr gern geantwortet, sie beruhigt und getröstet. Aber er konnte kein lautes Wort hervorbringen. Wenn er die Lippen öffnete, so mußte er stöhnen. Endlich schief er ein.

Es war tief in der Nacht, als er erwachte. Sein erster Gedanke war:

„Heut' ist dein Hochzeitstag. Du darfst die Zeit nicht verschlafen.“

Er sprang auf. Wo war er? Alles dunkel! Er tastete sich zum Fenster, stieß die Läden auf — draußen schien hell der Mond. Es war also noch zu früh; er konnte sich noch einmal niederlegen: Seine Glieder waren schwer, sein Kopf schmerzte. Was war das? Er war ja in Alexandras Zimmer — da lag ihr Hochzeitskleid. Wo war sie selbst? Da fiel es ihm ein.

Am Boden lag ihr Brief. Er hatte ihn fallen lassen, aber zuvor war er von ihm gelesen worden. Das wollte er jetzt wieder thun. Er nahm den Brief auf, trat damit ans Fenster, hielt ihn vor sich, so, daß der Mond ihn beschien, las ihn sich laut vor:

„Ich verlasse Dich, wie Du mich verlassen hast. Um Vergeltung habe ich Dich gebeten, des Schmerzes bin ich nicht würdig. Bleibe bei Deiner Mutter.“

Als Dedin gelesen, faltete er den Brief sorgfältig zusammen, und dachte nach. Nachdem es bereits voller Tag war, saß er noch an demselben Platz und hatte sich noch immer nicht besinnen können, was er eigentlich denken wollte. Seine Mutter kam wieder an die Thür und bat ihn: ihr um Gotteswillen aufzuthun und sie zu sich hinein zu lassen. Er antwortete, daß er ihr noch nicht öffnen könne; in einigen Stunden vielleicht. Die Mutter blieb wieder an der Thür.

Endlich hatte Dedin sich besonnen. Er durchsuchte alle Zimmer, alle ihre Sachen. Er fand ihre Gedichte. Mechanisch las er, beinahe ohne die Worte zu verstehen. Zuletzt begriff er diesen und jenen Gedanken; aber das Meiste blieb ihm auch jetzt noch unverständlich. Nach einer Weile kam er darauf, daß die letzten Lieder einen gewissen Zusammenhang besäßen. Er versuchte, sich denselben klar zu machen. Nach vieler Mühe gelang es ihm. Die letzten Gedichte enthielten ihre ganze Geschichte, bis kurz vor seinem letzten Verlassen. Dann brachen sie plötzlich ab. Die beiden letzten Lieder hatten nichts mit diesem kleinen Cyklus zu thun. Sie waren viel später geschrieben worden und das Eine prophezeite: wie es für sie beide überhaupt keine Hoffnung auf Glück gäbe, wie ihr Unglück und ihr Schicksal in ihnen selbst beruhe, wie ihre Trennung und ihr Untergang eine Naturnotwendigkeit sei. Das Andere drückte den Vorsatz aus, ihn zu verlassen. Ob beide Lieder durch ein gewisses Vorhaben entstanden, oder nur in einer Anwendung von schwermütiger Ahnung, darüber konnte Dedin sich nicht klar werden. Als er seine Gedanken möglichst geordnet, las er die Lieder noch einmal.

Alexandra's Lieder.

1.

Ich war so jung und wußte nichts vom Leben,
'ne Knospe, welche Sonn' noch nicht erschlossen.
Da ward es mir von deiner Hand gegeben,
Von deiner Hand in meine Brust gegossen
Und ich empfang es unter Furcht und Beben.
Auf einmal stand ich da, von Glanz umflossen —
Ich war so jung und wußte nichts vom Leben.

Ich war so jung und wußte nichts vom Lieben,
Da fand ich dich, wie man sein Schickjal findet,
Da ward ich dir in deinen Weg getrieben.
Und wie man Rosenglut zu Kränzen windet,
So ließen wir von unsern Lippen üben,
Wie man die Seelen aneinander bindet —
Ich war so jung und wußte nichts vom Lieben.

Ich war so jung und wußte nichts vom Leiden,
Bis du mich hast an deine Brust genommen.
Da war ich dann vom Leid nicht mehr zu scheiden,
Da hat es dann an deiner Brust begonnen,
Das schöne Sterben aller meiner Freuden!
Da hat's mein Herz von deinem dann vernommen —
Ich war so jung und wußte nichts vom Leiden.

Ich war so jung und wußte nichts vom Hassen,
Da mußt' ich's dann mit meinem Lieben lernen,
Obgleich ich's lang nicht fühlen konnt' und fassen.
Geflohen wär' ich gern in fernste Fernen
Und wäre gern gewesen gottverlassen,
Hätt' auf ich jauchzen dürfen zu den Sternen:
Ich bin so jung und weiß noch nichts vom Hassen!

Ich war so jung und wußte nichts vom Sterben,
Und bin so jung schon sterbensmüd' gewesen,
Als ich mein junges Leben sah verderben,
Und meine tote Lieb' im Grab verwesen,
Und meine Seele ihren Haß mußte erben.
Wird denn der Himmel mich nicht bald erlösen!
— Ich bin so jung und sehn' mich so zu sterben . . .

2.

Du schaltest mich: ich sei dir nachgelaufen,
Beinah in frecher Weise einer Dirne.
Als ob ich wohl gewußt, ich könnt' verkaufen,
— Die heiße Scham brennt Wangen mir und Stirne! —
Was kaum ich wert gehalten dir zu schenken,
In Demut dir zu legen vor die Füße.
Wie konnte meine arme Jugend denken,
Daß unsre Bärtlichkeit und unsre Küsse
Im Preise stehn, wie Blumen und wie Bänder —
Daß auch ein Heiligtum fänd' seinen Schänder.

Ich folgte dir, von einem Sturm getrieben,
Von einer Windsbraut zu dir hingerissen.
Ich wär' gestorben, wenn ich wär' geblieben
Und wollte doch so gern den Tag noch grüßen!
Ich folgte dir, gedrängt von einem Meere,
Von Wogenfluten an dein Herz geworfen;
Und glaubte, daß ich nun gerettet wäre,
Und wähnte mich gesichert und verborgen.
Ich folgte dir, gejagt von Blut und Flammen —
Und über mir schlug dann der Brand zusammen.

Du schaltest mich: ich sei dir nachgelaufen,
Ganz nach der Weise jener feilen Weiber,
Von denen selbst der Heiland müßte kaufen,
Wollt' er die Seelen haben dieser Leiber.
Bekenne! — Hab' ich jemals dir enthüllet

Ein einz'ges meiner jungen, blassen Glieder?
Obgleich von deinem Schöpfergeist erfüllt,
Sank keine meiner Hüllen für dich nieder.
Nur unsre beiden gottgeschaffnen Seelen,
Die sollen miteinander sich vermählen!

3.

Du fandest, daß ich heiße Lippen hatte,
Daß meine Arme glutvoll dich umschlangen:
Du warst mein Liebster nicht — du warst mein Gatte,
Als Weib hab' ich an deinem Hals gehangen.

Du warfst mir vor: ich sei zu dir gekommen,
Als Teuf'lin, deine Seele zu zerstören —
Von deinem Leibe hab' ich nichts genommen,
Doch deine Seele sollte mir gehören!

Nicht meine Schuld war's, hast du mich betrachtet,
Als bloßen Liebeszweck, ganz ohne Wesen,
In meinem Leibe dich nicht selbst geachtet
Und nicht gewünscht, in mir dich aufzulösen.

Denn ganz in deinem Ich war meins verschwunden,
Mein ganzes Selbst in deinem Selbst zerronnen.
Begreiffst du da, daß unsre Liebestunden
Nicht sünd'ge Blut war, sondern heil'ge Wonnen?

Ich glich der Welle, die im Meer verrinnet.
Dem Lichtstrahl, der im goldnen Tagesglanze
Berklärt den ew'gen Untergang gewinnet,
Der welken Blume in dem Siegeskranze!

Und willst du meine arme Seele schmählen,
Weil ganz sie in der deinen sich verloren?
— Muß ich dir erst geheimnißvoll erzählen,
Daß wir zu solchem schönen Tod geboren.

4.

Du fandest mich so sonderbar geartet,
So seltsam unbekannt, so unverständlich,
So ewig neu, von neuem stets befremdlich,
Und immer wechselnd, jäh und unerwartet.

Als wär' ich jenem Wunderland entstammt,
Wo in dem grauenvollen Tod der Wüste
Der Fels erklingt, der morgensonngefüßte;
Als wär' ich jenem Steinbild wahlverwandt,

Das, eine blasse, wilde Frauenleiche,
Begraben liegt im gelben Wüstenande,
Die große, grauenvolle Unbekannte,
Die ewig Rätselvolle, ewig Gleiche.

Du hattest recht, mein Freund! Wenn du mich küßtest,
Erlönten in mir wundersame Klänge,
Geheimnisvolle, mystische Gesänge.
Ich glaubte auch, geliebter Mann, du wüßtest,

Daß jede tief verhüllte Frauenseele
Als Sphinx erscheint, als unheilvolles Wesen,
Dess' dunkle Rätsel nimmermehr zu lösen,
Wie sich das arme Hirn auch damit quäle.

Und dennoch sind so leicht wir zu ergründen.
Ein roß'ger Kindermund könnt' buchstabieren
Das Wort, drum Männer den Verstand verlieren,
Darin wir Frauen die Vernichtung finden.

5.

Sag', weißt du noch das Haus, dess' hohe Wände
Des Epheus düstre Ranken so umstricken,
Als wollt's den Stein ersticken und erdrücken;
Die Wurzeln eingezwängt, daß man am Ende,

Wollt' man die Pflanze von der Mauer reißen,
Zerstörung auch des Hauses müßte heißen,
Daß eins im andern sein Verderben fände.
— Die Vögel nisteten in allen Zweigen
Und waren unsres Glückes Jubelzeugen.

Sag', weißt du noch das Fenster, dessen Scheiben
Der Duft anhauchte roter Hyazinthen?
Und dann das dunkle, stille Stübchen hinten!
So klein, so eng, ein Hüttchen um zu bleiben
Zu zwei darin — wollt's Gott! sein ganzes Leben.
Ein Gärtchen — weißt du noch? war auch daneben.
— Ach, warum ließen wir uns je vertreiben
Aus seinem Grün, aus seinen weißen Rosen,
Das Paradies, aus welchem wir verstoßen!

Sag', weißt du noch den Platz im grünen Grunde?
Wo du an meiner Seite hingesunken,
Wo wir das erste süße Gift getrunken,
Mit durst'gem, gier'gem, nimmersattem Munde!
Wo selig wir und unselig geworden.
— Was wir als Leben priesen, war ein Morden!
Denn jeder Kuß war eine blut'ge Wunde
Von unseren Lippen beigebracht dem Herzen,
Daß unsere Wonnen gleichen Todeschmerzen.

Sag', weißt du noch vor deinem Haus die Straße?
Wo nachts ich ruhlos, ruhlos irrte, irrte,
In einem Jammer, der mir schier verwirrte
Bemunft und Sinne! Mein Gesicht, das blasse,
Das thränenfeuchte hob ich auf zum Himmel,
Wo über jenem strahlenden Gewimmel
Ein Gott sollt' sein, dess' Tempel auch die Gasse.
— Ich wußte nichts von ihm! Auf deiner Schwelle,
Empfand ich nur im Herzen eine Hölle.

Sag', weißt du noch den Fels, umspült von Fluten?
Wo zwei verfallene Kreuze sich erheben,
Ein Denkmal, daß an diesem Platz zwei Leben
Im schilfumrauschten Schoß der Wellen ruhten,
Zwei irre Seelen, die nun Frieden hatten,
Vielleicht im Tode erst zwei sel'ge Gatten.
— So über Wogen still sich zu verbluten,
Dann Brust an Brust vermählt hinab zu sinken,
Und Mund an Mund den Becher auszutrinken — — —

6.

Wir sind zusammen durch das Land gezogen,
Von Alpengipfeln nieder zu den Wogen
Der grünen Adria. Zu unsern Füßen,
Da schienen für mich Blumen aufzusprießen
Bei jedem Schritte, daß selbst Felsenwüsten
Die Neuvermählten mit Gewinden grüßten.
Wo wir uns ruhten, brach hervor ein Garten,
Darin sich girrend Turteltauben paarten!
Wo wir verweilten, nur um uns zu küssen,
Erbühten plötzlich Rosen und Narzissen!
Jedoch, wo heimlich meine Thränen fielen,
Da schwankten plötzlich totenblasse Lilien!
Wo Tropfen meines Herzbluts niederrannen,
Gab's rote Nelken, zogen wir von dannen;
Und dunkle Nachtviolen sah ich trauern,
Fühlt' meine Seele plötzlich Todesschauern.
Wer mochte nach uns wohl die Blumen finden?
Wer sich aus ihnen Sträuß' und Kränze winden?
Zu welchem Zweck? Sein Liebchen zu beglücken?
Ach, oder stumm damit ein Grab zu schmücken!

Jetzt ist der ganze Frühling längst verdorrt.

7.

Im weißen, lichten, schleppenden Gewande,
Das Haar entfesselt aller seiner Bande,
So trat ich nachts vor dich, gleich einem Traume.
Ich setzte sacht mich auf des Bettes Rand,
Als sei von deinem Leibe ich verbannt;
Denn ach! als flössen Wellen mir vom Saume,
So starrtest du mich an, ganz unverwandt.
Nur meine Lippen dächten dir bekannt,
Die süße Frucht, die ich dir bot vom Baume,
— Im weißen, lichten, schleppenden Gewande,
So schlug ich deine Seele ganz in Bande.

Im weißen, lichten, schleppenden Gewande,
So schlich ich mich zu meiner süßen Schande,
Als wollt' ich mich in Gottes Himmel schleichen,
In jenes ferne, wonnevolle Land,
Wo kein Geschlecht, nicht Weib noch Mann bekannt
In der verklärten Schar der Gottesgleichen:
Die Menschen werden Selige genannt,
Die dort, vermählt von des Erlösers Hand,
Des ew'gen Lebens Herrlichkeit erreichen.
— Im weißen, lichten, schleppenden Gewande,
So schlich ich mich zu meiner sel'gen Schande.

8.

Und plötzlich sagtest du: wir müßten scheiden,
Es ging hinfort nicht länger mit uns beiden;
Es sei ein ew'ges Quälen, ew'ges Leiden,
Ein ew'ges Suchen, Finden — Lassen, Meiden.
Es hilf' mir nichts — ich müßt' mich von dir scheiden!

Wir müßten uns für alle Zeiten trennen,
Als Irrtum unsre Liebe laut bekennen,
Sie Schuld, Verbrechen, Unthat, Sünde nennen,
Die uns auf unsern Stirnen würde brennen.
Es hilf' mir nichts — ich müßt' mich von dir trennen!

Der eine hier, der andere dort hin ziehen,
Der eine vor dem anderen entfliehen:
Ein jedes Licht für sich allein verglühen,
Und jede Blume einsam schnell verblühen.
Es hülf' mir nichts — ich müßte dorthin ziehen!

Wir müßten schweigend von einander gehen,
Mit keinem Blicke um Erbarmen flehen,
Von dannen schwancken, ohne umzusehen.
— Als wäre mir ein großes Glück geschehen,
So sollt' ich ruhig, schweigend von dir gehen!

9.

Wie oft bin ich dir heimlich nachgegangen,
An trüben Tagen und bei dunkler Nacht,
Und hab' gespäht, gewartet und gewacht,
Mit welchem Harren, Gott! mit welchem Bangen,
Ob ich nicht einmal im Vorübergehen
Dir könnte in dein liebes Antlitz sehen,
Ob das auch nicht sehr blaß und traurig wäre,
Nicht recht vergrämt und leidensvoll und krank,
Und einmal sah ich dich. Ach Gott sei Dank!
Du gingst nach Haus am Arm einer Hetäre.
Du konntest also Herzen noch und küssen —
So würdest du gewiß mich nicht vermissen.

So schlich ich denn zurück in's öde Zimmer,
Voll stillen Glücks und saß im Dunklen da,
Lang, lang! Und sann und lächelte; ach ja,
Und war so froh! Und lächelte noch immer,
Als schon die Kerze brannt'. Beim trüben Licht,
Beschaut' ich dann im Spiegel mein Gesicht,
Lang, lang! Und lächelte auch dann noch immer!
Obgleich ich in dem trüben, kleinen Glas

Recht gramvoll ausjah, abgehärmt und blaß.
Was das wohl that? Ich lächelte noch immer!
Erst als mein Licht erlöschte gegen Morgen,
Ist mir mein schönes Lächeln hingestorben.

10.

Und wenn du längst es auch vergessen hast —
Geliebter, glücklich sind wir doch gewesen!
Es war ein Wahn, ein Wahnsinn war es fast,
Wir fanden uns allein zu unserm Bösen.
Und wenn du längst es auch vergessen hast —
Geliebter, glücklich sind wir doch gewesen!

Du hast mich von der Gasse aufgelesen,
Ich hielt so leidenschaftlich dich umfaßt.
Als du dich endlich wolltest von mir lösen,
Da hast du mich — ich weiß! beinah gehaßt.
Und dennoch sind wir glücklich einst gewesen,
Wenn du's, mein Freund, auch längst vergessen hast.

Ein armer, müder, ruheloser Gast,
So kam ich zu dir, ein verlornes Wesen,
Und hielt an deinem Herzen kurze Raft:
Du wolltest mich erretten und erlösen.
Und wenn du längst es auch vergessen hast —
Mein Gatte, glücklich sind wir doch gewesen!

Du starbst nicht dran, doch nie kann ich genesen:
Ein glühend Abendrot, das schnell verblaßt!
In meiner stillen Seele kannst du lesen,
Was du so oft in meinen Augen last:
Wie glücklich ich an deiner Brust gewesen,
Wenn du's, mein Lieb, auch längst vergessen hast.

11.

Du hattest recht: wir mußten uns zerstören!
Und wär's nicht anders mit uns zwei geworden:
Wenn jemals wir uns wieder angehören,
So giebt's das alte, fürchterliche Morden.
Es half uns nichts — wir mußten dennoch scheiden!

Ich möcht' das dunkle Falterpaar beneiden,
Das aus der Nacht hintaumelt in die Flammen,
Und gar nicht kann den Opfertod vermeiden!
Die schöne Blut verzerrt das Paar zusammen —
Es half uns nichts — wir mußten doch uns trennen!

Denn — nein, du wolltest nicht mit mir verbrennen!
Du wolltest weiter leben, fort genießen,
Dir andre Lippen noch zum küssen gönnen
Und nichts von meinem Flammentode wissen.
Es hilft dir nichts — du mußt dich doch ergeben!

Nachdem du lang dahin geschleppt dein Leben,
Dann finden wir zum letztenmal uns wieder,
Dann werden die Getrennten einig schweben
In jenen königlichen Abgrund nieder.
Es hilft dir nichts — einst wirst du doch mein eigen!
Zusammen gehn wir ein ins schöne Schweigen.

12.

Nein, nicht das zarte Laub der frommen Myrthe
Darf meine Armesünderstirne schmücken.
Es würd' wie Gottesfluch aufs Haupt mir drücken
Denn keine Krone ziemt für die Verirrte.

Nicht Brautgewande dürfen mich umhüllen,
Kein funkelndes Geschmeide darf ich tragen,
Kein Priestermond darf mir das Amen sagen.
Es muß sich mein Geschick an mir erfüllen.

Doch soll auch mich ein blasses Kleid bedecken,
Wie solches paßt zu einer schwarzen Bahre;
Und gerne möcht' in meine roten Haare
Ich eine bleiche Rosenblüte stecken.

Und wollt ihr etwas in die Hand mir geben,
So seis die königlichste aller Gaben:
Ein Palmenzweig, wie solchen Sieger haben,
Das Zeichen: Seht, sie überwand das Leben!

Draußen pochte und flehte die Mutter von neuem.
Dedin ging hin und öffnete. Sie wollte ihn mit beiden Armen
umfassen, er jedoch trat zurück und sagte:

„Ich weiß es jetzt: Sie hat mich nicht verlassen — du
hast sie fortgeschickt. Ja oder nein. Antworte!“

„Ja!“

„Warum?“

„Das kann ich dir nicht sagen.“

„Ich würde es auch nicht verstehen. — — Lebwohl.“

„Wohin willst du?“

„Sie suchen.“

„Mein Sohn — —“

„Du hast keinen Sohn mehr!“



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

In der Gede.

Im Thal regnete es — auf dem Gebirge fiel Schnee. Es dauerte schon den dritten Tag. Alexandra saß in der Hütte bei offener Thür. Die scharfe Zugluft hatte auf dem Estrich das Feuer ausgelöscht. Es war bitter kalt und Alexandra schauderte vor Frost. Sie schloß aber weder die Thür, noch regte sie sich, um neues Feuer anzumachen, oder sich in die wollene Decke einzuwickeln. Sie hoffte noch immer darauf, schwer krank zu werden. Eines natürlichen Todes zu sterben, das stand ihr frei. Leider hatte sie eben erst eine Todkrankheit überstanden. Zum zweitenmale wollte ihre Natur nicht unterliegen, welche Anstrengungen Alexandra auch machte, diese dazu zu zwingen. Sie blieb von einer so grausamen Gesundheit und Kraft, daß ihr selbst keine wohlthätige Mattigkeit half, ihre klaren Sinne zuweilen etwas dumpf und stumpf zu machen.

Den ganzen Tag über sah sie dem Schneefall zu. Es türmte sich bereits hoch um die Hütte auf und drohte, sie in der That lebendig zu begraben. Diesemal war sie vollkommen

gleichgiltig dagegen, wie sie auch ihre Gefangenschaft ertrug, ohne den geringsten Versuch zu machen, sich zu befreien. Das würde früh genug die Sonne thun, die gewiß gerade noch zur rechten Zeit hervorbrach. Es war ja solch ein barmherziger Himmel! Sogar das fromme und weise Sprichwort sagte, daß, wenn die Noth am größten, die Hilfe am nächsten sei. Der Mensch muß nur Gottvertrauen haben!

In der letzten Nacht auf dem Heulager, wo sie leidlich warm hatte, auch recht müde war, kam ihr der Gedanke, aufzustehen, hinauszugehen und sich draußen auf dem Schnee nieder zu legen. Sie wäre sofort eingeschlafen. Da es aber ununterbrochen schneite und kein Frost war, so würde es ihr nichts geholfen haben. Der Schnee hätte sie im Gegenteil ganz warm zugedeckt. Selbst die Blumen, die schon heraus waren, erfroren jetzt nicht mehr. Wachte sie dann am Morgen auf, so lag es nicht einmal hoch genug über ihr, um sich nicht sogleich heraus wühlen zu können, wenn sie auch noch so matt war. So gab sie es denn auf und lebte weiter.

Der neue Winter setzte sie immer von neuem in Erstaunen: sie hatten ja erst vier Wochen Frühling gehabt? Winter war es ja erst vor acht Wochen gewesen, als sie noch drunten in Bergasyl war: noch immer schwer krank und Dedin sie pflegend! War sie unterdessen nicht auferstanden? Das war ja so lang her! Seitdem war so vieles wieder gestorben. Welch eine wunderliche Welt!

Sie saß und sah den Schneeflocken zu. Von den Felsen ringsum war nichts zu sehen. Nur der Funtensee lag dicht vor ihr, wie der Schlund eines Ungetüms, das alle die lichten

Kinder des Himmels verschlang. Alexandra wunderte sich, daß die vielen, weißen Massen, die in die dunkle Lache hineinsanken, von ihrer Schwärze keinen Schatten nahmen. Sie mußte an eine schwarze Schuld denken, die gleichfalls nichts weiß waschen konnte.

In Bergasyl war es im Winter auch lautlos gewesen. War es das wirklich? Ach nein — es mußte voller Geräusch und Leben gewesen sein! Die Quelle rauschte, im Wald krachten und knarrten die Äste, in Unterstein und Berchtesgaden läuteten die Glocken, auf der Landstraße sah man dann und wann einen Menschen gehen. Finken und Meisen zwitscherten. Wie konnte man das einsam nennen? Hier war es einsam! Weit und breit nur toter Felsen und starres Gestein. Die nächsten Menschen viele Stunden entfernt und auch diese dann noch immer in der Dede lebend, viele Stunden weit von einem einsamen Gebirgsstädtchen. Wie seltsam es sein mußte, unter Menschen zu leben, unter vielen Menschen! Mitten im Geräusch und Lärm, mitten in der Welt. Das ist ein Gedräng, ein Gewühl, ein Getriebe! Sie rennen und laufen, jagen und hegen! Immer an einander vorüber, ohne sich um einander zu kümmern, nicht im Geringsten! Der eine thut dies und der andere das. Von allen den tausend und aber tausend Millionen thut jeder etwas anderes — thut jeder dasselbe: mit vieler Müh und Not versucht jeder möglichst glücklich zu sein, möglichst das Leben zu genießen; nur an sich denkend, nur um sich besorgt, jeder ein Egoist vom reinsten Wasser, jeder den anderen für einen Egoisten vom reinsten Wasser haltend und nur sich selbst für uneigennützig, gut, edel, hilfreich und menschlich. Da

haben sie ihre Vergnügungen, ihre „Zerstreuungen“, wie sie selbst es nennen, jeder nach seinem Charakter und jeder auf seine Art. Gott im Himmel! Ist es das, was dem Leben Wert giebt? Und die meisten schätzen es doch allein darnach. Die Unglücklichen! Was auf der Welt ist nicht Schein und Hohlheit, Eitelkeit und Lüge, erbärmlicher, falscher Flitter des Lebens? Nur eines nicht: die Arbeit! Dedin hatte nie eine Arbeit gehabt — sie selbst nie: niemals eine rechte Lebensarbeit. Als ihm und ihr diese Arbeit gegeben werden sollte: ihm, um als gesunder Mensch das Leben in seinem Sonnenschein aufzusuchen und würdigen zu lernen, mit dem redlichen Streben nur nach des Daseins Bestem zu tasten und zu greifen — ihr, um als seine starke Gefährtin, als sein treues Weib seine Helferin zu sein! Gerade, als ihnen beiden diese schöne Pflicht auferlegt werden sollte, wurde sie ihnen sogleich wieder genommen. Jetzt hatte keiner von ihnen eine andere Pflicht mehr zu erfüllen, als getrennt von einander, möglichst edel zu Grunde zu gehen.

Und unter ihr, tief unter ihr, wirbelte die Welt brausend ihren ewigen Kreislauf weiter und weiter, mit Recht sich nicht darum kümmernd, ob eines ihrer Geschöpfe einsam verdarb und starb.

Sie lauschte. Es war ihr, als höre sie einen fernen, brausenden Ton. Aber es war nichts. Selbst nicht den Schrei eines Adlers hatte sie vernommen, seitdem sie hier oben hauste, selbst nicht das Pfeifen eines Murmeltieres, wovon doch im Sommer hier droben das ganze Gebirge durchgestt ward. Die kleinen, munteren Geschöpfe lagen noch im tiefen Winter=

schlaf. Sogar der Lawinendonner war verstummt, seitdem es schneite.

Am Abend fielen die Flocken weniger dicht. Da hörte sie, und diesesmal täuschte sie sich nicht, in einiger Entfernung von der Hütte Töne, als würde der Schnee fortgeschaufelt, wobei mit dem Eisen auf Fels gestoßen ward. Sie laufchte atemlos. Es kam jemand. Wer? Dedin!

Wenn der Gröhl doch nicht geschwiegen hätte, ihren Aufenthalt doch an Dedin verraten?! Dann käme er jetzt und zog sie aus dem Grab hervor an seine Brust, wieder ins Leben hinein. Nein! Nein! Es konnte — es durfte nicht sein. Todesangst faßte sie.

Sie drang durch den Schnee, der die Hütte ummauert hatte und kämpfte sich zum See durch, tief sich bückend, damit sie nicht gesehen werde, fast kriechend. Sie stand bereits am Ufer, als sie sich rufen hörte — ach, nicht von Dedin's Stimme! Alexandra antwortete, und arbeitete sich zur Hütte zurück dem Alten entgegen, dem sie sich um den Hals warf.

„Das vergeß' ich Euch nie!“ stammelte sie und hätte ihm gern die Hand geküßt, die den Weg zu ihr gebahnt hatte. „Schnell in die Hütte! Ihr seid ganz naß. Es ist doch nichts vorgefallen?“

„Sie sind alle gesund. Wer hätt' das gedacht, daß hier oben der Teufel los wär'! Bei uns gab's nur einen guten Regen. Ich konnte auf dem Feld nichts thun und wollte ja so wie so hinauf, wegen der Schindeln. Damit ist's freilich nichts. Dabei kann der Mensch nichts machen. Sei doch ruhig! Es war nicht so schlimm. Im Oberlahner war noch

recht gut Weg und Steg zu finden und durch die Saugasse geht's beim Schnee weit besser hinauf, als bei dem sakrischen Geröll. Gelobt sei Jesus Christus, daß du noch am Leben bist!"

"Ihr solltet die Berge nicht kennen! Ihr solltet nicht gewußt haben, daß es hier oben schneit! Der Himmel wird Euch diese Mühe anrechnen, als die größte Wohlthat, die Ihr jemals in Eurem langen, guten Leben jemand angethan habt. Aber schnell — hinein! hinein!"

Sie machte eiligst ein großes Feuer an, setzte Wasser zur Suppe auf, war so rührig, so geschäftig, so um ihn besorgt, daß dem Alten das Wasser immer wieder in die Augen kam, so tapfer er sich auch dagegen wehrte. Er mußte sich dicht ans Feuer setzen, Schuhe und Strümpfe ausziehen und sich gefallen lassen wie ein Kind eingewickelt zu werden. Als die Suppe fertig war, machte sie ihm einen fetten Schmarren, ganz glücklich, daß es dem Alten schmeckte, selber darüber Appetit bekommend. Auch wollte der Gröhl nichts anrühren, wenn sie nicht mitaß. Es war daß erstemal, daß sie etwas mehr genoß, als grade nötig war, um sich vor dem Verhungern zu schützen. Dann ward es bei der geschlossenen Thür, dem hochlodernden, prasselnden Feuer und dem Sturm draußen ganz behaglich. Alexandra hatte sich am Feuer niedergekauert und wandte kein Auge von dem Alten. Dieser verstand sie. Er sagte:

"Ja, sie sind alle gesund. Die alte Frau war unten. Man konnte ihr den Jammer um dich anmerken, obschon sie zu mir kein Wort gesagt hat; nur zu der Resi. Freilich! Er war auch bei mir, grad auf einen Augenblick, um Lebewohl zu sagen."

„Lebewohl?“

„Freilich! Er sucht dich. Zuerst war er in der Fischungl und dann auf der Goken und im Regen. Droben vom Feld aus, hättest du ihn rufen hören können. Jetzt ist er fort.“

„Fort von seiner Mutter?“

„Freilich! Die alte Frau thut, als ob sie ihn auf der Bahre davongetragen hätten. Er wird ja wohl wiederkommen.“

„Gewiß wird er das!“

„Wenn er dich nicht findet — ei freilich! Daß er auch nicht an den Funtensee gedacht hat! Und wenn er nur hinaufgestiegen wär', um für seine Mutter Almenrausch zu pflücken. Ich hätt's ihm sagen können. Die alte Frau hat die Blumen gar so gern. Dann kam das schlimme Wetter und dann war er auch schon fort, ehe ich mich noch recht darauf besonnen. Ich mein' aber gewiß, daß er wieder kommen wird. Meinst du nicht auch?“

„Ja, ja. Also drüben auf der Goken war er und im Regen? Und drunten in der Fischungl?“

„Freilich!“

Zwei Tage blieb der Gröhl droben. Es ward wieder schönes Wetter. Die Sonne brach hervor und schmolz den frischgefallenen Schnee an einem Tag fort; der alte blieb liegen. Alexandra war es gleich. Der Gröhl hatte ihr Brot und Kaffee heraufgebracht, so viel, daß es für mehrere Wochen ausreichte. Wenn die Alm bezogen wurde, mußte sie so wie so hinweg. Sie wußte noch nicht wohin. In zwei Wochen wollte der Gröhl wiederkommen. Sie begleitete ihn bis zur Unterlahneralp.

Die öde Zeit begann von neuem.

Jetzt war es nicht mehr lautlos. Unaufhörlich rollten die Lawinen nieder. Von allen Seiten undonnerte es die Hütte. Durch die eine hinabstürzende Schneemasse ward auch die andere, lockere Schicht völlig gelöst und polterte nun auch die senkrechten Wände herunter. Zu Zeiten war es ein nicht endendes Fallen und Wiederhallen. Alexandra sah stundenlang zu, wie sich von den Tauern und der Schönfeldspitze die Lawinen niederwälzten. Ein fernes, dumpfes Rauschen kündete sie an und flüchtende Gemsen. Jetzt kam sie. Zuerst war es eine plumpe, langsam und schwerfällig sich herab-bewegende, unförmliche Masse. Sobald sie jedoch den Rand des ungeheuren Abgrunds berührte, erfolgte der köstlich wilde Anblick. Es barst auseinander und flog in mächtigen Sägen oder einem einzigen gewaltigen Sturz hinab, aufschlagend, daß der Boden erbehte. Noch lange folgte ein Fall schimmernden Staubes, noch lange ein Rutschen, Rinnen, Rieseln.

Alexandra atmete schwer auf; sie bebt!

Aus Furcht, daß ein Jäger oder Grenzwächter sie in der Hütte finden könnte, ging sie schon in aller Frühe fort, nachdem sie alles sorgfältig verschlossen. Sie stieg hoch hinauf, auf die Tauern, tief in das steinerne Meer hinein, unter dessen kirchturmhochem, starrem Wogenschlag sie halbe Tage lang umherirrte. Das schwerste war, daß sie gar keine Thätigkeit hatte. Einmal sah sie wie junge, blasse Frühlingsblumen sich vergebens mühten, ihre Köpfe durch den Schnee zu zwängen. Die armen Gefangenen dauerten Alexandra. Sie hockte sich hin und befreite die Eingekerkerten, sorgsam acht gebend, daß

sie keinen der zarten Kelche verletzete. Dann wartete sie eine Weile davor. Nach einer Stunde bereits waren die Knospen im Sonnenschein aufgeblüht. Jetzt hatte Alexandra ihr Tagewerk gefunden. In der Hütte entdeckte sie eine Schaufel, mit welcher sie ganze kleine Gärten von Krokus und Primeln aus dem Schnee ausgrub. Alle Tage sah sie nach, wie ihre Blumenfelder gediehen.

Sie war unermüdllich, um sich zu ermüden, was ihr denn auch so gelang, daß sie manchmal abends einschlief, wenn sie vielleicht gerade im Begriff stand, sich ein wenig Essen zu bereiten. Beim Erwachen hörte sie oft die Schmuggler an der Hütte vorbeiziehen. Sie paschten von Saalfelden her über das steinerne Meer. Dann wußte sie, daß eben der Tag graute.

Eines Tages, als sie wieder einmal den Felsenozean, dessen graue Wellen jetzt ganz von weißen Krokus bedeckt waren, durchstreifte, vernahm sie ganz nahe dumpfes, vielstimmiges Gebetmurmeln. Sie versteckte sich. Ein Zug Wallfahrer kam, die über das steinerne Meer zum Wildkirchlein pilgerten. Es waren viele Frauen darunter. Ein alter Mann wankte an seinem Stabe voraus und betete laut vor. Geräuschvoll fiel der Chor ein. Schier unheimlich schallten die Lamentationen der Büßenden in der Dede der Alpen. Alexandra lauschte, bis die klagenden Töne verklungen waren. Viele Tage ging sie in tiefen Gedanken umher. Diese Menschen hatten irgend ein Unrecht, eine „Sünde“ begangen; oder bildeten es sich ein. Vielleicht beichteten sie dem Geistlichen, der ihnen eine Wallfahrt gebot. Dumpf und stumpf gehorchten sie. Viele mochten auch dabei sein, die es aus eigenem, freien

Antrieb thaten, aus Gewohnheit. Sie zogen aus. Einfältigen Gemütes und gläubigen Herzens pilgerten sie durch Thäler und über Gebirge, auf ihrem Wege nicht rechts, nicht links schauend. Unermüdlieh ließen sie ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten und ihre Lippen die Bitten sprechen, deren Worte für sie nur ein Klang waren. Nach einer mehr fröhlichen, als mühseligen Wanderung langten sie an, wo zu Ehren eines wunderthätigen Bildes mitten in der Einsamkeit, oft mitten in der Einöde, der Himmelskönigin ein Tempel gebaut worden war. Sie brachten ihre Wachsspenden, ihre Papierblumenkränze, ihre bunten Heiligenbilder, ihre kindlichen Gedenktafeln. Sie verrichteten ihre Andacht, sie thaten ihre Pönitenz. Sodann zogen sie wieder fort aus dem Heiligtum, entsündigt und gereinigt von Schuld. Einfältigen Gemütes und gläubigen Herzens kehrten sie wieder in ihre Hütten zurück, zurück zu ihren Kindern, zu ihrer Arbeit, zu ihren kleinen Freuden und Leiden! Zurück in ihre Enge und Dumpsheit! Zurück in ihren Frieden.

Glückliche Sünder!

Die Abende brachte Alexandra auf dem „Feld“ zu. An diesem hochgelegenen Ort war ein Fleck, von dem aus sie tief hinab und weit hinaus sah: die Gozen und den Regen, den Obersee und die Fischungl. Deutlich erkannte sie den Platz, wo sie mit Dedin gestanden; auch die Esche, die Dedin-Hütte, den Feuerpalsen, die verdorrte Birbe. Ueber dem Königssee und Bartholomä hinweg, erspähte sie ein Stück Thal: inmitten leuchtender Felder lag wie eine kleine, schwarze Insel ein dunkler Streifen: der Tann hinter Bergastl.

Erst nach drei Wochen kam der Gröhl wieder. Er war unpäßlich gewesen, was Alexandra nicht erfuhr. Diesesmal blieb er länger. Denn nicht nur, daß er auf dem arg beschädigten Dache neue Schindeln legen mußte: er hatte auch viel an den Wänden auszubessern. Alexandra war glücklich, ihn bei sich zu haben und that ihm, was sie ihm an den Augen absehen konnte. Dergleichen war dem Alten sein ganzes Leben nicht vorgekommen. Neues wußte er ihr nicht zu erzählen. Die Mutter lebte still im Häuschen, von Dedin erfuhr man nichts, in Berchtesgaden schwagten die Leute noch immer davon. Was sie schwagten, verschwieg er wohlweislich. Alexandra fragte auch nicht darnach.

Am letzten Abend, den der Gröhl oben zubrachte, meinte er bedächtig:

„In den nächsten Tagen kommt auch der Schwaab herauf. Mit dem Schnee ist's fast gar und die Almen werden schon grün. In einer Woche treiben sie auf. Sie sind schon im Unterlahner. Hast dich besonnen, wohin du gehen willst?“

„Ich weiß es noch nicht. Ich werd's aber finden.“

Der Alte machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ich hab' auch drüber nachgedacht und hab' so gedacht. Du bist keine Katholische, sonst könntest du eine Wallfahrt machen. Es würd' dir gut thun. 's ist recht schlimm, daß du den Glauben daran nicht hast. Wenn du den hättest, wär's wohl gleich, ob du katholisch oder evangelisch bist. Die Muttergottes wird dich auch nicht gleich darnach fragen, wie sie dich getauft haben. Christlich wird's ja wohl gewesen sein. Ich versteh' nichts davon. Schau doch einmal in deine Seel hinein,

vielleicht hast du doch den Glauben daran! Du hast ihn gewiß und weißt es nur selbst nicht. Das kann einem leicht so gehen. Ich kann mir das ganz gut denken. Schau' in dich und mach' eine Wallfahrt. Die Himmelsmutter hilft dir! Wenn du gehen willst, sieh': ich hab' dir ein wächsernes Herz mitgebracht. Es ist schon ganz vergilbt. Das wird wohl nichts machen. Es ist nämlich noch von der Annamirl ihrer Zeit her. In der Untersteiner Kirchweih hab' ich's ihr einmal gekauft. Sie sollt' damit ins Kirchenthal, drüben im Doverschen, wallfahren. Es kam aber nicht dazu. Sie mußte fort; auch gar nicht lang vor dem Tag, der unser Hochzeitstag hätt' sein können. Das Herz hat sie mir zurückgelassen. Nimm's! Es wird ihrer armen Seel' gut thun, daß das alte Herz doch noch angewandt wird und einen Nutzen hat. Wallfahr' ins Kirchenthal. Nein, das ist zu nah. Du mußt einen weiten Weg machen, der Gedanken wegen. Mariahilf, zur heiligen Gottesgebärerin in der Einöb, das wär' ein prächtiger weiter Weg für dich."

Er war wieder einmal ganz beredt. Alexandra wollte ihn nicht kränken. Sie nahm das Herz.

„Mariahilf in der Einöb! Wo ist das?“

„Das ist weit! Das ist eine gar beschwerliche Wallfahrt; dafür aber auch eine recht kräftige und heilsame. Wo es ist, weiß ich selbst nicht. Ich glaube in Tirol, da hinter Heiligenblut und der Gastein. Ein Berg soll dabei stehen, noch höher, als der Wagmann: Aber ich glaub's nicht! Das Kirchlein soll in einer schrecklichen Einöden liegen, ganz tief in einer engen Klausen drinnen. Viele Monat im Jahr soll nicht

Sonne, nicht Mond hineinscheinen. Was es auf der Welt alles giebt!“

„Wohnen dort Menschen?“

„Freilich! Ein armes Völklein von Bergleut'. Es sind große Kohlengruben dort im Gebirg; oder ist's Eisen? Ich kenn' mich nicht aus damit. Sie sagen, es soll eine schlechte Luft in der Engen sein und ungesundes Wasser. Na, ich glaub's. Die Leut' sollen alle krank und elendiglich sein und das Sterben dort ganz schaurig. Ich glaub', sie haben nicht einmal einen Doktor. Das weiß ich gewiß, daß sie keinen Geistlichen haben. Keiner hält's aus. Alle Sonntag kommt einer aus dem nächsten Ort und predigt ihnen Gotteswort. Sie mögen's gebrauchen können. Was schaust du mich so kurios an?“

„Weiter! Weiter!“

„Ich hab' auch nur so davon reden hören; aber wahr wird's wohl sein. Das allerschlimmste ist, daß es drinnen den Wöchnerinnen so grauslich schlecht gehen soll. Gar viele sterben, oder wenn die Mütter leben bleiben, so sterben die Kinder. Es ist ein Elend! Da hat denn die Mutter Maria, die heilige Gottesgebärerin, Erbarmen gehabt und dem armen Völklein durch Engel ein Bild vom Himmel herunter tragen lassen. Darauf ist sie abgemalt mit dem lieben Christuskind auf dem Schoß. Das Bild wird in die Häuser getragen, wo eine Frau niederkommt. Da wird es jetzt ja wohl besser sein. Im Desterreichischen drüben machen sie viel Wesens davon. Die Annamirl hat mir auch davon erzählt, deshalb weiß ich's so genau. Namentlich schwangere Weiber wallfahrten hin und solche, denen ihre Kinder bei der Geburt gestorben sind und

die nun die Muttergottes um ein anderes bitten. Trifft sich's grad so, daß eine von den armen Weibern, die drinnen hausen, gebärt, so hilft ihr eine der Wallfahrerinnen über die ersten schlimmen neun Tag hinaus. Das ist der Brauch dort. Also muß die Not doch wohl noch immer recht arg sein und das Frauenkloster, das neben dem Kirchlein erbaut ist, mag auch nicht allen helfen können. So hat's mir halt die Annamirl erzählt, und was die in ihrem Leben gesagt hat, das ist bis auf den Buchstaben wahr gewesen. Nur das mit dem Berg, der höher sein soll wie der Wazmann, hab' ich ihr nicht recht glauben wollen — Verzeih mir Gott die Sünd'! Das werden sie ihr wohl so eingeredt haben und die gute Seel' hat's geglaubt.“

„Also ins Kirchenthal, meint Ihr, sei es zu nah für mich? Ich mein's auch.“

„Ja, aber Mariahilf in der Einöd', ist auch nicht das rechte für dich. Das fällt mir eben ein.“

„Warum eben?“

„Weil du gar so seltsam ausschaußt; ich weiß selber nicht wie. Wallfahr' du nur ins Kirchenthal. Bet' auf dem Weg recht inbrünstig; dann wird dir auch auf der kurzen Strecke etwas Guts und Rechts einfallen. Und wenn du der Muttergottes dein Herz bringst, hilft sie dir gewiß. Was sagst du? Wohin willst?“

„Nicht ins Kirchenthal. Gleich morgen früh brech' ich auf.“

„Sei doch nicht so unstät! Besinn' dich erst. Gottesmutter! Was hast?“

„Nichts! Ich bin froh.“

„Aber du kommst doch wieder?“

„Einmal komme ich wieder — gewiß!“

— — — — —
— — — — —

Sie hatte von dem Alten Abschied genommen, stand nun allein droben auf dem Fels und sah die Sonne aufgehen. Sie war für ihre Wallfahrt vollkommen ausgerüstet und fertig. Da dieselbe wohl lange, sehr lange dauern würde, so wollte sie auch noch anderem Lebewohl sagen. Sie wartete, bis die Sonne hinter dem Göhl aufgestiegen war. Während über ihr und um sie die Alpen Glanz umfloß, war die Ebene und das Gebirge ihr gegenüber noch in tiefem Schatten. Der Tann von Bergasyl war nicht zu erkennen. Sie stand im vollen Licht des Tages da und blickte hinüber, wo an den dunklen Klippen die Birbe hing. Sie wußte: sie sah den Ort nicht zum letztenmal. Wann würde sie ihn wiedersehen?

Langsam ging sie. Nach einer Stunde befand sie sich mitten in der Dede des steinernen Meeres, das sie pfadlos durchschritt. Sie kam an einem der Blumenfelder vorbei, die sie an das Licht der Sonne gebracht hatte. Sie pflückte einen großen Strauß und wand davon einen Kranz: der sollte zu dem Wachsherz Annamirls gelegt werden. Sie wußte aber noch ein anderes Opfer, das sie dem Himmel darbringen wollte, frei und freudig, stark und gläubig!

Auf ihren Alpstecken gestützt, stieg sie weiter, kraftvoll und hochaufgerichtet. So verschwand ihre umleuchtete Gestalt in dem grauen Felsengewirr, so schritt sie aus der Dede hinaus, in die Dede hinein.

Armes Weib!

— — — — —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Tannhäuser zog aus dem Venusberg.

Blieb sieben Jahre drinnen. Nein, es waren nur drei Jahre gewesen! Zwei Jahre lang hatte er sein Weib gesucht und dann drei Jahre lang nichts andres, als Weiber. Diese hatte er denn auch zum Ueberfluß gefunden — zum Ueberfluß, aber leider nicht zum Ueberdruß! Und über den Weibern hatte er endlich sein Weib so gut wie vergessen; denn wer das eine liebt, der kann das andere nicht lieben. Für einen Wüstling giebt es nur Leiber, keine Seelen. Das ist dann die Todssünde, die der Christ im Venusberge begeht und von der ihn kein Papst Urban erlösen kann. Wer im Weibe nur den Leib sucht, der verliert seine Seele. Nur wenn eine andere Seele sich dann für ihn opfert, kann er gerettet werden. Für Tannhäusers, der Hölle verfallene Seele haucht Elisabeth die ihre aus und:

„Heilige Elisabeth, bitt' für mich!“

Auch Dedin, dieser ungewöhnliche Mensch, war den gewöhnlichen Weg gewandelt: vom Unglück zur Wollust! Und weiter: von Selbstverachtung zur Selbstbetäubung. Ein Asket

war er gewesen, ein Bacchant war er geworden! In das Höchste wollte er sich retten, in das Niedrigste hatte er sich verloren! Er wäre wert gewesen, darin unterzugehen.

Er hatte gelebt, toll und sinnlos! Er war von Begierde zum Genuß getaumelt und von Genuß zur Begierde. Er schien unersättlich zu sein: ein ewig Schwelgender, ein ewig Darbender! Und das alles ohne Gfel. Fast hatte es den Anschein, als ob er es für seine Pflicht gehalten, für die einzige Pflicht: die ihm vom Leben noch auferlegt worden war: so unedel, als möglich zu Grunde zu gehen: Selbstvernichtung in der Sinnlichkeit. Es wäre ihm auch gelungen.

Da war er noch einmal aufgetaumelt, zurück von dem Rande dieses abscheulichen Abgrunds, in dessen Tiefe die entgötterte Menschheit sich in dem Pfuhl der Gemeinheit wälzt. Da hatte er noch einmal einen Rettungsversuch gemacht, mehr aus Instinkt, als mit Bewußtsein.

In dem Venusberg Paris war es gewesen. Die Göttin, in deren Armen er grade lag, war die berühmteste Dirne dieses Arkadien der Hetären. Sie hatte rotes Haar und große, dunkle, göttlich unschuldige Augen. Nach einer wilden Liebesstunde stieß er den nackten, üppigen Leib von sich und floh. Nach zwei Tagen sah er die deutschen Alpen wieder und jetzt wanderte er heimwärts.

Nach Hause!

Das Wort hatte keine frommen Schauer mehr für ihn; nichts stieg dabei in seiner Seele auf, kaum Erinnerung. Er fühlte auch nichts davon, daß ihn wieder die Heimat umgab. Selbst dieser Name war nur ein Klang, ein dumpfer Widerhall, auf den der Wanderer nicht lauschte.

Es war ein schwüler Augusttag. Zum Abend würde es ein Gewitter geben. Dedin war müde.

Steil führte die Straße eine wilde Schlucht zwischen Untersberg und Lattengebirge hinan. In der Tiefe rauschte ein munteres Bächlein, zu beiden Seiten dunkelte ein herrlicher Tann. Auf dem Moosboden, unter Farrenkraut und Alpenrosen, spielten die Sonnenstrahlen lustig Versteckens. Ueber den blauen Genzianenzweigen haschten sich zärtliche Schmetterlingspaare. Wie oft hatte Dedin das erlebt! Er wunderte sich nicht einmal, daß es heute genau so war wie es immer gewesen. Und es war doch gewiß wunderbar!

Nachdem er die Höhe des Passes erreicht, blieb er schwer aufatmend stehen. Ein Hügel genügte, um ihn völlig zu ermatten. Trotz der Sonnenglut blieb sein Gesicht blaß. Seine Hände waren feucht und kalt. In Hältturm, vor dem Gasthaus, stand die Wirtin. Der stattliche Fremde kam vorbei. Die Frau grüßte, erhielt jedoch keinen Gegengruß. Der Herr schwankte auch so wunderlich. Die Wirtin sah ihm nach und dachte: du hättest dir auch wohl in Reichenhall einen Wagen nehmen können, oder bei mir einkehren. Wir schänken heute frisch vom Faß. Na, meininetwegen! Was gehts mich an. Wer du wohl bist? Sie kannte Dedin gut, aber sie hatte ihn doch nicht wiedererkannt.

Jetzt lag das ganze Thal vor ihm. Er trat ein in den gewaltigen Kreis, mit welchem hier die Alpen dieses liebe Stück Erde umschließen. Auf den Wiesen, zwischen Laub- und Nadelwäldern leuchteten zahllose, wohlhabende, friedliche Höfe mit hellen Mauern weit in die Landschaft hinaus. Ueber der Tauernkette, in dem blauen Luftozean verschwimmend, sonnen-

beschieneu, das weite, weiße Gefilde des ewigen Schnees; darunter der grüne Rücken der Gogen. In jener Schlucht lag der Königssee! Und dort, wo sich der Jenner an den gewaltigen Felsenleib des Göhls anshmiegte, dort unten im Schoße der schwarzen Waldungen, mußte auf umrauschter Halde ein einfames Haus liegen, mit einer einsamen, alten Frau darin lebend. Dedin wandte seinen Blick ab.

Aber er mußte doch daran denken: In drei Stunden würde er dort sein — in drei Stunden war die alte Frau nicht mehr einsam. Unterdessen er mit gleichmäßig schweren Schritten die schattenlose Landstraße dahinzog, keinen Blick um sich werfend: weder auf die blumigen Wiesen, deren Buchen- und Ahorn gelände so köstlichen Schatten gaben, noch auf seine einstigen stolzen, starren Gefährten; unterdessen er immer tiefer in das Thal hineinschwankte, den Bergen immer näher kam, seinem Hause, seiner Mutter immer näher, dachte er an sie. Sie hatte ihn zerstört! Durch sie war er untergegangen, an Leib und Seele verdorben und verkommen. Sie war seine schlimmste Feindin gewesen, seine Verderberin, die Mörderin nicht nur seines Glückes, sondern auch seiner Sittlichkeit. Er durfte sie hassen, ohne sich unnatürlich und verabscheuungswürdig vorkommen zu müssen. Sie hatte nichts besseres verdient, als ihre letzten Tage in Einsamkeit und Elend zu verbringen. Das waren die Folgen ihrer That, die sie tragen mußte. Wie hatte er darüber gebrütet und gegrübelt, alles war ihm klar geworden. Aus abscheulicher, mütterlicher Selbstsucht hatte sie Alexandra fortgeschickt. Vielleicht war auch ein wenig mütterliche Liebe dabei. Vielleicht — ein wenig! Sie glaubte, wähnte, daß

Alexandra ihn unglücklich machen werde; sie wollte ihn retten. Und zugleich wollte sie ihn für sich behalten, einzig und allein für sich! Welch eine Mutter! Ja wohl, schrecklich war es ihm klar geworden. Als Alexandra sterben sollte, hoffte sie auf ihren Tod. Da sollte der Tod ihn vor ihr retten, ihr Tod ihn seiner Mutter erhalten. Als sie doch am Leben blieb, kam dann plötzlich die Wandlung. Er hatte das Unglaubliche ja selbst erlebt. Da geschah es, daß sie Alexandra zu hassen begann. Während jeder seiner Gedanken Dankbarkeit und Glückseligkeit war, brütete sie jenen entsetzlichen, mörderischen Plan aus. Um ihn zu vollführen, schickte sie ihn fort und vollführte ihn dann. Und sie, das unselige Weib — sie ließ es an sich geschehen und verüben; wahrscheinlich in dem Wahn befangen, daß ihr recht geschähe, daß ihre Flucht wirklich eine Rettung sei! Sie war nach ihrer Krankheit solche Schwärmerin gewesen, solche Verzückte. Noch den letzten Abend, als er Beethoven spielte, hatte sie selbst von einer solchen Flucht und Rettung gesprochen. Auch ihre Gedichte sprachen es aus: sie mußten mit einander unglücklich werden — sie mußten sich trennen! Trotz ihrer beider übermächtigen Liebe, gäb' es keine Hilfe für sie. Und die Fanatikerin hatte sich in der Kaserei dieses Wahnes das Herz aufgerissen und sich irgendwo still verblutet, in dem seligen Glauben, ihn durch ihren Tod dem Leben erhalten zu haben.

Alexandra war fort. Sie war tot für ihn. Er hatte nicht umsonst das Leben eines Wüßlings geführt. Aber seine Mutter würde er heute wieder sehen, allerdings mehr aus Zufall, als aus Absicht. Wie würde er sie wiederfinden? Gewiß

recht jammervoll! Fünf Jahre einsam, fünf Jahre mutterseelenallein, sie, die alte, alte Frau. Das war gestraft, das war genug gestraft! Wie sie damals zu ihm gekommen war, als sie ihn noch so zärtlich, so herrlich geliebt hatte, wie sie da demütig kam, bittend, flehend, daß ihr Sohn sie in sein einsames Haus einlassen möchte — so verzeihend wollte jetzt er zu der Verlassenen und Büßenden kommen. Versöhnung! Versöhnung! Plötzlich vernahm er das Evangelium. Versöhnung! Versöhnung! O ihr seligen Stimmen, die ihr seinem verödeten Herzen die schöne Himmelsbotschaft verkündeten. Versöhnung! Versöhnung und dann — Frieden! Frieden!

Er schwankte vom Wege ab, einem Dickicht zu, wo er sich ungesehen niederwerfen konnte. Hier hielt er Einkehr, Heimkehr in jenen stillen, ausgestorbenen Ort, wo er seit Jahren nicht mehr anzuklopfen gewagt hatte, fürchtend, daß nur das dumpfe, schaurige Echo ihm antworten würde. Als er die wenigen Ueberbleibsel seines Daseins gefunden und betrachtet, erhob er sich. Jetzt erkannte er auch die Heimat. Unverwandt schaute er hin, von wo er sich noch vor einigen Stunden abgewandt. Er war schon recht nahe. Die Schatten in der blauen Schlucht zwischen Jenner und Watzmann konnten der Königssee sein. Und dort, mitten im Walddunkel, sah er es bereits hell herüberschimmern: die Wiese, darauf sein Haus stand. Unwillkürlich breitete er die Arme dahin aus, schon jetzt seine Mutter umfassend: ihr schon jetzt zujubelnd, Versöhnung! Versöhnung! Welch eine Heimkehr!

Er ging schneller.

Als Tannhäuser aus dem Venusberg zog, mußte Tann-

häuser zur Buße seiner seligen Sünden nach Rom. Er mußte nach Rom pilgern, lediglich deshalb, um sich in Rom verdammen zu lassen. Hätte Tannhäuser noch eine Mutter gehabt, dann hätte keine Elisabeth ihn nach Rom zu weisen und für ihn zu sterben brauchen; dann hätte er anstatt in den Schoß der Kirche zu pilgern, sich in die Arme seiner Mutter geworfen und es wäre nicht erst ein Wunder nötig gewesen, um diesen reinigen Sohn für die Gottheit zu retten: kein verdorrter Stab hätte erst aufzugrünen brauchen, um den verdammenden Priester zu beschämen: der Kuß der Mutter auf Tannhäusers Stirn, hätte seine Seele von allen den dämonischen Küßen gereinigt, die seine Lippen empfangen. Den Sünder, den die Mutterkirche verflucht, wird jene andere, heiligere Mutter segnen; und der Himmel hört gewiß eher den Segen, als den Fluch.

Immer mächtiger sehnte Dedin sich darnach, sich an der Brust seiner Mutter zu entschuldigen; immer gewaltiger ward er davon durchdrungen, daß ihre Schuld ihre Liebe gewesen. Welch ein fürchterlicher Irrtum!

Arme Mutter!

Vielleicht stand sie in diesem Augenblick gerade auf der Terrasse und sah mit ihren Augen (wie schwach und trüb die wohl geworden waren?!) hinüber, wo wirklich ihr Sohn ging. Daß sie es wußte, daß sie ihn hören könnte!

„Ich komme! Ich komme!“

Er rief es laut, winkte und nickte.

Fünf Jahr! Und siebenzig Jahr war sie schon gewesen, als er von ihr fortging: „Du hast keinen Sohn mehr!“ Aber sie lebte noch. Gewiß! Ihren Tod würde er erfahren haben,

wenn er auch nichts von ihrem Leben erfuhr — wenigstens nicht von ihr. Heimlich hatte er sich immer nach ihr erkundigt — wenigstens in den ersten Jahren. Als er dann in den Venusberg zog, nichts mehr hoffend, an nichts mehr glaubend, nichts mehr liebend und nur eines ersehnd: selige Selbstvergessenheit — wie konnte er da an eine Mutter denken?! Von Dirnenarmen umschlungen, von Dirnenlippen geküßt und dann an eine alte, verlassene, einsame Mutter denken. Aber sie lebte noch; sie mußte noch leben! Mutterliebe hat ein zähes Leben. Jammer und Glend töten nicht leicht; vollends eine Mutter nicht. Sie wußte, daß er wieder zurückkommen würde. Sie wartete auf ihn. Gott im Himmel! Fünf Jahre hatte sie auf ihn gewartet, jeden Tag, jede Stunde — fünf Jahre! Und er wollte vergeben? Ihm mußte vergeben werden!

Wenn sie aber doch gestorben wäre, gestorben, während er bei feilen Weibern seinen letzten Rest von Manneswürde umkommen ließ?! Wenn man sie begraben hätte, während er Orgien feierte?!

Nein! Keine ewige Ruhe darfst du kennen,
Bis wieder in dem tannumrauschten Hause,
In unsrer lieben, kleinen Alpenklause,
Ich ausgeruht von unserm langen Trennen.
Bis dahin dürfen keine fremden Hände
Aufschreiben deiner Leiden sel'ges Ende.
Kein Grabdenkmal darf deinen Namen nennen — —

Es war der letzte Vers eines Gedichtes, das er einmal für seine Mutter aufgeschrieben hatte. Jetzt gab es ihm die prophetische Gewißheit: sie lebte noch!

Wie eine göttliche Hand in der Wüste aus dem Felsen einen Quell hervorbrechen ließ, um Verschmachtende zu tränken, so ergoß sich plötzlich — auch wunderbar, höchst wunderbar! in dieser öden Brust, aus diesem starren Herzen in mächtiger Flut die Sohnesliebe, daß es ihm gewaltsam aus den Augen hervorstürzte und er auch in seinen Thränen wieder zum Kinde ward. Dabei murmelte er unaufhörlich in allen Tönen des Glücks, bis zur Entzückung:

„Mutter! Mutter! Ich komme! Mutter, ich komme!“

Jetzt lief er fast. Noch eine Biegung und Berchtesgaden lag vor ihm. Nun verließ er die Landstraße. Man hätte ihn doch erkennen können und es sollte sein wie im Liede: kein anderes Auge sollte den fremden Wanderer erkennen, als das trübe-helle Mutterauge! Und wären die schwachen Augen auch noch so blind — ihn würden sie doch sehen! Kein anderer Mund sollte seinen Namen nennen, bis das die zitternde, thränenerstickte Stimme seiner Mutter gethan: „Mein Sohn! Mein Sohn!“ Wie das klingen würde!

Der nächste Weg zur Königsseeerlandsstraße hinab führte über den Kirchhof. Er brauchte dann die Stadt nicht zu passieren. Ueberdies würde es in der späten Mittagsstunde auf diesem Wege ganz einsam sein. Also über den Kirchhof! Bei der Augustinerkirche bog er ab. Ringsum kein Mensch!

Als er sich ganz von Gräbern und Kreuzen umgeben sah, fühlte er das Glück ihres Lebens mit doppelter Gewalt. Dort hinten, bei dem wilden Hollundergesträuch, lag der einsame Winkel, den sie sich selbst zum ewigen Ruheort bestimmt hatte. Welch ein friedlicher, feierlicher Platz! Der Göhl und

der Wazmann schauten darauf herab, Totenwächter, wie kein König sie hatte. Es würde ein Grab sein, darin man wohl das Auferstehen bis zum jüngsten Tage abwarten konnte. Aber noch durfte es sich dort drüben nicht wölben, noch mußte die ewige Ruhe eine Weile auf die Mutter warten: hatte diese doch so lange auf ihren Sohn warten müssen. Aber jetzt kam er!

Dedin hatte fast den Kirchhof überschritten, als er zufällig noch einmal hinüber sah. Er stutzte, blieb stehen, starrte hin. Was war das? Auf dem Rasen, dicht bei den Hollunderbüschen, ein frisches Grab! Wer durfte an dem Orte bestattet liegen, der nur für das Grab einer Einzigen bestimmt war?! Er stürzte hin. Es war das Grab seiner Mutter.

Dedin war über den Hügel hingefallen. Er hatte sein Gesicht in die Schollen gedrückt, die seine tote Mutter umfingen. Er lag auf der feuchten Erde, als sei er selber ein Toter. Endlich erhob er sich und betrachtete sich das Grab. Es lagen viele Kränze darauf; sie waren noch nicht verwelkt. Ein kleines, schwarzes Kreuz war in die lockere Erde gesteckt worden. Dedin beugte sich herab und sah sich an, was auf der blinkenden Metallplatte eingeschrieben stand. Jeden der kleinen, feinen Buchstaben unterwarf er einer langen, sorgfältigen Prüfung. Besonders that er dies mit den Chiffren, die den Todestag angaben. Dann rechnete er sich mühsam das Datum aus. Der Inschrift nach sollte seine Mutter vor fünf Tagen gestorben sein. Die Inschrift mußte lügen! Es war gewiß

vor drei Jahren gewesen. Aber die unverwelkten Kränze, die frisch zugeworfene Grube.

Er las sich die Inschrift laut vor. Zuerst erschrak er über seine Stimme und stockte. Dann nahm er sich zusammen und fing von neuem an: Wort für Wort, eintönig, fast buchstabierend. Zulezt murmelte er:

„Es ist gut, es ist ganz gut!“

Ueber dem Kreuz hing ein Stück von einem weißen, zerknitterten Schleier und ein Edelweißkranz, dessen Blüten ganz grau und zusammengeschrumpft waren. Dedin fiel Alexandras Hochzeitschleier ein und der Kranz, den sie auf der Gohzen auf gehabt. Sie hatte ihn der Mutter geschenkt, die damit ihres Sohnes Bild schmückte. Wie aber dieser Schleier und dieser Kranz auf das Grab kamen, das begriff er nicht. Es war auch gleichgültig! Mechanisch streckte er die Hand aus, nahm beides herunter, steckte es zu sich. Dabei murmelte er wieder:

„Es ist gut, es ist ganz gut!“

Nun versuchte er, die Hände zu falten und ein Gebet zu stammeln. Er fing an: „Tote Mutter — Mutter — Mutter.“ Weiter kam er nicht. Er schloß mit seinem alten: „Es ist gut, es ist ganz gut!“ Dann seufzte er tief auf, schüttelte kläglich den Kopf, wandte sich ab, reinigte seine Kleider sorgfältig von Erde, that einige Schritte, blieb stehen, sah sich erstaunt um. Er war auf einem Kirchhof. Was hatte er auf einem Kirchhof zu thun? Er mußte sich lange darauf besinnen, bis es ihm einfiel. Jetzt stieß er einen Schrei aus, taumelte zurück, warf sich noch einmal über das Grab und

rief mit erstickter Stimme in die Erde hinein: „Mutter, Mutter, Mutter!“ Das mußte sie doch gehört haben! Er riß sich empor. Auf den Kopf drückte es ihn so! Es lag ihm so schwer darauf, grade, als ob auf seinem Haupt eine Scholle liegen geblieben sei. Endlich entfernte er sich.

Wie er vom Kirchhof hinunter auf die Landstraße gelangte, auf dieser dahinschwankte — dessen ward er sich nimmer bewußt. Er kam nur sehr langsam vorwärts. Die Erde von seiner Mutter Grab schien an seinen Füßen haften geblieben zu sein. Dennoch näherte er sich immer mehr und mehr seinem Hause und hätte sich doch am liebsten immer weiter und weiter davon entfernt.

Er ging den Fußpfad, durch den Wald, an der Ache entlang. So oft er vor oder hinter sich Stimmen oder Schritte hörte, spähte er umher, um gleich darauf fortzustürzen, sich in ein Gebüsch zu verkriechen, hinter einer Hecke, einem Baumstamm zu verbergen, bis die Leute vorübergegangen waren. Wenn sie ihn sahen und erkannten — sie mußten ja scheu vor ihm ausweichen und mit den Fingern auf ihn weisen: das ist der Sohn, der seine alte Mutter einsam sterben ließ!

Einmal kamen zwei Frauen. Trotz seiner verwirrten Sinne erkannte Dedin sie: Nachbarinnen waren es, arme Weiber, denen die Mutter viel Gutes gethan. Hätte er sich nicht geschämt und wäre er nicht so schwach und feig gewesen, er wäre zu den beiden Frauen hingegangen und hätte sie angerebet, sie gefragt. So aber verbarg er sich; jedoch nicht weit genug, um sie nicht hören zu müssen.

„Gott hab' sie selig, sie war eine brave Frau. Ins

Herz hinein hatt' sie einen jammern können! Heilige Gottesmutter! Das letzte Jahr ist sie ja wohl ganz blind gewesen."

Die Frauen hörten einen wilden Laut, daß sie sich erschrocken umschauten. Da sie aber nichts sahen, schwatzten sie weiter.

"Und der Dedin! Daß er so ein grundslechter Mensch sei, hätt' auch niemand gedacht. In Amerika, heißt's ja, treibt er sich mit seinem fortgelaufenen Schatz herum. Der Mutter freilich hat man nichts davon sagen dürfen. Der war der Herrgott selber nicht so heilig, wie ihr Sohn. Der fremde Pfarrer hat's auch am Grabe gesagt. Wie hat der Mann schön geredet! Und so geistlich! Obschon es ein Evangelischer war. Es ist ein lautes Schluchzen gewesen. Das eine hab' ich mir gemerkt: „Wir sind alle Gottes Kinder. Diese, von ihrem Sohn verlassene, einsam gestorbene Mutter erwartet ihr himmlischer Vater.“ Gelt, Wiesnerin, das ist ein Spruch, den auch unsereins brauchen kann?"

"Freilich! Freilich! Es war ein prächtiges Begräbniß. Wer auch so eines haben könnt'! Was für Leut! Die arme Seel' wird ihre Freud' daran gehabt haben, die kommt schnell aus dem Fegfeuer heraus, das könnt' ihr mir glauben, Mühl-ebnerin. Und wenn's auch nur eine Evangelische war. Solch eine Luthrische läßt sich der liebe Gott schon gefallen. Ja, und ist's denn wahr, daß die Burgel den Sepp heiratet? Gebenedeite Jungfrau! Da kommen auch zwei zusammen, die — —"

Die beiden, die im Eifer des Gesprächs stehen geblieben waren, schlursten weiter. Eine Weile darauf kam desselben Wegs der Hüterbub vom Regen daher. Trotzdem er schwer

zu tragen hatte, hörte er nicht auf zu jodeln und zu singen. Aber plötzlich hätte er schier einen lauten Angstschrei gethan. Ein Fremder sprang aus dem Gebüsch, der sah aus, als ob er eben einen umgebracht. Der Junge wich erschrocken beiseite, doch der Mann stürzte an ihm vorüber, ohne ihn zu sehen, stöhnend:

„Blind, blind, blind!“



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Flammen!

Das Gewitter stand im Anzug.

Der alte Gröhl war bei der Ernte. Erst am Nachmittag hatten sie mit dem Einfahren begonnen. Jetzt wurde geeilt, um noch so viel als möglich unter Dach und Fach zu bringen. Bereits war es Abend; aber vor Nacht brach das Unwetter schwerlich aus. Kein Lüftchen regte sich; schwer lagerte es über der Ramsau. Es sah bedrohlich aus. Der Alte spürte es in allen Gliedern: so sauer war ihm selten eine Arbeit geworden.

Resi hatte schlechten Humor. Es war aber auch zu arg! Mitten in der Ernte, in der nötigsten Zeit, lief der Bauer vom Feld fort: wallfahrten! Als ob der alten Gnädigen damit noch zu helfen gewesen wäre?! Und wenn auch — Maria, Gottesmutter! der Dulderin war die Erlösung zu gönnen. Dennoch hatte der Alte den Weizen stehen und liegen lassen (was war's in diesem gesegneten Jahr für ein prachtvolles Getreid!) und war wahrhaftigen Gottes wallfahrten gegangen. So lang wie es im Berchtesgadner Land Bauern gab, war so

etwas noch nicht vorgekommen. Ja, und wohin wallfahrten? Wenn es noch in die Nähe gewesen: nach Piding, nach Sankt Pantraz bei Reichenhall; oder, wenn es denn partout weit sein mußte, nach Mariaplein, drüben bei Salzburg, nach Sankt Johann im Pongau, ins Kirchenthal oder irgend sonst wo hin. Als ob nicht alle Stunden eine Wallfahrtskirche zu finden wäre?! Aber nein! Es mußte etwas ganz Extras sein: im Tirolischen oder gar im Welschen — was wußte sie, wo das Ding lag?! Wie er sich das nur wieder ausgeheckt hatte? Das war ein Tieffinniger; ja, und ein Heimlicher dazu! Ueber eine Woche lang blieb er so fort. Und wie kam der Mann wieder? Ganz zerschlagen! Es sei solch ein schlechter Aufenthalt gewesen, ganz in der Deden. Kein Baum und kein Strauch! Menschen und Vieh ungesund; selbst im Sommer eine kalte Luft. Und unterdessen war die alte Gnädige gestorben, knapp, daß er zur rechten Zeit kam, um ihr das Geleit auf den Kirchhof zu geben und den alten Edelweißkranz an das Kreuz zu hängen. Wo er den nur hergenommen? Die alte Frau hätte auch etwas Besseres um ihn verdient. Ganz sonderbar war er von seiner Wallfahrt zurückgekommen. Als er die schöne Ernte halb verloren fand, (denn was kann ein einsames Frauenzimmer thun, noch dazu, wenn sie nicht einmal die Bäuerin ist?!) hatte der Mann kein Sterbenswörtchen gesagt, grad als ging's ihn nichts an. Um ihretwegen! Er war der Bauer und sie war die Magd. Dabei kann der Mensch nichts machen, wie er selbst immer sagt.

Den Alten schmerzte sein Rücken; nur mit Mühe konnte er sich bücken. Er hatte den Sarg tragen helfen: Die Last

mußte ihm zu schwer gewesen sein. Ja wohl! Als er zurückkam, da war sie schon tot. Gut, daß er vorher die Bretter zum Tischler geschafft hatte. Aber trotzdem der Mann das schöne Fichtenholz — es hatte fünf Jahre ausgetrocknet, umsonst bekommen sollte, wollte er die breiten, starken Bohlen nicht nehmen; denn: der Sarg müsse aus Eichenholz gezimmert werden. Nur ein Brettchen konnte er daraus machen, auf welches die Leiche im Sarge zu liegen kam. Dieses Brettchen wollte er dem Gröhl zu Gefallen aus dessen Fichtenholz schneiden. Der Alte gab sich zufrieden; dann ging er wallfahrten. Allein zog er fort; aber nicht allein kam er wieder über das steinerne Meer zurück. Als Alexandra hörte, daß die Mutter tot sei, ging sie nicht nach Bergasyl; sondern kehrte in einem kleinen Gasthaus ein, wo niemand sie kannte. Vom Alten nahm sie gleich Abschied. Auch beim Begräbnis war sie nicht: sie wäre doch nur angegafft worden und hätte dadurch die heilige Handlung gestört. Sie konnte am Grabe stehen, wenn niemand sie sah. In der ersten Nacht stand sie dort und brachte der Mutter ihre Spende, die sie über das Kreuz zu dem Edelweißkranz hing. In der nächsten Nacht wollte sie wiederkommen und gewiß noch in mancher anderen. Sie konnte warten.

Dem Acker, auf dem die Weizengarben standen, grad gegenüber lag die Wiese mit Bergasyl. Stattlich leuchtete es von der grünen Höhe in das Thal hinab. Ringsum war es so ausgestorben, daß einen das verlassene Haus dauern konnte. Kein sanfter, blauer Rauch quoll aus den Schornsteinen in den Abend hinaus. Alle Thüren und Fenster waren verschlossen;

die Terrassen lagen verödet. Noch standen im Park die Statuen, Bänke und Tische. Blumen blühten noch, obgleich die meisten zum Begräbnis abgerissen worden waren und täglich der Garten von Scharen von Kindern geplündert ward; namentlich die Rosen.

Wenn der Alte zufällig zu dem toten Hause hinauffah, so fühlte er jedesmal einen Stich im Herzen: er war noch nicht daran gewöhnt, entschuldigte er sich bei sich selbst. Auch mochte es in seinem Blut liegen. Der Gevatter Bader im Markt droben, mußte ihm bald seinen alljährlichen Aderlaß geben: sein Blut war schon wieder zu dick. Solch ein Aderlaß half gegen alles.

Auch, daß ein alter Mann eben kein junger Mann mehr war, also auch nicht mehr so arbeiten konnte, wie ein junger, mochte Schuld daran sein, daß es mit dem Leben nichts Rechtes mehr war. „Wart’ du Teufelsvieh! Willst rebellieren?“ Und der junge Stier, der zum erstenmal ins Joch gespannt ging, ward von den alten Armen gebändigt.

Wie ein Verbrecher schlich Dedin sich zu seinem Hause. Er war durch eine Schlucht gestiegen, dann über einige Bäume und Hecken in die Wiesen und Felder der Nachbarn hinein, bis er, Bergastyl ganz umgehend, oben hinauf in den Tannenwald kam. Durch die kleine Pforte, durch welche er einstmals Alexandra eingeführt, betrat er die Halde und verbarg sich sofort wieder unter den Buchen.

Damals hatte er mit Alexandra von der Mutter gesprochen; damals wartete unten die Mutter auf ihn — damals!

Er fürchtete sich vor das Haus zu treten und es anzusehen, als ob es eine Leiche wäre. Einmal mußte er aber doch davorstehen; einmal mußte er auch aufblicken. Glücklicherweise verbarg sich die Sonne grade in der Gewitterwolke. Es war, als ob der strahlende Tag von dem düsteren Himmel verschlungen sei. Das Ungetüm wuchs und wuchs, wälzte seinen schwarzen Riesenleib weiter und weiter, immer mehr und mehr das Licht aufzehrend. Aus seinem Rachen schlug eine blutigrote Lohe.

Endlich faßte Dedin sich ein Herz: kein Geist trat ihm an der geisterhaften Stätte entgegen. Wär' es nicht zu toll und schaurig gewesen, so hätte er sie laut gerufen: „Mutter!“ Sie wäre gewiß gekommen und hätte ihn mit ihren blinden Augen zürnend angesehen: „Warum kommst du so spät? Ich habe auf dich gewartet — fünf Jahre lang!“

Er stand auf der Terrasse, die hinter dem Hause lag. Weder von der Landstraße aus, noch von dem Acker des Bauern konnte er erblickt werden. Er wagte aufzusehen. — Welch eine Verwilderung! Wenn die Frauen nicht davon gesprochen, so hätte es ihm jedes Blumenbeet gesagt: Blind! Blind! Blind!

An dem Hause war vor Gerank fast kein Mauer- und Holzwerk mehr zu erkennen. Der Giebel der Mutter und Alexandras waren eine einzige Laubmasse, von Rosen durchrankt. Rosen umkränzten auch die beiden Sphinge.

Auf dem Platz vor dem hinteren Eingange war der Kies voller Spuren von Männertritten; deutlich erschien auch noch das tiefe Geleise eines Wagens. Dedin wußte, was die Männer aus dem Hause getragen, was auf dem Wagen

aufgeladen und davongefahren worden war. Er wagte nicht auf dem Platz stehen zu bleiben.

Dedin besaß keinen Schlüssel, brauchte auch keinen. Unterwegs hatte er lange überlegt, wie er ohne Schlüssel ins Haus hineinkommen könne: Durch das Fenster des Badezimmers, welches keine Läden verschloß. Er ging hinab, schlug das Fenster ein, schwang sich hinein. Nach einigen Augenblicken stand er in der Halle.

Es war tiefe Nacht um ihn und solche dumpfe, schwüle Luft, solch ein Begräbnisgeruch von Wachskerzen, verwelkten Blumen und Räuchereien! Dedin tastete sich zur Thüre, öffnete, stieß sie auf. Das graue Zwielicht des Abends drang gespenstisch hinein.

Er sah sich um. Es war genau so, wie er gedacht: hier hatte der Sarg gestanden. Es trug den Anschein, als ob die Leiche erst diesen Augenblick hinausgebracht worden sei. Auf den schwarzen Decken standen noch die schwarz überhangenen Stützen, auf denen der Sarg geruht. Der ganze Boden lag voll verwelkter Rosen und Buchsbaum. Dieser war noch so frisch, als sei er soeben erst gestreut worden. Dedin nahm einen Zweig auf und roch daran.

Nachdem er alles besichtigt, begab er sich hinauf in das Schlafzimmer, öffnete das Fenster, setzte sich in den Lehnstuhl und sah unverwandt zum Bett hinüber. Eine frischgewaschene, glänzend weiße Decke lag darauf; auch die Vorhänge schimmerten schneeig durch die Dämmerung. Um seines Vaters Bild hing noch der Immortellenkranz. Ueberhaupt war kein Gegenstand verrückt oder verändert. Auch den alten Kupferstich,

auf dem die blinde Mutter ihren auswandernden Sohn segnete, sah er sich an. Auf dem Fensterbrett standen Blumentöpfe: Balsaminen und Asters, die Lieblingsblumen seiner Mutter. Die Pflanzen waren halb verdorrt. Dedin nahm sich vor, sie später zu begießen. Vielleicht hatte es das letztemal die Tote gethan, nach den Blüten tastend, die sie nicht mehr sehen konnte, sich über sie hinabbeugend, ihren Duft einzuatmen. Vor Dedin auf dem Nachttisch stand der Schlüsselforb — er war leer.

Da endlich konnte er weinen.

Dedin saß im Lehnstuhl, bis es schwarze Nacht geworden und er die ersten, fernen Donnerschläge rollen hörte. Er zündete Licht an, um nach einem letzten Versöhnungszeichen zu suchen. Im Schlafzimmer fand er nichts. Ehe er dieses verließ, bemerkte er noch, wie völlig abgetreten der Teppich war: ein Stück grauer Leinwand, nur noch an den Rändern etwas wollig und farbig.

Auf dem Gang besann er sich, wohin er sich begeben sollte. Gerade aus ging es in Alexandras Zimmer. Er that einige Schritte, kehrte jedoch wieder um, ging die Treppe hinunter und unten von Gemach zu Gemach. Im Musiksaal war sein Gemälde mit Ephen bekränzt. Er setzte sich an das Klavier und schlug einige Akkorde aus Beethovens Trauermarsch an. Es war aber zu unheimlich. Mit einem grellen Mißton endete er. In seinem Arbeitszimmer fand er, was er suchte. Es lag auf dem Tisch. Michelangelos sterbender Jüngling sah mit seinen ewig brechenden Augen darauf herab. Auf dem Bettel stand mit fast unleserlichen Schriftzügen:

Vergebet euren Schuldigern!

Oedin, mein lieber, guter Sohn! Ich segne Dich zum letztenmal.

Das Gewitter brach aus.

Von allen Seiten zog es herauf. Es kam über das Gebirge gekrochen: plötzlich war es da.

Es blitzte.

In kurzen abgebrochenen, dumpf-grollenden Schlägen rollte der Donner durch das blauschwarze, fahlgelbe Gewölk. Immer noch war es fern. Aber bereits ward die regungslose Natur unheimlich durchschauert, wie ein Mensch von Grauen. Die Blätter gerieten in ein zitterndes Säufeln, das bis zu den Wipfeln hinauf anschwellt und diese gegeneinander bewegte, als raunten sie sich ihre Angst zu: es kann uns ans Leben gehen. Darnach verlief es sich wieder. In der Luft, hoch, hoch droben, rauschte es geheimnißvoll. Im Tann begann es leise zu ächzen. Dann — von neuem alles still! Unter den Buchen flatterten angstvoll einige dunkle Nachtvögel, in der Ferne schrie eine Wildkatze. Wiederum ein Blitz, länger, leuchtender, in kürzerer Frist von stärkerem Donner gefolgt. Ein Windstoß! In der Luft brauste es auf, im Walde rauschte es auf! Doch nur einen Augenblick! In der tiefen Stille hörte man jetzt in Unterstein und Berchtesgaden die Wetterglocken läuten. Schrillen Tons wimmerte es durch das bange Schweigen, immerfort, immerfort; dann ohne Widerhall verklingend. In den Häusern und Hütten, wo sie wachten, zündeten

sie jetzt vor den Marienbildern die geweihten Kerzen an, warfen sich aufs Knie nieder und ein jeder betete, was er beten konnte.

Herbei! Herbei!

„Blicke, ihr zischenden Feuerschlangen, züngelst! Donner, du Wolkengepolder, lasse die himmlische Wut über die erbebende Erde rollen! Sturm, heulende Windsbraut, erhebe deine saufende Stimme und treibe, hebe das zaubernde Gewölk gegeneinander. Herbei! herbei!“

Dedin stand mitten auf der Halde, ungeduldig die Entfesselung der Elemente erwartend. Eine wütende Sehnsucht bemächtigte sich seiner, etwas zerstören zu sehen, irgend etwas! Selbst etwas zu zerstören, irgend etwas! Ihm war, als ob in seinem Haupt Flammen loderten, die jeden Augenblick herauszuschlagen müßten.

Horch! Da kommt es gebraust. Die Sturmsfurie peitscht die stöhnende Luft. Es saust, es schwirrt. Wie Meereswogen-
schwall kommt es angerauscht! Langsam, langsam, dumpfbrandend anschwellend, näher und näher. Jetzt ist es da! Es heult auf. Als berste die Erde, dringt wilder Ton hervor. Es seufzt und ächzt und gellt durch das sturndurchrauste Thal.

Dedin läuft dem Hause zu. Er sieht verzückt in die Blicke, er schreit in den Donner hinein. Die Vernichtung ist ausgebrochen!

Seine geballte Hand erhebend und gegen den Himmel schüttelnd, ruft er:

„Treff mich! Zermalmt mich! Oder seid verwünscht!“

Er war außer sich. Der ganze Jammer seines Lebens war zum Ausbruch gekommen; zugleich war es die Befreiung.

Wie Meereswogenschwall rauschend, brausend, schlägt es im Tann zusammen. Die Stämme schwanke. Sie tönen, als ob es Saiten wären. Die gewaltige Neolzharfe spielt der Sturm. Er begleitet das himmlische Schauspiel mit wilden, bacchantischen Melodien. Die Natur raßt ihr Eooö!

Dedin begann die Natur mit den Augen der Verzüdung — der Tollheit zu sehen. Blizumloht erschien sie ihm in Gestalten, in übermächtigen Gebilden. Er sprach mit den Geistern und vernahm im Sturm und Donner ihre Antworten.

„Seid ihr Titanen und leugnet die Götter? Ja! Freilich! Ihr kennt sie und wer sie kennt, muß sie hassen. Wie? Ich hätte recht? Gewiß! Ich kenne sie auch. Kämpft denn mit ihnen, zerschmettert sie! Hahaha! Warum lacht ihr? Was sagt ihr? Ich wäre toll? Toll! Toll! Sind das die Götter nicht auch? Toll, Götter und Geister und Menschen! Toll Erde und Himmel! Und ich allein sollte bei Vernunft bleiben?! Als einziger Vernünftiger in dieser tollen Welt, dann müßte ihn ja — —“
Horch!

Die Niesenfichte kracht. Dem Sturz der Stolzen leuchtet ein rofiger Bliz und ihren Fall begleitet des Donners Majestät. Ringsum zerreißt's den schwarzen Horizont und aus des Himmels aufgeborstnen Spalten quillt's und qualmt's hervor. Urfeuer des Alls schlägt herein! Von dem blutriefenden Kleid der Gottheit rinnt und rieselt es nieder. Eine zweite Sündflut kommt, blutig, feurig; und der Himmel donnert: Erlösung! Erlösung!

„Ich will Flammen lodern sehen. Flammen sind Leben. Das ganze All lodert auf in Flammen. Das ganze All lebt. Es soll in seinem Leben ersticken!“

„Schleudert die Fackel hinein!“

„Giebt es denn unter den Göttern keinen Nero? Tyrannen sind sie ja alle! Mörder sind sie ja alle! Legionen von Geschlechtern sinken gemehelt dahin. Sie machen den Schoß der Erde zur Gruft; sie erfüllen die Welt mit Leichenodem. Allüberall wüthet die göttliche Pest.“

„Nero! Nero! Ein neronischer Gott verwandelt die Welt in einen Scheiterhaufen, macht Erde und Himmel zu einem flammenden Holzstoß, daß zuletzt auch die Götter verbrennen, als Fackeln auflodern, das Fest zu beleuchten. Das ganze All sinkend zu Asche! Das ganze All Staub zu Staub!“

Auf dem Grünstein schlug der Blitz in einen Baum. Dedin kam ein toller Gedanke:

„Wenn es in das Haus einschläge! Es muß in das Haus einschlagen! Es darf nicht übrig bleiben. Es muß werden, was ich werde: zu Asche! Uebrigens ist es ja tot. Ich will es verbrennen. Ich will der Leiche einen Scheiterhaufen geben: es soll königlich sein!“

Er wartete noch eine Weile, ob wirklich kein Blitz einschlagen und zünden wolle. Dann begab er sich an das Werk.

Im Schuppen lag eine Menge dürren Reisigs, alle seine einstmaligen Hochzeitsfackeln, auch noch eine ganze Tonne voll Pech, viel Heu und Stroh. Er schleppte alles unter den Giebel von Alexandras Zimmer, es vermittelst einer Leiter so hoch aufstürmend, bis es das Holzwerk erreichte, von dem er das Gerank herabriß. Große Stücke Pechs und Strohbrände warf er auf den Altan.

„Warum soll ich nicht ein Nero sein?! Ein kleiner Nero!“

Ein winziges Nerochen! Bin ich doch zeitlebens nichts anderes, als eine schlechte Kopie großer Vorbilder gewesen! Warum soll ich zuletzt keine ntollen Kaiser kopieren? Ich fühle so etwas Kaiserliches in mir und etwas Tolles auch. Hurrah, Cäsarenwahnfinn! Wohlan — ich will mein Rom in Feuer aufgehen lassen.“

„Flammen! Flammen!

Oder soll ich Sardanapal spielen? Dazu fehlt mir die Braut. Ich müßte eine Myrrha haben. Meine Myrrha ist tot — morgen bin ich es auch. Ich will schnell die Sonne aufgehen lassen, damit ich schnell hinab kann. Dieses Opfer lodere dir, Phöbus Apollon!“

Er entzündete einen Rienspan, hielt die Fackel hoch über sich und rief:

„Haus, das du mein Elend und meine Schuld in deinen Mauern beherbergt; Haus, daraus mein Weib mich verlassend floh, darin meine Mutter ihren letzten Seufzer aushauchte — unseliges Haus! Menschenjammer hat dich erbaut, Menschenjammer hat dich bewohnt, Menschenjammer vernichtet dich jetzt. Der feige Flüchtling, der in dir leben und sterben wollte, braucht deines Asyls nicht mehr und keines Fremden Ruheort sollst du sein: in dir sind genug Thränen vergossen worden: Also — geliebtes, geheiligtes, verwünschtes Haus, lodre in Flammen!“

Er trat zurück, schwang die Fackel und warf sie in die zündenden Massen.

Das Feuer stieg auf. Der Sturm fachte es an, faßte die Flamme, schwang sich mit ihr den Giebel hinauf, weiter

und weiter, den Dachfirst entlang, zu den anderen Giebeln hinüber. Höher und höher an dem Schnitzwerk des Turmes empor klimmend, steckte er hoch droben die flatternde Flammenfahne auf: der Herr war daheim!

Ringsum kränzten rote Gluten das Haus. Die feurigen Gewinde schlangen sich von Säule zu Säule. Die Guirlanden des wilden Weins, des Epheus und der von Rosen durchrankten Waldreben wurden von Flammenblumen umstrickt. Einen Augenblick schwankten sie in der Lohe hin und her; dann waren sie schon versengt. Die gierige Glut fraß um sich; je mehr verzehrend, um so gefräßiger, um so unersättlicher. Sausend, zischend, prasselnd sprühten die Feuergarben empor. Bald wälzten sich die Flammentwogen durch Fenster und Thüren in das wehrlose Haus hinein.

Mit dem gelben Glanz der Blitze mischte sich am Himmel der blutrote Widerschein des Brandes. Die Buchen wurden davon ergriffen. Der Sturm schleuderte Feuerbrände hinüber. Knisternd loderte das Laub auf. Bis zum Gipfel leckte es an den Stämmen hinan.

Dedin stand auf der Terrasse und schaute der Zerstörung seines Hauses zu, als Künstler die wilde Beleuchtung von Wald und Gebirge genießend. Wiederum dachte er: wie schön es sein müßte, wenn der Sturm die Flamme auf seine Schwingen nähme und mit ihr davonbrausen würde, dahin, dahin! Das ganze Thal mit der wilden Flut überschwemmend, sie die Gebirge emportwälzend, über die schneeigen Gipfel, höher und höher, bis zum Himmel hinauf — ein Feuermeer, entflossen der Verzweiflung eines Menschen.

Er mußte dem Brande weichen. Schon hatte es sein Haar versengt, schon war er von einem herabstürzenden Balken an der Schulter getroffen worden. Er fühlte jedoch keinen Schmerz.

Krachend stürzten die Wände ein. Das Innere that sich auf. Das ganze Haus stand in Brand.

Dedin sah die Statuen. Die Flammen züngelten an den blassen Leibern empor, umschlangen die unsterblich schönen Glieder, buhlten mit ihnen. Die weißen Gestalten glichen einer Versammlung totblaffer, von Entsetzen erstarrter Götter. Die hehre Gestalt der Venus von Milo umwallte ein feuriger Mantel; ihr hohes Haupt umstrahlte es wie Glorienschein. Dann versank sie in Gluten — eine Semele!

Jetzt brach auch das Dach zusammen; zugleich erdröhnte ein furchtbarer Donnerschlag.

Als es stille ward, zitterte ein wunderbarer, klagender, unirdischer Ton aus dem brennenden Hause. Dedin überlief es. Es war wie Geisterruf. Dann überlegte er sich: Es mußte das Klavier gewesen sein, dessen Saiten die Glut geschmolzen. Aber das war grausig — Horch!

„Dedin! Dedin!“

Wer rief ihn? Ganz nah! Kein Lebendiger! Und wieder:

„Dedin! Dedin!“

Alexandra's Stimme! Wirklich die Stimme einer Toten! Ein seliger Schauer erfaßte ihn.

„Wo bist du?“ rief er laut.

„Hier! Hier! Dedin! Dedin!“

„Alexandra! Alexandra!“

Er sah sie dicht vor dem brennenden Hause, aus dem sie

heraus getreten zu sein schien. Die Flammen hatten ihr Haar ergriffen. Er stürzte hinunter um die Glut ihres Hauptes zu löschen, er schwanke auf den himmlischen Geist zu, er faßte nach ihm — umfaßte ihn.

Mit einem wahnsinnigen Aufschrei glitt er an ihr nieder.
Sie lebte!

Dedin hatte ihr Leben begriffen. Es kam ihm nicht einmal mehr wie ein Wunder vor. Er hatte nicht gewagt, sie zu küssen. Fast hätte er es gethan, als ihm einfiel, mit welchen Lippen er das thun wollte. Nein — er durfte sie nicht berühren. Er sagte es ihr auch.

Sie lächelte ihn an — solch ein unirdisches, verklärtes Lächeln! Da faßte sie ihn bei der Hand und — immer noch lächelnd, flüsterte sie ihm zu:

„Alles ist gesühnt worden. Wir sind befreit und erlöst.“

Er mußte sie nicht verstanden haben; denn er erwiderte:

„Ja, komm!“

Aber sie gingen nicht, sondern blieben stehen und sahen dem Brande zu. Dedin sagte:

„Ein Bild unseres Lebens: Flammen! Flammen! Sieh, welche Zerstörung!“

Da wurde in Unterstein und Berchtesgaden Feuer geläutet. Ohne zu fragen: wohin, schlugen sie den Weg zum Königssee ein.



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Befreit und erlöst.

Er liebt mich nicht mehr!

Sie wußte es, als ob er es ihr in trockenen Worten gesagt: als ob sie es in seinem Herzen gelesen hätte. Sie wußte auch, daß er es selbst nicht wußte. Sie wußte alles. Er war glücklich, mit ihr sterben zu können. Das war die einzige Empfindung, deren er noch fähig war. Auch sich selbst liebte er nur noch so viel, um sich auf seinem letzten Weg die Gefährtin zu gönnen. Es war daher von ihr kein Irrtum, was sie sich in den fünf Jahren, in der Dede verbracht, ausgegrübelt und eingeredet hatte: wie alles gekommen, war es am besten gewesen. Das Schicksal hatte also doch kein zu unerhörtes Verbrechen an ihnen begangen:

„Es half uns nichts — Wir mußten dennoch scheiden.“

Alexandra fühlte über den Tod von Dedins Liebe keinen Schmerz. Im Gegenteil: es vermehrte ihre Todesruhe, es steigerte ihre festliche Sterbensfeierlichkeit. Sie hatte längst überwunden! Nur eine letzte Aufgabe blieb ihr übrig: den

gebrochenen Mann an ihrer Seite noch im Augenblick vor der Vernichtung mit seinem Schicksal und sich selbst zu versöhnen; diese verlorene Seele noch am Rande des Grabes zu befreien und zu erlösen.

Sie gingen langsam, ohne ihre Hände zu lösen. Noch fühlte Dedin in Ohren und Hirn das Sausen der Flammen, während er bereits in seinem Herzen von allem Leben, das ihn einstmal's so unsterblich durchglüht, nur noch die tote Asche in sich trug: von allem Leben und — allem Lieben.

Indessen sie durch Sturm und Blitze dahin schritten, fiel ihm jene Vision ein: Er an Alexandras Seite dahinwandelnd durch die Wut der entfesselten Elemente, von ihrer Hand geleitet, unaufhaltsam dem Abgrund zu.

Zuweilen blieb er stehen und wartete einen Blitz ab, um sie anzusehen. Wie schön sie war! Dabei sah sie so wunderbar geweiht aus. Auch er fühlte dumpf:

Sie liebt mich nicht mehr!

Er hatte recht: jene höchste Liebe, die sie für ihn im Herzen trug und welche die höchste Entsagung war, verdiente einen ganz andern Namen, als was dieser Mann unter Liebe verstand. Für Tannhäuser-Dedin hatte dieses Wort noch immer einen sinnlichen Klang. Alexandra aber schien bereits zu wandeln:

In jenem fernen, wunderbaren Land,
Wo kein Geschlecht, nicht Weib, nicht Mann bekannt
In der verklärten Schar der Gottesgleichen — —

Sie flößte ihm ehrfurchtsvolle Scheu ein.

Von Königssee kam die Spritze angeraffelt. Alexandra

und Dedin traten vom Wege ab, in den Wald hinein. Viele Menschen liefen dem Wagen nach. Sie schrieten und sprachen vom Brande. Als sie vorüber waren, kamen die Beiden wieder hervor, setzten ihren Weg jedoch nicht auf der Landstraße fort, sondern stiegen zur Ache hinunter und gingen dieser entlang weiter.

Einmal fragte Dedin:

„Wie kommst du eigentlich nach Berchtesgaden, grade jetzt?“

„Der alte Gröhl holte mich.“

„Wußte er denn, wo du warst?“

„Der treue Mann dachte sich's?“

„Wo warst du?“

„Nicht weit.“

„Wo?“

„In der Dede.“

„Immer?“

„Immer!“

Dann nach einer Pause Dedin von neuem.

„Und wo warst du, als ich dich damals zuerst suchte?“

„Am Funtensee.“

„Hm!“

„Du hast mich lange gesucht?“

„Zwei Jahre. Dann ward ich gemein. Du trägst mit Schuld daran. Warum wolltest du dich auch nicht finden lassen. Ich habe Stunden gehabt, in denen ich dich haßte. Was reden wir aber davon?! Das ist ja alles so ewig lange her. Laß uns schneller gehen. Es muß bald Mitternacht sein.“

Sie kamen zum See.

„Das Boot des alten Gröhl ist nicht angeschlossen. Ich bin erst vor zwei Tagen damit über den See gefahren und ließ es nicht wieder anlegen.“

„Du hast an alles gedacht. Uebrigens — wie kamst du heute zum Haus? Du konntest doch unmöglich wissen, daß ich heute ankommen würde.“

„Als ich mit dem Gröhl eintraf, war deine Mutter schon tot. Ich hörte, daß das Gericht an dich geschrieben habe; nach Paris glaube ich. Da war es denn höchst wahrscheinlich, daß du einmal kommen würdest. Ich wohnte im Nonnthal. Abends ging ich auf den Kirchhof. Als ich heute abend kam, war der Edelweißkranz und mein Brautschleier vom Kreuz fortgenommen worden. Du warst also da. Alles ist sehr einfach.“

„Sehr! Den Kranz und den Schleier habe ich bei mir. Werden wir fahren können? Sieh, diese Wellen! Ich bin totmatt. Wir sollten es hier thun.“

„Ich habe mich lange genug ausgeruht. Steige nur ein. Ich rudere. Wenn ich nicht mehr kann, lösest du mich ab.“

„Meinetwegen! Ich bin ein gebrochener Mann, du bist ein starkes Weib. Bring' du es nur zu Ende. Du mußt mich eigentlich recht verächtlich finden.“

„Hilf mir das Boot in den See hineinschieben und dann fort!“

Der Sturm legte sich allmählich; auch Blitz und Donner wurden schwächer. Durch das am Himmel dahinjagende Gewölk brachen hin und wieder einige Sterne hervor. Ueber Bergafyl lag noch immer der Feuerschein.

„Die kamen zu spät!“ meinte Dedin und deutete hinüber.

Der Königssee war in voller Empörung. Die aufgewühlte, schwarze Flut schlug hoch empor und schien nach Opfer zu brüllen. Blaffer Gischt spritzte auf.

Dedin hatte sich apathisch auf den Boden des Nachens geworfen, Alexandra stand hoch aufgerichtet, machtvoll das schwankende Fahrzeug vorwärtstreibend. Unverwandt starrte Dedin zu ihr hinüber. Dann und wann umlohte die Schifferin ein schnell verzuickender Blitz mit plötzlichem, grellem Schein. Er zeigte sie jedesmal in ungeschwächter Kraft mit den Wellen kämpfend, die Haare flatternd, der Schaum zu ihr aussprühend, daß es von ihrem Kleide triefend herabrann. Jedesmal begegneten sich die Blicke der Beiden. Auch sie wandte kein Auge von ihm. Sogleich versank sie wieder in tiefes Dunkel. Sie stand vor ihm, wie schwebend über den schwarzen Wogen, ein Wassergeist, eine Sturmsbraut!

Als sie am Falkenstein vorüberkamen, hörten sie den See gegen den schrecklichen Felsenriff toben und wüten, sahen sie die Wellen an den grauen Klippen emporlecken, zu den Kreuzen und Totentafeln hinan, als ob sie diese herunterreißen wollten, den Opfern, die sie verschlungen hatten, nicht gönnend, daß ihr Name dort aufgeschrieben stehe, verratend, daß sie durch ihn hier um ihr Leben gekommen. In diese nächtige, schaurige Flut zu versinken, darin den Todeskampf auszuringen, im letzten Augenblick vielleicht doch noch feige die Arme nach dem Ufer ausstreckend, nach dem unzugänglichen Fels — es war ein häßliches Bild!

Ihre Namen sollten keine neugierigen Fremden, keine

glückseligen Hochzeitsreisenden am Falkenstein zu lesen bekommen. Sie wollten einsamer begraben liegen, einsamer und königlicher! Der Obersee gab seine Toten nicht wieder heraus.

Einmal sah Alexandra beim Blitz, hoch in den Lüften, in Feuer und Flammen einen Felsenzacken auftauchen — die Schönfeldspitze.

Mit Müh' und Not landeten sie. Den Rachen ließen sie treiben. Morgen würde man ihn finden und seinem Eigentümer wieder zustellen. Dann hatte ihn der Sturm losgerissen und so weit davongeführt.

Alexandra nickte dem Rachen zu:

„Lebewohl!“

Nun begann der Aufstieg. Als sie im Gokenthal ankamen, war der klarste Sternenhimmel über ihnen. Sie ruhten ein wenig; dann stiegen sie weiter. Sie hielten sich wieder bei den Händen gefaßt, sprachen wenig; jeder die letzten Augenblicke durchlebend und ganz in die Gegenwart des anderen versunken. Schon tauchte ein großer, schwarzer Schatten vor ihnen auf: der Bergrücken der Goken, als Alexandra, als ob Dedin sie eben gefragt hätte, sagte:

„Nein; ich finde dich gewiß nicht verächtlich. Auch du solltest das nicht; denn du hast keinen Grund dazu.“

„Ich keinen Grund dazu? Ich hätte keinen Grund mich verächtlich zu finden?! Das weiß ich besser.“

„Ich weiß es auch! In den letzten Jahren ist mir vieles über mich und dich klar geworden. Von mir will ich nicht reden; aber du — du hattest immer ehrlichen, großen, starken Willen zum Guten und Besten. Deinen Willen gabst du dir

selbst. Was du dir aber nicht selbst geben konntest, sondern was dir gegeben ward, das ward dein Können. Weil du nun nicht immer konntest, was du wolltest, hieltest du dich für untüchtig und unnütz. Darüber verlierst du dein Selbstvertrauen und damit eines nach dem anderen, alles, was du überhaupt verlieren konntest. Es ist Geschwäh, daß der Mensch alles kann, was er will. Ja, für solche, die weiter nichts wollen, als ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts essen — für die mag das gelten. Wer aber über das Gewöhnliche hinaus will, wer mehr will, als die ganze dumpfe Masse, wer zu viel will — da fängt dann der Jammer an. Mein armer Freund, was mußt du gelitten haben! Du glühtest so gut und es half dir nichts! Du glaubtest und hofftest und liebtest und es half dir nichts! Du stelltest so hohe Anforderungen, an die Menschen sowohl als an dich, zu hohe! Da kamen dann die Enttäuschungen. Alle enttäuschten dich und alles enttäuschte dich und du dich selbst am meisten. Das war das Schwerste! Du beurteiltest alles zu sehr nach dir selbst. Verzweiflung ergriff dich. Zuerst verzweifeltest du an dir selbst, darnach an allem. Welch ein trauriger Irrtum!“

„Das ist wahr: redlichen Willen habe ich gehabt. Ach, Alexandra, ich hatte den Willen, den Himmel auf die Erde herabzuziehen und aus Menschen Götter zu machen; ich, der ich selbst nur die Karikatur eines Menschen bin. O still, es ist so erbärmlich, so lächerlich! Ich wollte alles und was habe ich vollbracht? Nichts! Ich lebte wahrhaftig nur, um mir selbst den Beweis zu liefern, daß ich aus Nichts geschaffen worden sei und folglich wieder zu Nichts werden müsse. Jeder Ge-

danke, jede Empfindung, jede That dokumentiert mein Nichts. Nichts ist die ganze Summe meines Daseins. Ich nannte mich einen Idealisten. Ich war wohl auch ein Idealist; d. h. ein Idealist des Wortes, der Phrase, nicht der That. Das ist es! Ich posierte mit meiner eigenen Erbärmlichkeit und gab dieser Attitüde den hochklingenden Namen: Weltschmerz. Das eben ist die Lüge! Dieser sogenannte Weltschmerz ist gar kein Schmerz um die Welt, sondern nur ein schnöder, abscheulicher, selbstfüchtiger Schmerz um unser eigenes, schlechtes Ich. Du, Reine, ahnst nicht, was für eine Art unsereins ist. Wir wollen die Märtyrer des Lebens sein und sind nichts, als eine Spezies sonderbarer Charlatane; insofern sonderbar, als wir uns den ganzen Hokusfokus selbst vormachen. Alles Humbug! So lange der Mensch nur sich selbst empfindet, hat er gar kein Recht, sich als ein Glied der Menschheit zu betrachten; denn von dieser weiß der selbstfüchtige Mensch nichts. Unser bürgerlicher und menschlicher Wert beginnt erst dann, wenn wir aufhören, Geschöpfe für uns sein zu wollen. Freilich reden wir nie von uns selbst, sondern stets nur von der Welt. Aber diese Welt sind eben wir. Es ist unerhört! Ein Atom bläht sich zu einer ganzen Schöpfung auf. Genug davon! Es ist widerlich. Wenn ich zurückdenke: Alles Wirrwarr, Wirrwarr! Wenn Harmonie das Höchste des Weltalls ist, sein Wesen und seine Natur, so war ich ein Stück Unnatur und zugleich das Niedrigste; denn ich bin stets eine Dissonanz, ein abscheulicher, schreiender Mißtön gewesen. Es ist hohe Zeit, daß ich endlich verflinge, verhalte und das ohne den leisesten Widerhall zurückzulassen.“

Alexandra klagte:

„Ich bin so traurig. Sieh, jetzt weiß ich, daß die Natur schön ist. Sie hat es mich gelehrt, diese gütige Mutter, die alle ihre Geschöpfe an ihr Herz nimmt, allen Unglücklichen die Thränen trocknet. Man muß nur zu ihr kommen. Wenn ich denke, wie ich einmal die Natur verleumdete und gar nicht fühlen konnte, so kommt mir das heute wie eine Gotteslästerung vor. In der Natur ist alles schön; denn alles ist wahr, also alles gut. Deshalb sagt man auch, daß Gott in der Natur sei. Und weißt du: in der Natur ist alles so voll Würde, so erhaben einfach; in der Natur hat auch alles seinen Zweck. Und wo Zweck ist, muß alles seine Bestimmung haben, da kann also nichts umkommen. Selbst, was uns als Willkür und rohe Gewalt erscheint, muß dann seine bestimmte Absicht haben. Sollte es in der Menschheit nicht ebenso sein, da diese doch nur ein Teil der Natur ist und zwar grade ihr höchster, erhabenster, eben ihr göttlicher Teil? Wir wollen doch daran glauben.“

„Ach, Herz, das ist ja philosophiert! Laß uns doch bei der einfachen Wahrheit bleiben und diese ist: Vieles in der Natur hat keinen anderen Zweck, als den, unterzugehen.“

„Dieser Zweck hat aber auch seinen Nutzen; denn das muß jeder Zweck haben, sonst ist er kein Zweck.“

„Gewiß hat er seinen Nutzen, sogar seinen großen Nutzen! Solcher Untergang befreit die Welt von einer Menge von Krankheitsstoffen. Darüber bin ich mir ja längst klar. Heute erfülle auch ich endlich den Zweck, für den ich geschaffen worden bin. Ich hätte ihn nur längst erfüllen sollen. Wie das Fünkchen sich wehrte, um noch eine Weile lang fortflackern zu können;

nicht anders, als sei es die Sonne, mit deren Erlöschen die ewige Nacht anbrechen würde. Diese Eigenliebe, oder dieser Lebenstrieb, wenn man es so nennen will, hat etwas Rührendes: er ist so kindlich! Deshalb laß mich heute so wenig Wesens wie möglich daraus machen: Ich gehe in meinem Ich unter, an meinem Ich, wie mir das nicht anders gebührt.“

„So darfst du nicht aus der Welt gehen,“ rief Alexandra verzweiflungsvoll. „Dedin, Dedin! Sieh diesen Sternenhimmel, der sich über uns wölbt; sieh diese Alpen, wie sie gleich Opfersteinen zum Himmel aufsteigen! Sieh drunten die ruhende Erde in ihrem heiligen Schlaf — du bist der erste gewesen, der mir die Göttlichkeit der Natur gepredigt hat. Wäre es so, wie du jetzt sagst, so kannst du dir damals selbst nicht geglaubt haben. Es ist nicht möglich, daß nur die Natur vollkommen ist. Diese göttliche Ordnung aller Dinge muß auch die Menschheit erfüllen.“

„Liebe Schwärmerin, diese göttliche Ordnung würde die Menschheit erfüllen, wenn diese selbst voller Natur wäre. Sieh sie dir doch an! Sie wird ja jeden Tag mehr und mehr zu einem Kunstwerk, zu einem Mechanismus. Sie pfuscht nicht einmal der Kunst ins Handwerk; sondern läßt diese ruhig ihre Geschöpfchen erziehen: Hier sitz ich, forme Menschen nach meinem Bilde; ein Geschlecht, das mir gleich sei. Du weißt davon nichts! Und grade in den Seelen unserer Frauen wird die Unnatur jeden Tag mehr zur Natur. Natur findet man heut zu Tage nur noch in den Reisebüchern, auf dem Schreibtisch unserer Gelehrten und in Naturalienkabinetten. Laß die Menschheit erst wieder Natur in ihre Seele bekommen und ich will mit dir jubeln: sie ist gerettet!“

„Warum bist du nicht ausgezogen und hast die Natur gepredigt.“

„Ach, Liebchen, ich that es ja! Und siehe: es war die Stimme eines Predigers in der Wüste. Im Vertrauen gesagt: sie hohnlachten sogar, daß es die Stimme eines Narren sei. Laß das gut sein! Wenn ich nur mit der Hoffnung sterben könnte, daß ich lediglich eine närrische Ausnahme sei. Aber es leben und sterben in unserer Zeit so viele solcher Narren und Selbstlinge. Dieser Gedanke kann mir fast die himmlische Erlösung vom Dasein vergällen. Ja, wenn mit mir das ganze Geschlecht dieser sogenannten Welterschmerzler in einen Abgrund geschleudert werden könnte! Mit dem e i n e n Wertlosen und Unnützen die ganze Masse der Wertlosen untergehen, die den anderen die gute Luft verderben. Welch eine Befreiung von Fiebermiasmen würde es sein, wenn der eine für alle sterben dürfte. Du hörst, ich möchte sogar den Heiland am Kreuz kopieren.“

Dedin verstummte. Eine lange Pause entstand. Endlich unterbrach Alexandra das unheimliche Schweigen.

„Weißt du, was mir auch völlig klar geworden ist? Auch ohne unsere Schicksale wären wir elend geworden und schließlich untergegangen. Das Geschick gewisser Menschen gestaltet sich zu einer Tragödie, hätten sie auch die Absicht, eine Idylle zu dichten. Sie sind dafür nicht zur Verantwortung zu ziehen.“

„Ich glaube, es giebt Menschen, die unglücklich sind, bloß weil sie sind — damit ist alles gesagt. Wir beide sollten diesen Satz der Tragödie unseres Lebens als Motto vorsehen. Das ist mir jetzt auch völlig klar geworden. Nein, nicht wir

sind zur Verantwortung zu ziehen, sondern das Schicksal: Warum sind wir? Und wir können nicht einmal für die schändliche Willkür, die uns wider unsern Willen geschaffen hat, Rechenschaft fordern! Was nützt uns diese pathetische Verwünschung im Tode!“

Alexandra fühlte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo das Letzte geschehen müsse, wenn es überhaupt geschehen sollte. Mit der Stimme einer Seherin rief sie:

„In der Verzweiflung hast du gelebt, in der Hoffnung darfst du sterben. Könnte ich es dir doch mit Engelszungen verkündigen! Dedin! Dedin! Ermanne dich! Sei erhaben über dein Selbst und wende von diesem deinen Blick fort, dem Großen zu, wofür du im Grunde deines Herzens doch nur gelebt hast. Vergesse dich selbst: Vernichte dich selbst! Aber thue es in dem festen Glauben an die bessere Welt, die du hinter dir zurück lässest. Glaube, daß die Entwicklung fortschreitet, so unaufhaltsam, wie wir jetzt dem Tode zuschreiten, glaube an das Göttliche im Menschen! Glaube, daß die Wahrheit einmal einen Triumph feiern wird, der ihr die ganze Welt unterwirft! Glaube, daß der Mensch sich irren und verlieren kann, ohne deshalb verloren zu sein; oder daß Irrtum immer der Verachtung wert sei. Dein Irrtum war es gewiß nicht. Der Mensch kann auch edel irren. Ach, wie soll ich es aussprechen! Wir und unseresgleichen, deren es so viele geben soll, (ich weiß es ja nicht!) werden verschwinden, vergehen, verwesen, vom Daseinsturme spurlos hinweg geweht werden. Wir sind nur eine trübe, vom Schlamme aufgewühlte Welle, die durch den schönen Ozean des Lebens dahengerollt kommt. Siehst du nicht, wie sie am Strande verrinnt? Siehst

du nicht, wie sie am Felsen zerschellt? Wie sie sich selbst zerschlägt und zerstört! Wir sind nur ein finsternes Gewölk, das augenblicklich den strahlenden Himmel an einigen Stellen verdunkelt; ein flüchtiger Wolkenschatten, der über die Erde dahinjagt. Nur blinde Augen können glauben, daß wir den ganzen Himmel verdecken. Glaube! Glaube! Bereits das Geschlecht, das nach uns kommt, wird von diesem trostlosen Geschlecht nur noch seine verfallenden, namenlosen Gräber übrig finden, über denen es freudig und fruchtbar aufknospet, aufsprießt, aufblüht. Aus dem Boden, der unseren Tod in sich trägt, den unser Moder düngt, entsteigt es unserer Verwesung aufwärts, aufwärts! unaufhaltfam der Sonne zustrebend: das Gute, das Starke, das Wahre. Wo jetzt Wüste und Dede starrt, wird die Zukunft Gärten finden. Das Aehrenfeld reift, der Mensch erntet. Dedin, Dedin — nach uns der Tag!"

Sie waren oben angekommen. Wie durch einen Zauber eröffnete sich ihnen plötzlich die nächtliche Alpenwelt. Eine Versammlung erhabener Zeugen für die unvergängliche Herrlichkeit der Schöpfung erhoben sie ihre leuchtenden Häupter zu den wehmütigen Sternen auf.

Beim Heiligenbild stiegen sie den Abhang hinunter. Sie schritten über die Wiese. Beide sahen zu der Hütte hinüber. Dort die letzte war es. Der Lärchenbaum stand noch immer da.

Bald waren sie im wunderschönen Regen. Einmal trat, ganz nahe vom Wege, ein prächtiger Hirsch aus dem Schatten

einer Tanne. Kaum, daß er vor den beiden Todesgeweihten zurückwich.

Es kam der letzte, steile, pfadlose Aufstiege. Jetzt standen sie droben. Der Morgen begann zu dämmern; ein Nebelmeer füllte den Abgrund.

Langsam schritten sie vor, bis dicht zum Rande. Sie blickten zuerst hinab, dann sahen sie sich an. Beide waren totenbleich; aber weder vor Grauen, noch vor Furcht.

Da sagte Dedin:

„Du stehst so stark neben mir — du bist so stark! Warum willst du mich dort hinunter begleiten? Ich habe die Berechtigung dazu; doch du, freilich, du bist meine Kameradin. Aber auch das getreulich mit mir zu teilen, so weit braucht die Partnerschaft nicht zu gehen. Wende dich hinweg. Du sollst keinen Laut hören. Man pflegt seine Toten nur bis zum Rande des Grabes zu begleiten, nicht mit in dieses hinein. Diese indische Sitte gilt nicht bei uns. Kehre um, du Lebendige, in das Leben zurück. Du hast keinen Teil an mir.“

„Nachdem du lang dahingeschleppt dein Leben,
Dann finden wir zum letztenmal uns wieder,
Dann werden die Getrennten einig schweben
In jenen königlichen Abgrund nieder.
Es hilft dir nichts — einst wirst du doch mein eigen.
Zusammen gehn wir ein ins schöne Schweigen.“

flüsterte Alexandra mit verklärtem Lächeln. Dann sagte sie laut:

„Willst du mir die Vermählung verwehren? Habe ich nicht lange genug darauf warten müssen und du auch.“

Stumm stand Dedin da. Plötzlich warf er sich vor ihr nieder, umklammerte ihre beiden Füße und rief:

„Laß mich dich jetzt zum zweitenmal verlassen! Nimm es als Strafe für deine erste und einzige Treulosigkeit. Alexandra! Alexandra! Warum verließest du mich?! Wir wären vielleicht doch noch alle beide zu retten gewesen! Wir hätten vielleicht doch noch alle beide glücklich werden können und leben! Ich habe dich ja so geliebt! Warum ließeſt du dich von meiner Mutter fortschicken? Ich hatte ihr vergeben und es bereits so vergessen, daß ich mich als den Schuldigen fühlte — dein Anblick hat alles wieder in mir aufgewühlt. Ich will ihren Segen nicht, den sie mir zurückgelassen hat, denn ich muß sie noch im Tod verwünschen.“

„Was redest du?! Still! Um Gotteswillen still! Deine Mutter ist schuldlos!“

„Willst du mit einer Lüge sterben?“

„Es ist nicht gelogen. Ich allein trage die Schuld.“

„Und wenn du mir das sterbend zuschwören wolltest — ich würde dir nicht glauben.“

„So muß ich es dir denn sagen. So dürfen wir beide nicht sterben. Deine Mutter muß frei von aller Schuld gesprochen werden. Ich hoffte, es dir ersparen zu können. Ich war feige, ich wollte schweigen. Vergieb mir! Du mußtest auch das noch erfahren.“

„Wenn ich darnach leben muß — dann schweige und nimm deine Schuld mit dir ins Grab. Ich vergebe dir und ich glaube dir: meine Mutter ist schuldlos!“

„Jetzt ist es zu spät; jetzt mußt du mich hören. Auch wird es uns völlig befreien und erlösen.“

„Dann sprich!“

Sie blieben am Rande des Abgrunds stehen; Dedin an den Stamm der Firbe gelehnt, Alexandra ihm voll ins Gesicht blickend. Während um sie der Morgen aufglühte, erzählte Alexandra:

„— — du verließest mich. Ich ertrug es schweigend; aber meinen wahnsinnigen Schmerz darum mußte das arme, junge Leben büßen, das ich unter meinem Herzen trug. Ich liebte mein Kind! Ich sage dir: niemals hat eine Mutter ihr Kind mehr geliebt.

Es war schon viele Wochen alt, als es mir noch immer wie leblos in den Armen lag. Solch ein hageres, blaßes Gesichtchen! Die Augenlein hielt es fast immer geschlossen, aber wenn sie sich einmal aufthaten — Gott im Himmel! dann waren es deine Augen. Doch niemals sahen sie mich an; stets blickten sie starr an mir vorbei, in das Leere hinein. Die dürstige Nahrung, die meine arme Brust dem Kinde bot, wollte es gar nicht annehmen; mit jedem Tage ward es schwächer. Aber es starb nicht. Es hätte auch nicht sterben dürfen, mein Eins und Alles, das es war. Und immer, Tag und Nacht, lag es da mit seinen, wie im Tod geschlossenen Augen; und Tag und Nacht winselte es, wimmerte es, leise, leise, jammervoll, jammervoll. Tag und Nacht saß ich bei ihm und schaute die geschlossenen Augen an und horchte auf das fürchterliche Wimmern, Tag und Nacht! In meiner Todesangst fragte ich einen Arzt. Der sah sich das Kind an und sah mich an und sagte: „Noch läßt sich's nicht entscheiden. Wir müssen warten. Aber für das Kind wäre es ein Glück, wenn es stürbe und für Sie, arme Frau, auch.“ Ein Glück für mich, wenn

mein Kind stürbe. War denn der Mann bei Sinnen?! Und warum hatte er mich so mitleidig angesehen? Ja, und warum hatte er mich „arme Mutter“ genannt? Was war denn mit mir und dem Kinde?

Es war übrigens ein sehr guter Arzt, ein sehr liebevoller Arzt, ein treuer, prächtiger Mensch! Mit der Zeit mußte ich ja wohl merken, wie es um ihn stand. Ich hätte für mein vaterloses Kind gleich einen Vater haben können und für meine franke Seele gleich einen Helfer. Aber daran war nicht zu denken. Ich konnte meinem Kinde nicht ersparen, daß dieses, wenn man es einstmals nach seinem Vater frug, nichts von einem Vater wußte. Seiner Mutter ging es damit grade so.

Wir mußten warten, hatte mein lieber Arzt gesagt. Nun, wir warteten. Ein ganzes Jahr lang und fast noch eines. Endlich half alles Warten nichts mehr. Der Mann hatte Recht gehabt: es wäre das beste gewesen für Mutter und Kind! Das Kind blieb leben und würde leben bleiben und würde zeitlebens blödsinnig sein.

Zwei Jahre war es alt geworden und hatte seine Mutter auch nicht ein einzigesmal angelächelt, obgleich diese zwei Jahre darauf gewartet. Das waren schlimme Tage, schlimme Nächte! Und schlimm war es auch, daß mein blödsinniges Kind die Augen seines Vaters hatte. So mußte ich denn immer, ob ich wollte, oder nicht, an seinen Vater denken und daran, weshalb diese Augen so schrecklich stier um sich starrten. Ich weiß nicht, ob es zu begreifen ist, daß mir da einmal der Gedanke kam, daß an Mutter und Kind ein Verbrechen begangen worden. Und einmal gedacht, wollte es sich nicht mehr aus

meinem Gehirn fortbringen lassen. Es saß darin fest, Tag und Nacht wühlend, Tag und Nacht gegen mich und dich wütend, alle meine Liebe in Haß verwandelnd. Ich haßte dich, weil ich mein Kind liebte, und ich haßte mich, weil ich dich geliebt hatte. Sonst dachte ich nicht an mich. Du hättest mich zertreten können und es hätte kein Gefühl gegen dich in meinem Herzen geändert — so dirnenhaft war ich geworden! Aber du hattest einen Mord an meinem Kinde begangen — schlimmeres, als Mord! Eine Mutter soll ja wohl zur Furie werden können, wenn man an ihr Kind rührt. Es muß das so in unserer Natur liegen. Ich war an meinem Haß so schuldlos, wie ich es an meiner Liebe gewesen.

Sawohl, die schlimmen Tage, die schlimmen Nächte! Und in den Nächten, da war es am schlimmsten. Alle meine dunklen Gedanken kamen im Dunkeln. Sie kamen angefroren — plötzlich waren sie da, mitten im Herzen.

Ich lebte in tiefster Armut, uns mit meinen ungeschickten Händen ernährend, mich und mein Kind! Wir hätten es besser haben können, ich und mein Kind! Einer hatte uns Geld geschickt, viel Geld und ein anderer hätte uns gar einen ehrlichen Namen gegeben und ein treues Herz dazu. Aber wir waren stolz, ich und mein Kind!

Längst war es entschieden: kein Warten half mehr! Mein langes Warten hatte mich müde und mein Herzensgram krank gemacht. Ich war sehr schwach und glaubte sterben zu müssen. Mein blödsinniges Kind würde leben bleiben, aufwachsen, groß und alt werden, in einem Irrenhaus. Wie würde man mit ihm umgehen! Eine Waise, dazu arm und blödsinnig!

Mit aller ihrer unendlichen Liebe konnte seine Mutter ihm dieses Elend nicht ersparen; konnte sie ihm doch nicht das Leben wieder nehmen, das sie ihm mit Schmerzen gegeben.

Eine Nacht hindurch wachte ich wieder einmal. Ich war erschöpft von Arbeit, Jammer und Hunger. Draußen war es eine bitter kalte Winternacht. Wenn ich mein Kind in den Arm genommen und hinausgeschwankt wäre, so hätte das uns beide befreit und erlöst, ehe der Tag angebrochen. Ich muß dumpf und stumpf gewesen sein; denn der Gedanke kam mir nicht ein einzigesmal in den Sinn. Um unser armes Haus heulte der Sturm. Die Kerze flackerte trübe. Ich fror; aber nicht vor Frost. Daß wir in unserem Zimmer nicht erfrieren konnten, dafür hatte leider unser treuer Arzt gesorgt. In meinem Schoß lag mein Kind, schlaflos, aber wie gewöhnlich die Augen fest zu, die kleinen, bläulichen Händchen geballt, grade als fluche es seiner Mutter: warum hast du mich geboren? In einem fort winselte und wimmerte es! Und ich in einem fort darauf horchend, in einem fort denkend. War es menschlich, daß man ein so unseliges Geschöpf leben ließ? Konnte man an eine Mutter das unmenschliche Verlangen stellen, diesen Jammer hilflos mit anzusehen? Hatten denn die Aerzte kein Gift? Ein Tröpflein hätte genügt dieses schwache Licht zu verlöschen, das sonst noch so lange jämmerlich fortflackern, noch so lange sich quälen mußte. Ich hatte den besten Arzt von der Welt, aber selbst dieser gütige, barmherzige Mensch hatte mir das Tröpflein verweigert und wie hatte ich ihn darum angefleht! Ja, hätte er einen Preis dafür gefordert — für die Erlösung des Kindes hätte die Mutter vielleicht sich selbst

als Preis gegeben. Er jedoch blieb edel, war grausam. Nein, von ihm war nichts zu hoffen; denn Mord war ja wohl ein Verbrechen?!

Tief auf mein Kind herab gebeugt, saß ich da, sah ich es an, hörte ich es wimmern und winseln. Und weiter mußte ich denken: Ja, bist du denn nicht seine Mutter? Ist es denn da nicht recht und billig, daß du, die du diesem elenden Wurm seine Qualen gegeben, es davon auch wieder befreist? Und ich habe dich ja so lieb! Ja, mein Kind: balle nur deine unschuldigen Händlein, wimmere, winsle, klage mich an. Wozu hast du denn eine Mutter, wenn deine Mutter dir nicht helfen will?! Es brauchte nur eines Druckes, nur eines langen, langen erstickenden Kusses und dir würde geholfen sein! Wie leicht wärest du ausgelöscht, kleines, schwaches, flackerndes Licht.

Auf den Sturm hörend, auf das Wimmern meines Kindes, mußte ich immer denken: Wie leicht wärest du ausgelöscht.

Da erlosch es! Das flackernde Licht im Zimmer und fast zu gleicher Zeit das andere in meinem Schoß. Es war ganz dunkel, ganz still.

Am nächsten Morgen kam mein lieber Arzt. Ich ging ihm entgegen.

„Das Glück ist über Nacht geschehen,“ sagte ich und habe gewiß dabei gelächelt.

Darauf führte ich ihn in die Kammer. Er warf einen Blick auf die kleine, blasse Leiche; aber mich sah er nicht an. Ich nickte zuerst meinem toten Kinde zu, dann ihm:

„Wenn Sie es anzeigen müssen, so thun Sie es nur.“

Nun, er stellte mir den Totenschein aus. Mein Kind wurde begraben.

In der Nachbarschaft fing man an, allerlei zu murmeln und zu munkeln. Mein treuer Freund vernahm davon, kam und fragte mich noch einmal: ob ich sein Weib werden wolle? Natürlich wollte ich nicht! Das Gemurmel und Gemunkel wurde ärger. Mein treuer Freund beschwor mich, fortzugehen. Er wollte mich in sein Haus, zu seiner alten Mutter bringen. Natürlich wollte ich nicht! Was fiel ihm ein? Weshalb fortgehen, fliehen? Ich hatte ja kein Verbrechen begangen. Die raunenden Stimmen erhoben sich lauter und lauter, drohender und drohender und eines Tages schickte das Gericht zu mir: Ich sei des Kindesmordes verdächtig. Mein treuer Freund kam wieder gelaufen. Ich hatte mich aber bereits abführen lassen — ins Gefängnis.

Tags darauf stand ich vor den Schranken. Man fragte mich: Ich solle bekennen, oder man würde die Leiche ausgraben müssen. Ich antwortete: Sie möchten das arme, kleine Wesen ruhig in seinem Grabe lassen. Ueberdies würden sie auch nichts daran sehen können, ebenso wenig wie der Arzt, der mir den Totenschein ausgestellt. Ich hätte es vorsichtig angefangen und das Kind mit Küssen erstickt.

Da ich ein so offenes Geständnis ablegte, glaubte man mir. Nun kamen die Verhandlungen, in denen nichts zu verhandeln war; denn ich leugnete ja nichts. Das heißt: den Mord gab ich zu; allein ich bestritt, daß dieser Mord eine Todsünde sei; vielmehr war er eine That der höchsten Liebe und Erbarmens.

Der ganze, hohe Gerichtshof war entsetzt. Als der Richter meine „Motive“ wissen wollte, fragte ich ihn: ob Mutterliebe kein „Motiv“ sei? Der Mann verstand mich gar nicht. Dann wollten sie erfahren, ob ich mein Verbrechen bereue? Wie aber kann ein Mensch die einzige gute That seines Lebens bereuen?! Das Entsetzen des hohen Gerichtshofes wuchs. Einige mitleidige Seelen wollten mich für wahnsinnig erklären. Das gab jedoch der Herr Gerichtsarzt nicht zu. Im Gegenteil: ich hätte meine fünf Sinne so gut beisammen, wie ihm das bei einem Verbrecher selten vorgekommen. Also: die That war bei klarem Bewußtsein vollbracht? Ja, mein hoher Gerichtshof, bei vollkommen klarem Bewußtsein. Und keine Reue? Nein, mein hoher Gerichtshof, keine Reue! Als die Herren immer mehr wissen wollten, sagte ich es ihnen grade heraus: Es wäre gut, wenn manche Mütter so thäten wie ich gethan. Auch das sagte ich ihnen ins Gesicht hinein: Es würde der irdischen Gerechtigkeit zum Heil gereichen, wenn über derartige Verbrecherinnen ein hoher Gerichtshof zu Gericht säße, der Mord von Mord zu unterscheiden vermöchte. Man führte mich aus dem Saal. Ich ward zum Tode verurteilt.“

Debins heiserer Schrei unterbrach die Erzählung. Es dauerte eine Weile, bis Alexandra fortfahren konnte:

„Ich ward zum Tode verurteilt. Sie führten mich ab, in die Zelle zurück. Mein Advokat kam, blaß und fassungslos. Ich mußte ihn wahrhaftig beruhigen und ihm Mut einsprechen. Er wollte natürlich appellieren. Ich fragte ihn: wozu? Der Mann starrte mich ganz entsetzt an, als ob ich

wirklich, trotz der Gelehrsamkeit des Herrn Gerichtsarztes, von Sinnen sei. Das schwerste war, als ich meinen treuen Freund wiedersah. Ich blieb mit ihm allein und erfuhr zum erstenmal, was es heißt, geliebt zu werden. Ich bat ihn um Verzeihung; denn mir war, als ob um meines Verbrechens willen er zum Tode verurteilt worden. Was sollte ich thun, damit er am Leben bliebe?! Er klagte sich an: warum er es nicht statt meiner gethan. Er wollte mir jetzt für mich Gift geben, ein Gift, das augenblicklich tötete, fast schmerzlos. Ich konnte ihm nicht erlauben, daß er half, mich zu befreien. Endlich verließ er mich. Ich hörte: er wolle für mich bis zur Königin gehen.

Armer Mann!

Als ich allein war, dachte ich darüber nach. Es grauste mir nicht. Was war das schnelle Fallen des Beils, gegen die lange Dual, womit das Leben den zum Leben Verurteilten foltert?! Wenn sie nur nicht „gnädig“ sein würden! Todesangst faßte mich: Todesangst, nicht sterben zu dürfen. Wenn es meinen beiden Freunden gelänge und ich wirklich Begnadigung erhielte, Begnadigung zu lebenslänglichem Zuchthaus. Ich schrie auf vor Entsetzen. Gott sei dank, daß sie mir noch nicht meine langen Haare abgeschnitten hatten; mit diesen würde ich es dann thun können, ohne meinen lieben Arzt zuletzt doch noch um sein Gift bitten zu müssen.

Ich war schon völlig für den letzten Gang vorbereitet und freute mich darauf, ihn endlich antreten zu dürfen. Wenn es geschehen war, hättest du es erfahren: ich hatte an dich geschrieben. Da ich nicht wußte, wo du seiest, hätte mein treuer Arzt dich aufgesucht und dir den Brief gebracht.

Es kam anders. Mein Schicksal rührte die Königin. Was die Männer nicht verstanden hatten, verstand die Frau. Freilich erfuhr sie meine Geschichte aus einem Munde, der mit Engelszungen zu ihr redete. Sie soll um mich geweint haben. Die königlichen Thränen begnadigten mich! Und da das gräßliche „lebenslänglich“ nicht dabei war, so sah es wirklich wie Gnade aus. Acht Jahre war schließlich eine kurze Zeit; ich war ja noch so jung!

Wie glücklich er war! Ich meine meinen lieben Arzt. Armer, armer Mann!

Im Kerker hatte ich zum Nachdenken Zeit genug. Man war übrigens mild gegen mich. Ich durfte mir außer den Arbeiten im Gefängnis etwas für mich verdienen. Ja wohl, acht Jahre lang konnte ich ungestört nachdenken, immer dasselbe: Auf der Welt ist eine schlechte Gerechtigkeit; wenn ich wieder frei geworden, will ich eine bessere üben.

Nach acht Jahren ward ich wieder frei. Mein lieber Arzt wollte mich mit sich nach Amerika nehmen. Ich konnte dem Getreuen auch diesmal nicht helfen.

Er ist dann allein gegangen.

Ich kam zu dir.

Als wir beide dort drüben an jenem anderen Abgrund standen, da hatte ich bereits Gerechtigkeit geübt. Dort drüben war es, wo du mich frugst, ob ich dein Weib werden wolle. Ich sagte: ja! Natürlich wäre ich niemals dein Weib geworden. Bevor ich dich dann verlassen, wie du mich verlassen, hättest du erfahren, was du jetzt erfährst. Dann wären wir gerächt gewesen, ich und mein Kind! Es sollte anders kommen.

In deinem Hause fand ich deine Mutter. Der Liebe deiner Mutter mußte mein Haß weichen; ja er wurde sogar zuletzt wieder in Liebe verwandelt. Ich war eben doch nur ein schwaches Weib! Die Vergeltung, die ich an dir üben wollte, schlug auf mich selbst zurück, zermalmte mich selbst. Ich wollte fort, oder wahnsinnig werden, oder sterben. Da kam die Krankheit, das Wunder der Auferstehung und Wandlung. In einem Zustande von Verückung, war ich unsinnig genug, mir einzureden, daß ich würde bleiben, daß ich würde schweigen dürfen. Deine Mutter wußte es schon lange; deine Mutter rettete mich und dich. Ich verließ dich: deine Mutter hatte die Größe, bis zu ihrem Tode zu schweigen. Ich schwur ihr, nie die deine zu werden. Dedin, der Tag bricht an, unser Hochzeitstag.

Dedin taumelte auf Alexandra zu.

„Ja, unser Hochzeitstag! Aber wir wollen leben, leben! Denkst du, daß ich so wahnsinnig sein könnte und jetzt — —

„Ach Dedin! Sieh, dort ist der Schmetterling wieder!
„Du stürzest!“

„Halte mich! Ich will dein sein!“

Ein Jubelschrei ward gehört, rings in der Kunde vom Gebirge widerhallend zurückgejauchzt. Der Nebel braute auf. Dedin wollte Alexandra vom Abgrund hinweg und an seine Brust reißen — aber es war zu spät! Nebel umhüllte sie. Dedin sah sie nicht mehr, griff nach ihr, konnte sie gerade noch fassen, um, von ihren beiden Armen mächtig umschlungen,

mit ihr hinunter zu sinken. Ueber ihnen schlug die Dunstflut zusammen.

Sie sahen sich an. Sie wollten sich etwas sagen, zuflüstern, sich küssen, als ihnen bereits in einem seligen Schwindel die Sinne schwanden. Noch fühlten sie, wie es sie sphärenhaft umbrauste. Vor ihren geschlossenen Augen schwamm ein Meer von Glorie — der ewige Tag! Dann — ein wunderbarer, glühender, zermalmender Schmerz wie im Traume empfunden; ein letztes, unirdisches, himmlisches Gefühl, daß sie sich unzertrennlich, unlöslich in den Armen hielten, daß sie befreit seien, erlöst — und aufrauschend empfing die Vermählten das Grab.

Als würde auf dem Altar der Erde dem neuen Tag ein Opfer entzündet, dampften die Nebel zu den im Morgenrot lodernden Gipfeln empor. Aus dem Abgrund schwang sich singend ein Finkenpaar, dem von Glut und Glanz überfluteten Himmel entgegen.

Und die Sonne stieg — —



42519

- Duplicate card.

Vosz, Richard

Bergasyl.

LG

V9695b

**University of Toronto
Library**

**DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET**

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

